



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07438417 7



GCL
-text-

1

2

3

4



Friedrich Hertz

Moderne Rassen-theorien.

Wien, 1904.

C. W. Stern

Buchhandlung L. Rosner, Verlag.

(902)



Moderne Rassentheorien.

(Hertz)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Friedrich Hertz:

Moderne Rassen-theorien.

Kritische Essays.

Wien, 1904.

C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner, Verlag).

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
1914

Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
1914

Jean Jaurès

gewidmet.

**Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida —**

Horatius. carm. III. 3.



Vorrede.

Zwei Umstände lassen mir eine kurze Vorbemerkung am Platze erscheinen.

Die Rassentheorien sind gegenwärtig Modesache und wie bei jeder Mode ziehen vor allem die Exzentrizitäten mehr oder weniger harmloser Amateure den Blick des Publikums auf sich. Daneben macht sich seit ganz kurzem eine etwas wissenschaftlichere Richtung geltend, deren Vertreter aber fast durchwegs auf dogmatischem Boden stehen, d. h.: das Vorhandensein, die Wirkungen und Eigenschaften der Rassenkräfte stehen ihnen von vornherein fest und sie suchen nun Illustrationsfälle mit allerdings grösserer Vorsicht und Belesenheit, als der anderen Richtung zukommt, ausfindig zu machen. Meine Schrift unterscheidet sich von diesen wohl zunächst durch die gründlichere Kritik der Grundlagen des Rassenglaubens. Ich meinte, diese Kritik überzeugender gestalten zu können, indem ich dem negativen Nachweis, dass die Rassentheorie in Bezug auf ein bestimmtes Ereignis nicht zutreffe, in vielen Fällen einen Versuch folgen liess, eine mit den Tatsachen besser übereinstimmende Erklärung zu geben. Hoffentlich ist die Kritik, die die bisher erschienenen Leistungen der Rassentheorie zunächst herausforderten, nicht so überwiegend, dass mir Leugnung ethnologischer und nationaler Verschieden-

heiten vorgeworfen werden kann. Die Feststellung des Einflusses, den das Nationaltemperament auf die Geschichte nimmt, die Betrachtung der Entwicklungsmöglichkeiten einer Rasse sind aber so schwierig, dass ich mir grosse Zurückhaltung auferlegen musste. Das eine steht mir jedoch zweifellos fest, dass nämlich sowohl die Grösse, als die Konstanz der Rassenmomente unglaublich übertrieben wurde und dass ihre Rolle in der Geschichtserklärung eine sekundäre sein muss.

Weiters bemerke ich noch, dass die vorliegende Arbeit erst nach mehrfachen Unterbrechungen und Verzögerungen vollendet werden konnte und die einzelnen Teile sehr verschiedenen Datums sind. Einige Kapitel sind vorher in der Presse erschienen, und zwar in folgenden Blättern: Sozialistische Monatshefte, Freies Wort, Polit.-anthropolog. Revue, Die Zeit (Wien), Der Tag, Wissen für Alle, Revue de synthèse historique. — Aus diesen Umständen erklären sich manche Wiederholungen, die ich leider nicht ganz ausmerzen konnte. Schliesslich obliegt mir noch, meiner Schwester Francis für die wertvolle Hilfe, die sie mir durch das Lesen der Korrekturen gewährt hat, herzlichst zu danken.

London, Mai 1904.

Friedrich Hertz.



Moderne Rassentheorien.

1.

Seit alter Zeit stehen sich in der Geschichtsschreibung zwei Auffassungen entgegen, von denen die eine den Schwerpunkt in das persönliche Moment, die andere aber in die den Menschen bestimmenden äusseren Umstände verlegt. Die Richtung der neueren Historik wird dabei eine immer entschiedener kollektivistische, sie sucht Massenziele und Massenkkräfte an Stelle des Einzelwillens grosser Persönlichkeiten als Ursachen und Mittel des geschichtlichen Handelns festzustellen. Da kehrt aber jener alte Gegensatz in der Bewertung des zwischen Natur und Mensch bestehenden Verhältnisses wieder. Ist es die ewige Energie des Weltganzen, in dem das Menschendasein nur eine vergängliche Kräfteverbindung darstellt, das den kleinen, uns als Geschichte bewusst gewordenen Ausschnitt der Entwicklung in ebenso erkennbarer Weise bestimmt, wie die Sonnenwärme Ährenreifen und Vogelsang hervorruft? Oder liegt im Menschen eine so neue Kraft (oder wenigstens eine so eigenartige Ableitung der Einen), dass sie als Einzelkraft die geringste unter den Gewalten der Natur, als Gesamtkraft aber die mächtigste Herrin der Erde wäre? Wohnt den Gesamtheiten, die wir unter naturwissenschaftlichem Gesichtswinkel Rassen nennen, eine selbständige, mit den örtlichen Verschiedenheiten der Sonnenwirkung nicht zusammen zu bringende Ausserungsfähigkeit inne oder hat die Bildsamkeit des menschlichen Wollens und Könnens der Leitfaden unseres geschichtlichen Denkens zu sein?

Die Lehre von der Bedeutung der Rasse für die kulturelle Entwicklung hat in neuester Zeit eine Anzahl überzeugter Verkündiger und durch diese ein Publikum gefunden, das

zwar nicht weite Volkskreise, aber doch einflussreiche Schichten umfasst.

Nicht jede in bezug auf die Rasse geäußerte Theorie kann als Rassentheorie bezeichnet werden, sondern nur eine solche, die die Rasse als Hauptfaktor der geschichtlichen Entwicklung auffasst. Wir haben schon den psychologischen Grund angedeutet, der fast alle universal denkenden Naturforscher zu Gegnern der Rassentheorien in diesem Sinne macht. Gerade die grössten Meister der Anthropologie, in deren Gebiet doch der Begriff Rasse hauptsächlich fällt, wollen von der geschichtlichen Bedeutung der „edlen“ und „unedlen“ Rasse recht wenig wissen. Von Alexander von Humboldt an, der erklärte: „Es gibt bildsamere, höhergebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme“, bis Kollmanns Ausspruch: „Alle europäischen Rassen sind, soweit wir bisher in das Geheimnis der Rassennatur eingedrungen sind, gleichbegabt für jede Aufgabe der Kultur“ liessen sich viele Belege einer ähnlichen ablehnenden Haltung seitens berühmter Naturforscher anführen. Natürlich wollen jene Aussprüche keineswegs das Vorhandensein und den ungleich hohen Kulturzustand verschiedener Rassen leugnen, vielmehr nur hervorheben, dass der Rassencharakter nicht unveränderlich und starr, sondern unter Voraussetzung der nötigen zeitlichen und äusseren Bedingungen bildsam und der Erhebung zu höherer Kultur fähig ist. Die Sprachforscher und Historiker dagegen sind öfter geneigt, die Bedeutung des Rassenfaktors anzuerkennen. Natürlich: wer, wie die meisten Linguisten, seine Lebensarbeit auf die Erforschung der Kulturen einer bestimmten Sprachverwandtschaft verwendet hat, wird leicht geneigt sein, seinem „ausgewählten“ Volk alle Liebe und Bewunderung zu weihen. Der Anthropologe und Ethnologe dagegen zählt meist alles, was auf zwei Beinen geht, zu seinem Beobachtungsmaterial und erforscht auch vorzüglich jene Lebensäusserungen der Menschen, in denen die Rassenunterschiede weniger gross sind. Die Rassentheorie im erwähnten Sinne ist heute eher der Tummelplatz von Politikern und Dilettanten zu nennen, als das Forschungsgebiet exakter Gelehrter, was die unmutige Ausserung eines der allergrössten Linguisten und Ethnographen, Friedrich Müllers, begreifen lässt: „Rasse ist eine leere Phrase,

ein purer Schwindel.“ Immerhin macht der Gegenstand eine Übersicht wünschenswert.

Man bemerkt leicht in der Rassentheorie vier verschiedene Hauptströmungen. Die linguistische Richtung geht aus von der Sprach- und Kulturverwandtschaft, von der sie auf die anthropologische Verwandtschaft schliesst, die anthropologische Schule sieht hingegen von der Sprachverwandtschaft ganz ab und sucht, aus der gegenwärtigen Rassenmischung auf Grund somatischer Merkmale die ursprünglichen Rassentypen zu rekonstruieren. Die biologische Schule beschäftigt sich hauptsächlich mit der natürlichen Auslese, ihrer Wirkung auf die Rasse, ihrer Hemmung und Förderung durch soziale Umstände, wobei der Begriff Rasse ganz allgemein gefasst wird. Die soziologische Richtung schliesslich sieht von der Rassenverwandtschaft ebenfalls ab, definiert die Rasse als soziales Gebilde und untersucht vor allem den Rassenkampf und seine soziologische Bedeutung.

II.

Arthur Graf Gobineau — dessen Werk seine Anhänger mit Stolz das Rassenbuch nennen — war tatsächlich einer der frühesten Vorkämpfer der linguistischen Rassentheorie. Sein Buch¹⁾ ist mit Geist und jener besonderen Art von Gelehrsamkeit geschrieben, die sich oft bei vornehmen Dilettanten findet und die meist mit völliger Kritiklosigkeit verbunden ist. Das Material Gobineaus ist ja selbstverständlich heute völlig veraltet, aus den Denkmälern des alten Orients hat sich uns eine neue Welt erschlossen, von der Gobineau nur einen Bruchteil kennen konnte. Aber selbst das Wissen seiner Zeit hat er mit übermässiger Phantasie in den Dienst seiner aristokratisch-feudalen Weltanschauung gestellt. Offenherzig bekennt er diese: „Dies Buch ist der Ausdruck der Instinkte, die ich bei der Geburt mitgebracht habe.“ Es soll als Kampfmittel gegen die „Theoretiker des Umsturzes“ und den „grillenhaften Liberalismus“ für die Rechte des Adels und die Wahrheit der biblischen Offenbarung dienen. Die wörtliche Annahme der

¹⁾ Graf Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Vier Bände.

geoffenbarten Wahrheit ist natürlich unverträglich mit historischer Kritik, und Chamberlains scharfe Kennzeichnung dieser Methode ist berechtigt.²⁾ Profanere Wissenschaften, wie z. B. die prähistorische Forschung, erfreuen sich nicht derselben Beliebtheit seitens des Grafen. Gegen die Nationalökonomie leistet er sich folgenden ergötzlichen Ausfall: „Nichts Verwünschteres lässt sich denken, als das Ansehen, in welchem wir eine angebliche Wissenschaft stehen sehen, die aus einigen von dem gesunden Menschenverstand aller praktischen arischen Epochen angestellten allgemeinen Beobachtungen die grössten und gefährlichsten tatsächlichen Unsinnigkeiten herauszuziehen gewusst hat . . . Dies ist keine Wissenschaft, denn die erbärmlichste Verneinung der wahren und heiligsten Anliegen des Menschen bildet ihren engherzigen Grundgedanken.“

Der erste Band gibt ein gutes Bild seiner Theorie und ist sehr lesenswert. Die folgenden drei sind für den historisch Gebildeten von tödlicher Langeweile, da dieselben wenigen Grundideen immer wiederkehren. Der Inhalt seiner Theorie ist kurz gefasst folgender: Die Urbewölkerung des grösseren Teils der Welt war von schwarzer Rasse und sehr geringwertiger geistiger Struktur. Der weisse Stamm, der heute in den Ariern relativ am reinsten erhalten ist, dringt von den Hochebenen Asiens nach Süden und Osten vor, indem er sich in verschieden starkem Grade mit den Urnegern vermischt. Daraus werden dann Assyrer, Babylonier und andere Semiten, Aegypter u. s. w. Auch eine gelbe Urrasse wird angenommen, aus deren Mischung mit den Weissen die — Engländer, Deutschen und Russen hervorgehen. Die Rassen stehen umso tiefer, je mehr Negerblut sie enthalten. Doch hat dieses auch seine guten Seiten: Es gibt den etwas spiessbürgerlichen Weissen künstlerischen Schwung.³⁾ Wo irgend ein Volk künst-

²⁾ Er wirft ihm u. a. „Verschrobenheit“, „perverse Antiwissenschaftlichkeit“, „unhaltbare Phantasterei“ und Ähnliches vor. Ja mehr. „Ein Mann wie Gobineau,“ sagt er, „ahnt nicht einmal die enorme Verwickeltheit des Problems, das er so einfach und mit kindlicher Allwissenheit zu lösen unternimmt.“

³⁾ In Südamerika, wo die Mischlinge eine gesellschaftliche Stellung erlangen können, sollen allerdings viele Künstler aus ihnen hervorgehen wie Quatrefages berichtet (nach Ribot).

lerisch etwas geleistet hat, muss das Negerblut herhalten. Selbst die hellenische Kunstblüte wird damit erklärt. „Die arischen Völker, die zum Praktisch-Tatsächlichen hinneigen, sind an sich nicht künstlerisch. Bedachtsam, vernünftig im Urteilen, Reden und Denken, das sind sie; von der höchsten Fassungskraft sind sie auch; geschickt, die Vorteile aller Dinge zu entdecken etc.“ Die beiden „arischen Instinkte“ sind „Vernünftigkeit und das Aufsuchen des Nützlichen“. Das stimmt ziemlich wenig mit anderen Schilderungen des arischen Charakters. Bezüglich der künstlerischen Begabung erklärt Gobineau: „So geben alle bisher ins Auge gefassten Erscheinungen das übereinstimmende Resultat: Die Mischung mit der schwarzen Rasse bringt, wenn sie eine leichte ist, die Intelligenz bei der weissen insofern zur Entwicklung, als sie ihr eine Wendung zur Phantasie gibt, sie mehr künstlerisch macht, ihr gewaltigere Flügel verleiht. Zu gleicher Zeit aber entwaffnet sie ihre Vernunft“. Nach all diesen Kriterien muss Gobineau eine gehörige Dosis Negerblut in den Adern gehabt haben, denn die Gobineausche Geschichtsphantasie ist nicht nur ein Produkt der Vernunftentwaffnung, sondern entwaffnet durch ihre Naivetät auch die Vernunft seiner Kritiker. Dass Gobineau die Idee des Vaterlandes bei den Griechen eine „kanaanäische Monstrosität“ nennt, die die Semiten den Ariern aufgedrängt hätten, sei der Kuriosität halber erwähnt.

Die Idee der Entwicklung kennt Gobineau nicht. Er behauptet, dass die Arier selbst am Pol oder unter dem Aequator dieselbe Stellung erlangt hätten. Der Natureinfluss sei sehr unwesentlich. In Bezug auf die Zukunft ist Gobineau Pessimist. Die fortdauernde Rassenmischung muss allmählich die edlen Rassen auf ein grauenhaft mittelmässiges Niveau herunterbringen.^{*)}

Gobineau hat auf Richard Wagner stark gewirkt. Neuerdings hat sich eine Gobineau-Gemeinde gebildet, die die Verbreitung seines Rassenwerkes propagiert. Sie würde seinem Andenken mehr nützen, wenn sie dies unterliesse. Erwähnt sei noch, dass das Negerblut in Gobineau viele feine und

^{*)} Bezeichnend für Gobineau ist u. a. die Bemerkung, der Fortschritt des menschlichen Wissens sei zweifelhaft, denn zu Abrahams Zeiten habe man offenbar mehr von den Urzuständen gewusst als heute.

schöne Blüten der künstlerischen Phantasie verursacht hat, als deren glänzendste seine „Renaissance“ genannt zu werden verdient.⁵⁾

III.

Die Bücher Driesmans' über Rassenverhältnisse⁶⁾ haben in den letzten Jahren Beachtung gefunden. Man kann den Autor zu den Vertretern der linguistischen Rassentheorie zählen, obwohl er in seinem Buch „Rasse und Milieu“ ausdrücklich hervorhebt, dass er sich zur Charakterisierung und Erkenntnis der Rassenelemente, statt auf die meist in Rechnung gezogenen äusseren Merkmale — Sprache, Schädelbildung etc. — auf die inneren, geistigen Momente stütze. Wer aber in so ausgedehntem Masse mit aus der Sprachvergleichung geschöpften Begriffen, wie „Arier“, „Kelten“, „Semiten“ etc. operiert, legt unbewusst doch das Hauptgewicht auf die Sprachverwandtschaften. So macht denn Driesmans noch in seinem ersten Buch, wie Ammon tadelnd hervorhebt, keinerlei Unterschied zwischen den ethnisch so verschiedenen Elementen des keltischen Stammes. Die Erkenntnis des Nichtzusammenfallens von Rasse und Sprachgemeinschaft dient dem Verfasser hauptsächlich zur möglichst freien Anwendung seiner psychologischen Intuition. Aus den sonderbarsten Umständen und mit einer grossartigen Sicherheit erkennt er das Rassenblut durch alle Umhüllungen von Namen und Völkern hindurch. Wie der Sammler seine Schmetterlinge, so bestimmt er mit Gewissheit: Sokrates — ein Semite, Andreas Hofer — ein Mongole, Richelieu, Hegel und Byron — Kelten, Goethe — Keltoromane, Shakespeare — Keltosaxone, Molière „vorwiegend“ Kelte, Maupassant — diese „höchste, vollkommenste Offenbarung des französischen Geistes, der Gipfel der französischen Kunst“ — „vorwiegend“ Germane⁷⁾ u. s. w. Was sind unsere mächtigen Teleskope, unsere Röntgenstrahlen und chemischen

⁵⁾ Das Beste über Gobineau ist das Buch von Ernest Seillière, *Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique*. Paris 1903. 450 pag.

⁶⁾ Die Titel derselben sind: *Das Keltentum in der europäischen Blutmischung*. 1900. *Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung*. 1901. *Rasse und Milieu (Kulturprobleme der Gegenwart, V. Band)*. 1902.

⁷⁾ Vergl. *Keltentum* pag. 35.

Reagenzien gegen eine solche Macht der psychologischen Analyse? Wie treffend ist die Klage Driesmans': „Der Gelehrte, der nach Kompendien arbeitet, der Kompilator wird höher geschätzt, als ein anderer, der kraft seiner inneren Anschauung zu neuen Ergebnissen gelangt. Die Arbeit jenes gilt für wissenschaftlich, während dieser sich häufig den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit machen lassen muss“.⁸⁾

Wie wertet nun Driesmans die Rassen, die er auf so famose Weise feststellt? Am höchsten stehen natürlich die Germanen, denen unser Autor drei physische und drei psychische **Merkmale** zuschreibt. Die ersteren sind: die leichte Empfänglichkeit der Germanen für Infektionskrankheiten, die Neigung zu den depressiven Formen der Geisteskrankheiten und die „bei den Germanen einheimische, bei den anderen Völkern sich nur in verschwindendem Masse zeigende oder gänzlich fehlende (sic!) Erscheinung des Selbstmordes“.⁹⁾ Zu den letzteren zählt er: Protestantismus, Entwicklungsglaube und „Uebergerechtigkeitsempfinden.“¹⁰⁾

Weniger gut kommen die Kelten weg. Sie sind lyrisch und musikalisch hoch begabt, haben die schönsten Weiber, sind revolutionär von Natur aus. Den Germanen, die ihre Herren wurden, haben sie die „moderne Bildung“, den Schliff beigebracht, ebenso die Galanterie und den Minnedienst. Sie sind die „arischen Juden“.¹¹⁾ „Das bewegliche fahrende Volk, welches ohne feste, gediegene, ehrbare bürgerliche Position sein Brot bei den herrschenden Klassen, welche die Staatsbeamten- und Grundherrenstellen einnehmen, erspäht und erspekuliert, indem es diesen etwas Künstliches „vormacht“, nämlich sie amüsiert und ihnen nach dem Mund redet etc.“ — so werden sie charakterisiert. Aber noch unter den keltischen Schichten liegen breite vorarische, mongolische und iberische Elemente, die unter anderem die Hauptmasse der Sozialdemokratie ausmachen. Es ist jedoch bemerkenswert, dass Driesmans von Rassenreinheit nicht viel hält. Er betont in nachdrücklichster Weise und oftmaligen Wiederholungen, dass

⁸⁾ Vergl. Wahlverwandtschaften, pag XII.

⁹⁾ Vergl. a. a. O., pag. 75.

¹⁰⁾ Vergl. a. a. O., pag 78.

¹¹⁾ Vergl. Keltentum, pag. 84.

noch nie eine unvermischte Rasse — die heute überhaupt nicht mehr existiere — aus sich selbst heraus eine Kultur hervorgebracht habe, allemal habe wiederholte Kreuzung den Anstoss zur Entwicklung geben müssen; und vor allen in grossen Männern lasse sich deutlich das Vorhandensein verschiedenen Rassenblutes nachweisen.¹²⁾ Insbesondere die Künstler seien „Rassenbastarde“, was sich schon daran zeige, dass sie weniger fruchtbar seien und ihre Nachkommen in die Art der Voreltern zurückschlagen.

Die einzelnen Mischungen wertet der Autor verschieden, am höchsten stellt er die slavosaxonische, deren Ergebnis die Preussen sind.

Wie entstehen nun eigentlich Rassen? In welcher Beziehung steht dieser Vorgang zum Milieu? Diese Fragen sucht Driesmans hauptsächlich in seinem letzten Buch „Rasse und Milieu“ zu beantworten, das langweiliger, aber keineswegs wissenschaftlicher ist, als seine früheren Werke. Wir können das Ergebnis dahin zusammenfassen, dass weniger die direkte Einwirkung, als die auslesende, die Schwächlinge vertilgende Wirkung des Milieus in Betracht kommt, ferner die künstliche Auslese durch Kastenbildung zum Zwecke intensiver Rassenzucht, schliesslich aber Blutmischung. Wie viele vor ihm, schreibt auch Driesmans den verschiedenen Eiszeitperioden grosse rassebildende Kraft zu; je länger und öfter eine Rasse den Wirkungen der Vergletscherung ausgesetzt war, eine desto vorzüglichere Auslese stellt sie dar. Was Kälte und Gebirge im Norden sind, ist die Wüste im Süden, die Germanen wie die Araber bezeugen den Vorzug des ungünstigen, das heisst härteren Milieus. Aber auch die künstliche Rassenzucht kommt in Betracht. Merkwürdigerweise rechnet Driesmans auch die Menschenopfer¹³⁾ zu den im Interesse der Rasse gelegenen Auslesemassregeln. Wir glauben, dass der Wohlgeschmack des Feindes neben anderen Motiven ein viel wirksameres Lockmittel für Wilde ist, als eine Höherzüchtung

¹²⁾ Vergl. Keltentum, pag. 51, 232, 237; Wahlverwandtschaften, pag. VII; Rasse und Milieu, pag. 5, 93, 95, 96, 104 u. s. w.

¹³⁾ Nebenbei bemerkt, ist die Behauptung Driesmans, nirgends fänden sich bei den Ariern Menschenopfer, gänzlich falsch; sie sind bei allen arischen Rassen in verschiedenem Masse vorgekommen, besonders auch bei den Germanen.

ihrer Rasse. Eine Entdeckung von grösster Tragweite ist aber folgende: Driesmans scheidet die Menschen in „Bauchmenschen“ und „Lungenmenschen“, je nachdem die Atmung vorwiegend durch die Tätigkeit des Zwerchfelles oder die der Brustrippen vermittelt wird. Bekanntlich ist der Vorgang bei den verschiedenen Geschlechtern und Lebensaltern nicht ganz derselbe. Driesmans behauptet nun, die Brustatmung lasse das Blut besser oxydieren und bewirke daher eine bessere Ernährung des Gehirns, eine grössere geistige Tüchtigkeit. Die Preussen — Driesmans Idealmenschen¹⁴⁾ — verdanken ihre Ueberlegenheit ihrer guten Körpererhaltung, die ihnen Friedrich Wilhelm I. durch die rassenhygienische Parole: „Brust heraus — Bauch hinein!“ beigebracht hat. Bis zu diesem König waren sie kein so ausgezeichnetes Volk. „Sie sind durch die Zucht, in welche ihre Könige sie nahmen, zu besseren Lungenmenschen geworden, sie haben sich — wenigstens in Hinblick auf den Körper — um einen Grad höher aus der tierheitlich-lässigen Haltung emporgereckt . . . Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir die überlegene körperliche Tüchtigkeit und das rüstige Wesen der Preussen gegenüber den anderen Deutschen im besonderen, und den Europäern überhaupt auf ihre bessere Körperhaltung zurückführen, welche ihr Blut zu schnellerer, gründlicherer Oxydation in den Lungen bringt und ihnen infolgedessen gesteigerte Energie und Tatkraft verleiht. Die grossen Errungenschaften, welche dieser Menschenschlag in den beiden letzten Jahrhunderten gemacht, sind mit Sicherheit als begründet durch das so unbedeutend erscheinende physiologische Moment einer veränderten — gestrafften — Körperhaltung zu erkennen.“ Wir armen „tierheitlich-lässigen“ Süddeutschen!

Was tun nun die Rassen in der Geschichte? Erstens können sie sich nicht ausstehen wegen ihrer verschiedenen „Weltanschauung“, zweitens vermischen sie sich zu immer neuen Melangen. Das ist riesig bequem für die Historiker. Es gibt

¹⁴⁾ „Es dürfte nicht übertrieben und geschmeichelt sein, den brandenburgisch-preussischen Menschenschlag als lachende Löwen zu bezeichnen.“ (Keltentum, pag. 147.) In „etwas veränderter Form könne dieser Typus die Grundlage für den von Friedrich Nietzsche aufgestellten guten Europäer abgeben“. (a. a. O., pag. 149.)

kein Ereignis, das sich mit diesen zwei Formeln nicht „erklären“ liesse. Die französische Revolution war eine Keltenrevolution gegen die herrschenden Germanen. Man erkennt dies schon daraus, dass sie von „Advokaten und Journalisten gemacht“ wurde, und diese Berufe — „das bewegliche fahrende Volk im modernen öffentlichen Leben“ — sind „zweifelloos keltischen Geblütes“. ¹⁵⁾ Aber auch die Unfähigkeit der Revolutionäre zu dauernder Behauptung ist ein Beweis, denn die Kelten haben keine staaterhaltenden Fähigkeiten. Umgekehrt war die englische Revolution eine Erhebung der Germanen gegen die Kelten, weshalb sie auch glückte. Die Tatsache einer keltischen Herrschaft in England liegt etwas verborgen. Der geköpfte Karl I. war nämlich väterlicherseits der Enkel Maria Stuarts, diese hatte zur Grossmutter väterlicherseits Margarethe, die Tochter Heinrichs VII., dessen Grossvater wiederum der Kelt Owen Tudor war. Vielleicht liesse sich der kleine Konflikt zwischen den Grosskousinen Elisabeth und Maria Stuart auch als Rassenkampf erklären? Auch die offenkundige Parteinahme Schillers für die Schottenkönigin könnte man wohl zur Aufhellung seiner Abstammung verwenden.

Eine Keltenrevolution war ferner der deutsche Bauernkrieg, was sich aus der „Frechheit“, „Frivolität“ und dem „Blutdurst“ der Bauern ergibt. „Die altgermanische Gefolgschaftstreue sitzt auch dem deutschen Bauern zu tief im Blut, als dass er jemals zum Revolutionär werden könnte.“ ¹⁶⁾ Auch die Mafia und Camorra, der „italienische Meuchelmord in allen seinen Spielarten“ ist die „Ausgeburt des geknechteten, hassgeschwollenen, unausgesetzt auf der Lauer liegenden keltoromanischen Geistes“ — gegen die germanischen Herren. Nicht einmal die Wissenschaft lässt dieses Keltengesindel in Ruhe. So ist Goethes Farbenlehre ein „Stück germanischer Weltanschauung“, mit dem die ganze Goethesche Weltanschauung steht und fällt. ¹⁷⁾ Der Begründer der entgegengesetzten Meinung, Isaak Newton, war natürlich ein Kelt. ¹⁸⁾ „Wir glauben die Verständnislosigkeit der deutschen Gelehrten

¹⁵⁾ Vergl. Keltentum, pag. 29.

¹⁶⁾ Vergl. Keltentum, pag. 157.

¹⁷⁾ Vergl. Wahlverwandschaften, pag. 67 ff.

¹⁸⁾ Vergl. a. a. O., pag. 68.

gegenüber Goethes Farbenlehre der fortschreitenden Keltisierung Deutschlands zuschreiben zu sollen, die durch die erste französische Revolution in Szene gesetzt wurde.¹⁹⁾ Ein moderner Rassenkampf war der Streit um die lex Heinze.²⁰⁾ Der Germane ist nämlich ein Freund der Nacktheit, wie alle Arier. (NB. Sind denn die Kelten keine „Arier“?) „Das Kleid ist eine keltoromanische Erfindung, das transalpinische Gallien wurde von den Römern „Gallia braccata“ genannt, das Land der Hosengallier.“ Die schrecklichen Konsequenzen dieser keltischen Erfindung, der Hose und des Kleides, sind die moderne Prüderie, die Verlogenheit, Lüsternheit u. s. w., kurz der geistige Jesuitismus.²¹⁾ Unaufgeklärt bleibt nur, weshalb im Kampfe um die lex Heinze gerade die Sozialdemokratie, dieser „keltomongolische Bodensatz“, sich so energisch auf die germanische Seite gestellt hat. Die Abschaffung der Hose bildet freilich noch immer keinen Bestandteil ihres Programms.

Wie wir bereits bemerkten, legt Driesmans auf die „Blutmischung“ besonderes Gewicht. Der dreissigjährige Krieg hat Deutschland keltisiert, woraus sich die „weibersüchtige Sentimentalität“ der Deutschen im XVIII. Jahrhundert erklärt.²²⁾ Einige Seiten später entdeckt unser Verfasser übrigens, dass im dreissigjährigen Krieg ein starker Zufluss von skandinavischem Blut — Gustav Adolf! — stattfand. „Es liegt daher nahe, zu fragen, ob die geistige Gärung, ob der mächtige, anscheinend ganz unmotiviert und unvermittelte grossartige Aufschwung der geistigen Kräfte in dem Deutschland des XVIII. Jahrhunderts etc. nicht etwa auf den skandinavischen Blutzusatz zurückzuführen ist.“

In den „Wahlverwandtschaften“ wird auf Seite 52 bis 54 der dreissigjährige Krieg geradezu als die ethnologische Eiszeit der Deutschen bezeichnet, die scharfe Auslese der Tüchtigsten und der keltoromanisch - slavische Blutzusatz hätten den Charakter des deutschen Volkes verändert, der vom XVIII. Jahrhundert an sich durch besonderen Idealismus auszeichnet.

¹⁹⁾ Vergl. a. O., pag. 67.

²⁰⁾ Vergl. a. a. O., pag. 155.

²¹⁾ Vergl. a. a. O., pag. 153.

²²⁾ Vergl. Keltentum, pag. 189.

Wir wollen darauf verzichten, allzuviel von den unschätzbaren Entdeckungen Driesmans auf dem Rassengebiet in die grössere Öffentlichkeit zu tragen. Das Gesagte diene zur Charakterisierung alles übrigen. Doch seien noch einige historische Kleinigkeiten vermerkt. Der letzte „Mongolensturm“ auf Wien — wie Driesmans die Türkenbelagerung nennt — fand nicht 1529, sondern 1683 statt. Was das „schlichte, keusche, durch geistige Genüsse veredelte Leben“ Friedrichs des Grossen anlangt²³⁾, so möge sich Driesmans von einem Kenner der Epoche den Ausdruck „Potsdamistes“ erklären lassen. Völlig neue Dinge erfahren wir auf dem Gebiete der Familienentwicklung. Caesar erzähle von den alten Galliern, es sei bei ihnen Sitte, dass ein Weib mit mehreren Männern verkehre. „Es wird wohl kein Volk auf Erden zu finden sein, bei dem sich ein ähnlicher Brauch nachweisen liesse. Alle anderen Völker halten dafür, dass das Weib — wenn nicht mehrere Weiber — dem Manne angehöre.“²⁴⁾ „Die Unterrockspolpolitik hat sich in Frankreich bis auf den heutigen Tag erhalten, so wie auch die altgallische, einzigartige Sitte, dass eine selbst „anständige“ Frau des Zuspruchs von mehreren Männern bedarf.“²⁵⁾ Nun erzählt zwar Caesar in seinem *Bellum Gallicum* dies nicht von den Galliern, sondern von den Britannen, und es müsste daher der Ehebruch eigentlich in England, Irland, Wales einheimisch sein, nicht in Frankreich. Dieses nebenbei. Viel wichtiger ist uns die Erkenntnis, dass die Polyandrie, die man bisher für eine weitverbreitete Eheform hielt,²⁶⁾ bei „keinem Volk auf Erden“ vorkommt. Caesar schildert den Vorgang nämlich ausdrücklich und ohne jeden Zweifel als ehelichen Verkehr: „*Uxores habent inter se communes etc.*“ Das Mutterrecht schildert Driesmans als eine Sitte, „die sich noch bei manchen asiatischen Völkern findet, nach welchem der Mann bloss als Mittel zur Fortpflanzung betrachtet wird und seinem Weibe, sowie seinen eigenen Kindern gegenüber völlig rechtlos ist.“²⁷⁾

²³⁾ Vergl. Wahlverwandschaften, pag. 98.

²⁴⁾ Vergl. Keltentum, pag. 105.

²⁵⁾ Vergl. a. a. O., pag. 106.

²⁶⁾ Vergl. Herbert Spencer: *Principien der Sociologie*. Übersetzt von Vetter, Stuttgart, 1887; II. Bd., pag. 242 — 254.

²⁷⁾ Vergl. Wahlverwandschaften, pag. 23.

Es fehlt uns leider an Raum, um die höchst eigenartigen künstlerischen und politischen Anschauungen Driesmans eingehender zu behandeln. Es genüge der Hinweis, dass für Driesmans die ganze Politik Deutschlands in dem Widerstreit der Lebensordnung der Slavosaxonen, das heisst des preussischen Staatsgedankens und der radikalen Gesellschaftsdoktrin der keltogermanischen [an anderer Stelle keltomongolischen] Sozialisten besteht²⁹⁾, wobei der Verfasser mehr auf die preussische Seite hinneigt. Auch in bezug auf die Kunst hofft Driesmans von Preussen den „Schutz des kunstgeistigen Strebens des deutschen Wesens gegen die französische Geschmacklosigkeit.“³⁰⁾ „Von dem Augenblick an, da Preussen diese seine Aufgabe begriffen, wird eine neue geistige Epoche der Weltgeschichte ausgehen.“

Die Krönung des Werkes aber ist der kühne rassenpolitische Gedanke, den Driesmans in seinen „Wahlverwandtschaften“ auf den Seiten 162 bis 170 zum besten gibt: Künstler und Künstlerinnen sollen nur unter einander heiraten dürfen, es werden „künstlerische Zuchtgenossenschaften“ gefordert, in denen „kunstgeistiges Vollblut“ herangezüchtet werden soll. Auch die übrigen Menschen werden in „berufsmässige Zuchtgenossenschaften“ eingegliedert, innerhalb deren Zuchtwahl getrieben wird: Genossenschaften der Techniker, Mathematiker, Naturforscher, Philosophen u. s. w. Durch das „Milieu der Wahrhaftigkeit, der höchsten intellektuellen Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit“ will Driesmans aus dem „modernen Kulturmenschen die arische und germanische Rasse der Zukunft herauszüchten“. Bei Driesmans wollen wir gerne das Streben für die Tat nehmen, aber die anderen Rassentheoretiker — insbesondere Chamberlain und Ammon — müssten nach dieser Maxime unbarmherzig aus jeder „Zuchtgenossenschaft“ ausgeschlossen werden.

Alles in allem: Driesmans ist ein guter Kerl, sogar ein geistreicher Mensch, dem aber zur Wissenschaft die kritische Vernunft fehlt und der zum Dichter verloren ist — weil er im Grunde ein Philister ist. Sein Hang zum Mystischen, der sich in den wunderlichsten Spekulationen ausdrückt, zieht ihn

²⁹⁾ Vergl. Keltentum, pag. 162.

³⁰⁾ Vergl. Wahlverwandtschaften, pag. 119.

überallhin, wo das Dunkel den Blick hemmt. Daher seine Neigung für sexuelle Betrachtungen, für eine neue Religion, für — die Rassenkräfte, die eben so ganz im Dunkeln liegen, dass man noch nicht sagen kann, ob sie überhaupt existieren.

Wir haben unsere Würdigung seiner Ansichten — deren erste Veröffentlichung durch eine Klage Driesmans' wegen mangelnder Beachtung mehrerseits veranlasst wurde — hier deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil Driesmans ein Typus unter den Rassentheoretikern ist. Es gibt eine Anzahl von Konstruktionen „arischer Weltanschauung“, die aus derselben Stimmung entspringen und mit denselben Mitteln ihren Beweis stellen wollen wie Driesmans. Ich kann daher wohl im folgenden über sie hinweggehen, ohne fürchten zu müssen, der Nichtbeachtung kostbarer Geistesprodukte beschuldigt zu werden.

IV.

Wenn noch Gobineau bei seiner Konstruktion ganz ohne Anthropologie auskommt und die sprachlichen Einheiten zur Grundlage nimmt, so machte es der Fortschritt der Anthropologie immer klarer, dass jene aus sehr mannigfach gemischten Typen bestehen. Die anthropologische Schule — oder, wie sie sich selbst nennt, die anthroposociologische — kehrt sich gar nicht an politische und Sprachgrenzen, sondern sucht auf Grund somatischer Kennzeichen die ursprünglichen Rassen zu rekonstruieren. Ihr Haupt ist der französische Anthropologe G. Vacher de Lapouge und Otto Ammon in Deutschland, auch in Amerika haben sich einige Gläubige gefunden. Lapouges Hauptwerk ist das Buch: *Les sélections sociales*; eine gute Zusammenfassung seiner Theorie gibt er in einem Artikel: *Die Grundgesetze der Anthroposociologie*, der in mehreren Sprachen übersetzt wurde.³⁰⁾ Lapouges Haupt-einteilung der Rassen geschieht nach der Schädelform. Bekanntlich nennt man das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädellänge (mit 100 multipliziert) nach dem Vorgange von

³⁰⁾ Ich zitiere ihn nach der englischen Übersetzung im *Journal of Political Economy*, herausgegeben von der Universität Chicago, 1897—1898, pag. 54 ff.

Retzius den Längenbreitenindex. Seit Broca und Welcker nennt man Schädel mit einem Index bis 75 dolichocephal oder langköpfig, von 80 aufwärts brachycephal oder kurzköpfig, die dazwischen liegenden Formen mesocephal oder mittelköpfig.²¹⁾ Lapouge unterscheidet nun zunächst eine langköpfige, blonde und hochgewachsene Rasse, die er nach Linnées Vorgang homo europaeus nennt und im allgemeinen mit den Ariern identifiziert; doch decken sich die Begriffe nicht ganz. In psychologischer Beziehung soll sich der europaeus durch Ehrgeiz, Energie, Kühnheit, Idealismus und eine Neigung zum Protestantismus auszeichnen. Die brünette, brachycephale und kleine Rasse, die in ganz Mitteleuropa neben und mit Langköpfen vermischt wohnt, nennt er homo alpinus, weil ihr Hauptwohngebiet die Gebirge Mitteleuropas, speziell die Alpen, sind, und schreibt ihr einen konservativen, vorsichtigen, weniger genialen und katholischen Zug zu. Die dritte Hauptrasse Europas ist die mediterrane (mittelländische) Rasse, die dolichocephal aber brünett ist und moralisch noch unter der brachycephalen steht. Lapouge stellt nun zwölf Gesetze auf, die er alle zusammenfasst in das eine Gesetz der überragenden geistigen Regsamkeit des homo europaeus. Zur Illustration dieser Aktivität wird behauptet, der homo europaeus besitze mehr Wohlstand und sei steuerkräftiger, als der alpinus, halte sich hauptsächlich in den Städten auf, liefere den grösseren Prozentsatz der Gebildeten und der Auswanderer und fahre mehr Bicycle. Das Bicyclefahren als Rassencharakter wird ebenfalls mit der grösseren geistigen Regsamkeit erklärt. Doch die Freude Lapouges an dem wohlgeratenen homo europaeus ist nicht ungetrübt. In historischen Zeiten zeigt sich ein beständiges Wachsen des Schädelindex, also eine bedrohliche Zunahme der Rundköpfigkeit. Lapouge sieht darin ein allgemeines Gesetz der geschichtlichen Entwicklung. Ueberall geschieht der soziale Fortschritt dadurch, dass ein Herrenvolk ein minder befähigtes

²¹⁾ Wenn also die grösste Schädelänge 200 mm, die grösste Schädelbreite 150 mm beträgt, ist der Index $\frac{150}{200} \cdot 100 = 75$. Er zeigt Dolichocephalie an. Die langen Köpfe haben die niederen, die breiten die hohen Indices.

(unterjocht und in wohlthätiger Knechtschaft hält. So sind auch die Dolichocephalen Mitteleuropas die Nachkommen der germanischen Herrenrasse, die die rundköpfige Urbevölkerung unterwarf, wo diese nicht in unzugänglichen Gebirgen Schutz fand. Aber im Laufe des Mittelalters trugen die vielen Kriege, Revolutionen, Privatfehden, Religionsverfolgungen, das Zölibat, Einkerkerungen und schliesslich Missheiraten dazu bei, dass der Edle ausgerottet, an der Fortpflanzung verhindert oder durch Vermischung mit unedlem Blut zur Degeneration gebracht wurde. — Doch Lapouge ist nicht ganz hoffnungslos. Er schreibt seiner Theorie grosse Folgen zu:

„Ich bin überzeugt, dass man sich im nächsten Jahrhundert nach Millionen schlachten wird wegen ein oder zwei Graden mehr oder weniger im Schädelindex — an diesem Zeichen, das das biblische Schiboeth und die Sprachverwandtschaften ersetzen wird, werden sich die verwandten Rassen erkennen, und die letzten Sentimentalen werden gewaltige Ausrottungen von Völkern erleben.“³²⁾

Einen ähnlichen Standpunkt, wie Lapouge, vertritt Otto Ammon in Karlsruhe, ein mit den nötigen Mitteln — Geld, Fleiss, Zeit, Phantasie und gewaltigem Selbstbewusstsein — versehener anthropologischer Privatier. Seine „Lehre“ ist nicht übermässig originell und stellt eine Verbindung der anthropologischen mit der biologischen Rassentheorie dar. Bemerkenswert ist nur die stark aufgetragene politische Tendenz gegen alles, was wirtschaftlich oder politisch freiheitlich gesinnt ist. Diese Richtung und die unermüdliche Propaganda Ammons, der seine Entdeckungen dem Publikum in stets neuen Publikationen vorzusetzen nicht müde wird,³³⁾ haben bewirkt, dass

³²⁾ Vergl. den Aufsatz von Manouvrier: L'indice cephalique et la pseudo-sociologie. Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1899, pag. 233 ff. und 280 ff. — Einen ganz hübschen Streich hat übrigens die Geschichte Lapouge gespielt. Um zu beweisen, dass England seine Expansion nicht seiner Lage verdanke, führt er Japan an, das niemals expandiert hätte, weil ihm trotz der insularen Lage der betreffende „Expansionszug“ fehle. Das war 1894. Im Jahr darauf begann der chinesisch-japanische Krieg und damit die japanische Expansion.

³³⁾ O. A m m o n: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 2. Aufl. 1896; ferner: Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893 u. a.

dieser Schriftsteller in der Öffentlichkeit und selbst von Seite offizieller wissenschaftlicher Kreise viel mehr beachtet wurde, als sich gebührt. Ja, seine „Theorie“ ist heute auf dem besten Wege, die nationalliberale Parteidoktrin zu werden. Was seine Rasseneinteilung und -schilderung betrifft, so können wir auf Lapouge verweisen. Doch betont Ammon die segensreichen Folgen des „Kampfes ums Dasein“ schärfer. Niemals sei es dem begabten Proletarier so leicht gewesen, durch Sparsamkeit und Tüchtigkeit aufzusteigen, die grosse Masse der Arbeiter sei aber eben moralisch wie intellektuell minderwertig, der Unternehmer, der „geborene Organisator der nationalen Arbeit“, wird als Muster aller germanischen Tugenden gepriesen. Die Anhäufung der Langköpfe in den Städten wird durch den „Zug in die Stadt“ bewirkt, der immer die geistig regsameren, also dolichocephaleren, unter den Landbewohnern „ausliest“ und in die Städte führt. Dort steigen die besten dieser bereits ausgelesenen Elemente in die „höheren Stände“ auf, worunter Ammon alles vom Reserveleutnant aufwärts zu verstehen scheint. Aber die aufreibende Wirkung des Stadtlebens, verbunden mit den enormen geistigen Anstrengungen der „ausgelesenen“ Unternehmer, Beamten, Professoren etc. lassen diese Blüte der Rasse nach wenigen Generationen aussterben, wodurch natürlich die Rasse verschlechtert wird. So fressen die Städte die besten Elemente der Nation, die sich dem Gemeinwohl aufopfern.³⁴⁾ Was die Entstehung der besonders edlen langköpfigen Rasse betrifft, so akzeptiert Ammon die Hypothese, dass die Arier die durch die Gefahren der Eiszeit bewirkte strenge, aber köstliche Auslese darstellen.

³⁴⁾ Im Zentralblatt für Anthropologie, 1901, findet sich ein Aufsatz von Kohlbrugge - Utrecht gegen die Behauptung Ammons von der schädlichen Wirkung des Stadtlebens. Der Verfasser weist u. a. auf die französischen Refugiés hin, die vor mehr als 200 Jahren nach Deutschland kamen, ganz verarmt waren, sich in den Städten niederliessen und deren Nachkommen heute bedeutend vermehrt und an ihren französischen Namen kenntlich sich in den höchsten Stellen finden. Ebenso sei es mit den Nachkommen der Holländer in den Vereinigten Staaten (Knickerbocker, Holland Society, Roosevelt!) — Die Lehre vom Zug in die Stadt und die Wirkung auf die Rasse hat Ammon übrigens aus G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen. 1889. Eine gute statistische Widerlegung Hansens gibt Robert Kuczynski: Der Zug in die Stadt. Münchener Volkswirtschaftliche Studien, 24. Stück.

Auch später habe die Lebensweise mitgewirkt. „Einzig und allein der in dem rauhen Klima Nordeuropas unter Jagd, Krieg und ritterlichen Übungen aufgewachsene Mensch bietet diejenigen Anlagen, welche die Zierde des Ariers ausmachen, nämlich Kraft, Energie, Tapferkeit, Selbstgefühl, Wahrhaftigkeit, Mitleid mit Schwachen (sic!) und echte Menschlichkeit etc.“ Es ist nun erstaunlich, welch' hohes Lob Ammon der Gesellschaftsordnung spendet, die doch diese Blüte der Menschheit so grausam ausrottet. Anstatt mit dem „demokratischen“ Rundkopfgesindel, das eine Änderung dieser mörderischen Gesellschaftsordnung anstrebt, gemeinsame Sache zu machen, giesst Ammon alle Schalen des Zornes über dieses aus. Dem Pöbel werden die wütendsten Beschimpfungen zuteil, unter denen sich nur die Vorwürfe der „Gehässigkeit“ und des „Fanatismus“ etwas komisch ausnehmen. Mit Sozialreformen und dergl., die die Bedeutung der Minderwertigen heben, muss man sehr vorsichtig sein. Sogar Schulgeldermässigungen kommen Ammon bedenklich vor. Die Bismarcksche Art von Sozialreform, die die Arbeiter für „internationale Schwindeleien weniger empfänglich machen“ soll, findet noch Gnade vor Ammons Augen, selbst einige weitere Reformen wären möglich. Die Sonntagsruhe ist aber für ihn schon von zweifelhaftem Wert, da es ja vorkommen kann, dass ein älterer und gebildeter Mann den Weg zum Bahnhof machen muss, damit der junge Postbote Sonntags im Bierhaus sitzen kann. Natürlich ist Ammon für ein Sozialistengesetz, das aber „drakonischer“ sein müsste, als das frühere „zu milde“. Selbst auf einen „missglückten, revolutionären Versuch der verwilderten Massen“ scheint er Hoffnungen zu setzen. Selbstverständlich ist er heftig gegen das allgemeine Wahlrecht und preist das Dreiklassenwahlsystem als Gipfel der Weisheit, da nur dadurch die edlere Rasse vor der Überwältigung durch die gemeinere geschützt sei.⁸⁹⁾ Als Probe Ammonscher Weisheit wollen wir

⁸⁹⁾ Dazu bemerkt Jentsch: In Neustadt-Oberschlesien bilden die Herren Abraham Fränkel, Hermann Fränkel und Emmanuel Fränkel die erste, die Herren Josef Pinkus, Albert Fränkel, Max Pinkus und August Schneider die zweite Abteilung. Die vier Fränkel und zwei Pinkus sind Inhaber derselben Firma; diese ernennen also 24 Stadtverordnete, alle anderen wählen nur 12! „Ist das Arierherrschaft?“

noch erwähnen, dass er auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung (1) berechnet, dass von den 11 Millionen deutschen Wählern 9 Millionen „Mittelgut“ sind, 800.000 schwachbegabte u. s. w. In den höheren Begabungsklassen sind bloss 2717 Mann, aus denen eigentlich der Reichstag gewählt werden sollte, in der höchsten Klasse X sind volle 11 Mann. Hoffentlich hat sich Ammon mitgerechnet.

Wir wollen die Intelligenz unserer Leser nicht dadurch beleidigen, dass wir in eine ernsthafte Kritik Ammons eintreten. Die richtige Art der Antwort hat Carl Jentsch gefunden, dessen Büchlein²⁶⁾ einen wahren Genuss, mit gewohnt reicher Belehrung verbunden, bietet.²⁷⁾ Wenn wir also den sozialwissenschaftlichen Leistungen Ammons keine weitere Beachtung schenken, so erfordern die anthropologischen Grundlagen doch eine kurze Erörterung, denn sie beruhen ja auf „exakter“ Messung und Beobachtung. Auf Ammons Veranlassung wurden in Baden an den Wehrpflichtigen umfassende Beobachtungen angestellt, die sieben Jahre dauerten und deren Verarbeitung durch Ammon weitere fünf Jahre in Anspruch nahm. Das Ergebnis liegt nunmehr in einem gewaltigen Band²⁸⁾ vor. Dr. Ladislaus Gumplowicz hat dieser Arbeit, die dem Fleisse des Autors alle Ehre macht, einen interessanten Artikel gewidmet, der die Art der Bearbeitung des Materials und die Methode der Schlussfolgerung scharf kritisiert.²⁹⁾ Das Resultat ist, dass trotz aller Mühe und trotz Anwendung ganz unzulässiger statistischer „Methoden“ gerade die wichtigsten Punkte nicht bestätigt, ja sogar in gewichtiger Weise erschüttert wurden, dass Ammon daraufhin

²⁶⁾ Carl Jentsch: Sozialanalyse. Kritische Glossen. 1898. Besonders kommt der 3. und 4. Essay in Betracht.

²⁷⁾ Vergl. auch Heinrich Herkner: Die Arbeiterfrage. 2. Aufl.; Berlin, 1897. Cap. XIX, pag. 441 ff., wo Herkner über die „sozialpolitischen Allotria der Darwinisten, bevor diese über den Darwinismus im reinen sind“ sehr gut abhandelt. Dort findet man auch Genügendes zur Illustration von Ammons „Methode“. In der neuesten Auflage des Buches sind leider diese Ausführungen fortgelassen.

²⁸⁾ O. Ammon: Zur Anthropologie der Badener. Jena Gustav. Fischer, 1899.

²⁹⁾ Ladislaus Gumplowicz: Anthropologie und natürliche Auslese. Politisch-Anthropologische Revue, 1902, pag. 105 ff.

die diesbezügliche Untersuchung, die zu unbequemen Resultaten zu führen schien, fallen liess, nichtsdestoweniger aber noch nachher bewusst wahrheitswidrige Angaben über das Resultat der Enquête machte. Gumpłowicz schliesst seinen sehr lesenswerten Aufsatz: „So also sehen die Grundlagen aus, auf welchen Ammon die „neue Wissenschaft der Sozialanthropologie“ aufgebaut hat. Die Beschaffenheit dieser Grundlagen lässt sich mit einem Wort charakterisieren: sie sind nicht vorhanden. Und daraus folgt, dass Ammons in allen Tonarten gefeiertes Werk: „Die Gesellschaftsordnung“ wissenschaftlich wertlos ist. Nun hat Otto Ammon das Wort.“ — Obwohl die Redaktion der Zeitschrift Ammon unbeschränkten Raum zur Entgegnung anbot, begnügte sich Ammon mit einer „Erklärung“ von 18 Zeilen, in der er eine Diskussion ablehnte und seinem Kritiker einige unsachliche Grobheiten sagte.

Alle Gesetze Lapouges (incl. Bicycle) lassen sich auf das eine zurückführen, dass die Stadtbewohner etwas langköpfiger sind als die Landleute. Damit wird natürlich die höhere Steuerkraft, „kommerzielle Überlegenheit“ etc. leicht erklärt. Aber zwei Fragen drängen sich uns auf: 1. Ist die grössere Dolichocephalie der Städte allgemein erwiesen? 2. Welche Bedeutung kommt ihr zu? Rassenverschiedenheit oder Einfluss des Milieus!⁴⁰⁾ Sind die Leute dolichocephal, weil sie in der Stadt wohnen, oder sind sie in die Stadt gezogen, weil sie dolichocephal (d. h. geistig regsamer etc.) sind?

Was die erste Frage betrifft, so hat Gumpłowicz in seinem Artikel darauf hingewiesen, dass das „Gesetz“ nur dort zutrifft, wo die Stadt aus Gebieten Zuwanderung erhält, die dolichocephaler sind, als die nächste Umgebung. Für andere Gebiete gilt das Gegenteil. Ferner scheint mir noch ein Punkt, der die zweite Frage betrifft, von grosser noch zu wenig gewürdigter Bedeutung. Ich habe erwähnt, dass Lapouge die unbestreitbar stets zunehmende Rundköpfigkeit

⁴⁰⁾ Lapouge lässt selbst einen solchen zu, indem er konstatiert, dass das Stadtleben das Pigment zu verteilen, die Haut zu entfärben, Haar und Augen dunkler zu färben scheint. Die Behauptung, Blondsein sei ein Degenerationszeichen (1), kann ich mir im selben Zusammenhang nicht erklären.

auf eine Rassenverschlechterung durch Ausrottung der Edlen und Vermischung mit den Unedlen zurückführt. Kann diese brachycephale Tendenz nicht auch auf anderen Gründen beruhen? Wir wissen, dass der ganze Körper des Menschen ungemein bildsam ist, sich verschiedenen natürlichen und sozialen Situationen verschieden anpasst. Auch der Schädel ist, solange die Nähte noch nicht verknöchert sind, sehr dehnbar, und hervorragende neuere Forscher wie Regnault, Nyström, Ranke u. a. nehmen einen bedeutenden Einfluss des Milieus auf die Schädelform an. Darüber später. Hier sei bloss erwähnt, dass sowohl nach den statistischen Erhebungen Nyströms in Schweden die Gebildeten gerade brachycephaler sind als die Ungebildeten, als auch die Schädel grösster Männer eine direkt anormale Rundköpfigkeit zu zeigen pflegen.

Wenn wir bedenken, dass die Schädelform keineswegs sicher vererbt wird, dass zahlreiche Faktoren den Schädel umzuformen suchen, dass schliesslich schon geringe für das Auge gar nicht auffällige Massänderungen starke Indexverschiebungen hervorrufen, so werden wir etwas vorsichtigere Schlüsse ziehen, als die „Anthroposoziologen“. Eine Verlängerung des Kopfes in einer Richtung, verbunden mit einer Verkürzung in der anderen, um sage und schreibe je einen Millimeter genügt bei einem Durchschnittsschädel schon, um eine Veränderung des Index um etwa $\frac{1}{4}$ Einheiten bis eine ganze Einheit herbeizuführen. Nun ziehen die Anthroposoziologen aber schon aus Indexdifferenzen von Zehnteln einer Einheit weittragende Schlüsse. Gott bewahre, dass der Messapparat Ammons und Lapouges etwa ungenau sei, sonst fallen vielleicht noch einige Millionen dem uns verheissenen Massenmord zum Opfer — zur höheren Ehre der Anthroposoziologie!

Die behaupteten geistigen und moralischen Unterschiede der verschiedenen Typen brauchen wir danach wohl nicht mehr zu besprechen. Doch sei noch eine nicht uninteressante Rassentheorie eines Norwegers, des Dr. Andr. Hansen, erwähnt, über die Ammon berichtet.⁴¹⁾ Hansen hat gefunden, dass die brachycephale, dunkle Rasse die konservativen Wahlkreise

⁴¹⁾ Vergl. O. A m m o n : Zur Anthropologie Norwegens. Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1900, pag. 129.

bewohnt, die langköpfige, blonde, germanische Rasse die demokratischen Gebiete. Das würde mit Ammons Theorie, die Demokraten seien brachycephal, recht wenig übereinstimmen, doch ein richtiger Rassengläubiger weiss sich zu helfen, sei es auch nur mit einem Wortspiel. So erklärt denn Hansen, die radikale Wählerschaft weise aristokratische Anlagen auf, da sie die Freiheit über die Gleichheit stelle, die Konservativen aber stellten die Gleichheit über die Freiheit. Ammon selbst lässt eine ungemein einfache Erklärung wahrscheinlich erscheinen, die er freilich gleich wieder anzweifelt, die aber trotzdem richtig sein kann. Wo die eindringenden Germanen rundköpfige Urbewohner vorfanden, da unterwarfen sie diese und wurden Grundherren, die Unterworfenen aber Hörige. Mit der Zeit starben die vereinzelt Familien der Grundherren aus, vermischten sich mit den Unterworfenen und verschwanden in der brachycephalen Masse. Die soziale Verfassung aber blieb — nur sind heute eben Rund- oder Mittelköpfe Grossgrundbesitzer — und mit dieser blieb auch die politisch rückständige, konservative Richtung, die überall herrscht, wo Grossgrundbesitz überwiegt. Dort, wo die Germanen aber keine Einwohner vorfanden — vielleicht, weil diese das schwere Land mit ihren leichten Pflügen nicht brechen konnten — dort liessen sie sich nicht als Grundherren — denn Hörige gab es ja nicht! —, sondern als freie Bauern nieder. Dort blieb natürlich die Schädelform, wie auch die in allen freien Bauernländern (Schweiz, Nordamerika etc.) herrschende demokratische Richtung erhalten. Die durch die Schädelform bezeichnete Rasse ist also nicht der Grund der politischen Richtung, diese wurzelt in den sozialen Verhältnissen, der geltenden Wirtschaftsform, aber die Verteilung der Schädeltypen zeigt wenigstens an, wo und wie die Wirtschaftsform entstanden ist. — Vielleicht sind es aber auch Unterschiede in der Landesnatur (Gebirge!) oder Lebensweise (Stadt- und Landleben), die gleichzeitig Schädelform und Charakter beeinflussen.

V.

Zwischen den beiden bisher skizzierten Theorien nehmen nun mehrere Rassentheoretiker einen vermittelnden oder schwan-

kenden Standpunkt ein. Hierher gehört Chamberlain, der freilich zuerst die sprachliche und anthropologische Rassenscheidung ganz verwirft und eine eigene psychologische Definition der Rasse gibt, im einzelnen aber doch beider Theorien in eklektischer Weise unter häufigen Widersprüchen sich bedient. Sein Werk wird als bisherige Hauptleistung der historischen Rassentheorie in besonders gründlicher Weise behandelt werden.⁴³⁾ Ferner muss das Buch Woltmanns hier angeführt werden.⁴⁴⁾ Es ist das wissenschaftlichste Werk dieser ganzen Richtung — abgesehen von dem Seeks, in dem aber die Rassenhypothese mehr beiläufig erscheint. Seine Besonnenheit und Gründlichkeit machen es zu einer wertvollen populären Darlegung der neueren biologischen Ansichten, die das Rassenthema berühren. Leider ist es jedoch ein vorwiegend naturwissenschaftliches Werk, das die geschichtliche Anwendung nur sehr aphoristisch — meist in Anlehnung an Gobineau und Klemm — vornimmt. Eine selbständige historische Rassentheorie enthält es nicht.

Günstig können wir auch das Buch Albrecht Wirths beurteilen.⁴⁵⁾ Es sind frisch und mit mehr ausgebreiteten als tiefen Kenntnissen geschriebene Skizzen, die teilweise als Feuilleton erschienen sind. Der bekannte Reisende bleibt wohl manchmal in Vorurteilen stecken, wo er blos auf Bücher vertraut, was er aber selbst gesehen oder aus den Quellen geschöpft hat, das beurteilt er mit dem ruhigen und verständnisvollen Blick des vielgewanderten Mannes, der zum Beispiel Chamberlain trotz seiner prunkvollen Belesenheit ganz fehlt.⁴⁶⁾ Originell ist der Gedanke Wirths, über die engen Grenzen unserer europäischen Geschichtsentwicklung hinauszugreifen und ihre Hauptzüge in Vergleich mit der Entwicklung der anderen Weltteile zu setzen. Ein wichtiges Ergebnis dieser Betrachtung ist, dass die Weltreligionen einen ähnlichen Ent-

⁴³⁾ Eine gute Besprechung des Chamberlainschen Werkes erschien unter den Initialen H. C. in der „Gesellschaft“. (1900, IV., 3—5. Heft, auch als Separatdruck). Vgl. ferner die treffende Kritik Dr. Fr. Oppenheimers in der „Frankfurter Zeitung“ vom 30. April, 1. und 2. Mai 1902.

⁴⁴⁾ L. Woltmann, Politische Anthropologie, 1903.

⁴⁵⁾ Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. München. 1901.

⁴⁶⁾ Vgl. als Beleg das Urteil Wirths über die Chinesen (S. 46/7) mit dem Chamberlains (Grundlagen des XIX. Jahr., 2. Aufl., S. 741, 753 etc.)

wicklungsgang aufweisen (S. 195—197) und überhaupt die Evolution der verschiedenen von einander unabhängigen Kulturen in gleicher Richtung verläuft. Das deutet aber auf eine tief begründete geistige Weseneinheit der Menschheit, die dem Rassenfaktor keinen grossen Spielraum mehr gestattet. In seinen allgemeinen Anschauungen über die Rasse deckt sich Wirth vielfach mit H. St. Chamberlain, dem er jedoch im einzelnen öfters widerspricht.

VI.

Die beiden bisher besprochenen Rassentheorien haben manches Gemeinsame. Sie beruhen beide auf der Annahme „edler“ und „unedler“ Rassen, nur ist nach der einen die Sprache und Kultur, nach der anderen die körperliche Beschaffenheit massgebender zur Feststellung der Verwandtschaft und Verschiedenheit der Typen. Beide fassen den Rassencharakter als ein sehr stabiles, schwer veränderliches oder direkt konstantes Element auf, aus dessen Entwicklung der geschichtliche Prozess besteht. Die Konstanz des Rassencharakters und seine moralische Beurteilung sind also diesen Theorien gemeinsame Punkte, ebenso auch die konkreten Anwendungen auf eine bestimmte überragende (die weisse und arische) Rasse, zu deren Verherrlichung jene eigentlich erfunden wurden.

Im Gegensatz hierzu befassen sich die beiden anderen Rassentheorien mehr mit theoretischen Rassen, das Geschichtliche wird nur als Beispiel herangezogen, die Untersuchung richtet sich gerade auf das Veränderliche der Rassen und sucht dieses naturgesetzlich zu begreifen, Blüte und Verfall der Rassen im allgemeinen zu erklären. Die moralische Beurteilung tritt, da ja ein Naturprozess erklärt wird, zurück. Während die biologische Rassentheorie aber die inneren Gründe der Rassenzustände aus den allgemeinen Gesetzen des organischen Lebens ableitet, behandelt die soziologische Theorie die äusseren Verhältnisse und Kämpfe der Rassen und ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung.

Die dritte rassentheoretische Richtung haben wir die biologische genannt, weil sie die biologischen Grundprinzipien der Vererbung, Variation, Selektion, Vermischung und Inzucht

auf den Menschen anwendet. Meist sucht sie nur die allgemeinen Möglichkeiten einer günstigen oder ungünstigen Auslese zu ermitteln und trägt daher einen vorwiegend deduktiven Charakter. Den Ausgangspunkt dieser Richtung bildet häufig die Weismannsche Theorie von der Unvererblichkeit individuell erworbener Eigenschaften. Wenn nämlich alles, was Erziehung, günstiges Milieu, geistige und körperliche Verbesserung beim Menschen erreicht hat, nicht auf die Nachkommenschaft übertragen wird, dann bedarf es eines stetigen scharfen Kampfes ums Dasein, der die Minderwertigen unbarmerzig ausrottet oder an der Fortpflanzung hindert, wenn die Rasse nicht zurückgehen soll. Die friedliche Entwicklung der Gesellschaft, die Humanisierung des Rechts, die Milderung des sozialen Kampfes werden daher meist als die Tüchtigkeit der Rasse gefährdende Irrtümer verworfen. Eine durch Masshalten und grosse Klarheit ausgezeichnete Darstellung dieser Betrachtungsweise gibt Haycraft.⁴⁹⁾ Die einzelnen die Rasse beeinflussenden Faktoren sollen hier nicht vollzählig aufgeführt werden. Gewiss können Massenausrottungen freier Geister, wie zum Beispiel durch die Inquisition, die von 1481—1808 340.000 Personen bestraft und davon 32.000 verbrannt hat, auf die Rassentüchtigkeit verschlechternd wirken. Alfred Ploetz bemerkt, dass von 1791 bis 1813 in Frankreich über 4½ Millionen der kräftigsten und jüngsten Männer ausgehoben wurden, wovon die Hälfte auf den Schlachtfeldern blieb.⁵⁰⁾ Ein solcher Massenaderlass muss nun die Rasse schwächen, und Ploetz nennt daher mit Recht die grossen Kriege ein kontraselektorisches Moment. Kurella behauptet, dass die 1812—14 geborenen Rekrutenjahrgänge die schwächlichsten waren und die 1871—73 in Deutschland geborenen Kinder dreimal mehr jugendliche Verbrecher stellten, als die anderen Jahrgänge. Auch die Wehr-

⁴⁹⁾ John B. Haycraft: Natürliche Auslese und Rassenverbesserung. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. 1895. Eine vollzählige Anführung dieser von einander meist wenig verschiedenen Theorien erspart uns das Buch von Ludwig Woltmann: Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus. Düsseldorf 1899.

⁵⁰⁾ Vergl. Dr. A. Ploetz: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. 1895, pag. 70. Eine sehr scharfsinnige lesenswerte Arbeit.

pflicht allein wirkt ähnlich,⁴⁸⁾ indem sie die jungen Männer im kräftigsten Alter an der Ehe hindert und sie der Gefahr der Syphilis aussetzt. Wenn aber Haycraft behauptet, die Seuchenprophylaxe sei bedenklich, weil die Auslese dadurch gestört werde und sogar den Tuberkelbazillus einen „Freund der Rasse“ nennt, so können wir uns nicht damit befreunden. Als Beweis der rassenverschlechternden Wirkungen der Prophylaxe wird von ihm sogar eine Tabelle vorgeführt, wonach die Abnahme der Todesfälle an Infektionskrankheiten begleitet ist von einer Zunahme der Todesfälle infolge konstitutioneller Krankheiten, denen also Schwäche oder sonstige Minderwertigkeit des Organismus zu Grunde liegt. Nun ist es leider eine alte Geschichte, dass alle Menschen einmal sterben, und wenn weniger in frühem Alter an Infektion zugrunde gehen, werden wahrscheinlich umsomehr an Altersschwäche, Herzschlag und dergl. sterben. Dafür ist aber die Seuchenprophylaxe kaum verantwortlich. Selbst dem Alkoholismus schreibt Haycraft eine „auslesende“ Wirkung zu, indem die Gesellschaft durch das Zutodesaufen der Verbrecher und dergl. auf eine für die Betroffenen recht angenehme Weise von schlechten Elementen befreit werde. Leider beweist die Praxis das genaue Gegenteil, wir haben Beispiele von Säuferfamilien, die sehr fruchtbar waren und zahlreiche Verbrecher, Idioten und andere Degenerierte hervorgebracht haben. Es wird daher die Bekämpfung des Alkohols dem Zutodesaufen doch vorzuziehen sein.⁴⁹⁾

Was gegen die Uebertreibungen dieser Rassentheorie zu sagen ist, liegt auf der Hand. Der soziale Kampf ums Dasein bietet nicht die geringste Gewähr für eine wirkliche Auslese der physisch und moralisch Tüchtigsten. Geriebenheit, Rücksichtslosigkeit, Mangel an Mitgefühl, eine ganz einseitige

⁴⁸⁾ Vergl. Enrico Ferri: Sozialismus und moderne Wissenschaft. Uebersetzt und ergänzt von Dr. Hans Kurella. 1895.

⁴⁹⁾ Haycraft behauptet, dass, wenn in Australien sich heute keine Nachwirkung der ursprünglichen Verbrecherbevölkerung mehr bemerkbar macht, dies dem Alkohol zu danken ist. Aber die Leute können sich in der neuen Welt bei harter Arbeit auch gebessert haben, es sollen bedeutende Leute von Deportierten abstammen. Ich glaube, Mark Twain bemerkt irgendwo, es verstoße in Australien in der besten Gesellschaft gegen den guten Ton, jemanden nach seinem Grossvater zu fragen.

Geistesbildung bieten im Konkurrenzkampf des Tages weit mehr Aussicht auf Fortkommen, als feiner Verstand, edler Charakter und harmonische Bildung. Die Weismannsche Theorie ist neuerdings stark erschüttert, und der Einfluss des Milieus und der Erziehung kommt zu verstärktem Rechte.⁸⁰⁾ Die geschlechtliche Auslese, wie Wallace es voraussah, wird mit grösserer Sicherheit den edleren Typus finden und verewigen als das soziale Würfelspiel. Vor allem aber ist der von Ploetz ausgesprochene Gedanke⁸¹⁾ äusserst fruchtbar zu nennen, dass das Hauptgewicht nicht auf die Selektion, sondern auf die möglichste Variationsbeherrschung zu legen ist. Es kommt nicht darauf an, dass möglichst viele Kinder geboren werden und unter ihnen eine möglichst scharfe Auslese stattfindet, sondern dass wenige aber möglichst gute Varianten entstehen. Die Auslese soll zurückverlegt werden vor die Geburt, sie soll zwischen den um Befruchtung ringenden Eizellen stattfinden und den kräftigsten zum Ziel verhelfen. Bekämpfung des Alkoholismus, der Geschlechtskrankheiten, Verhinderung der Ehen minderwertiger Personen sind einige wichtige Punkte. Die Fortsetzung dieser Gedanken führt jedoch von der Rassentheorie in unserem Sinn ab zur eigentlichen Rassenhygiene, zu der wir von Ploetz sehr wertvolle Studien zu erwarten haben.

Neuerdings hat sich ein Historiker gefunden, der die biologische Rassentheorie mit viel Geist und Gelehrsamkeit zur Erklärung des Unterganges der antiken Welt verwendet. Der Greifswalder Professor Seek hat mit seinem Werk über den Untergang der antiken Welt⁸²⁾ nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine ästhetische Glanzleistung vollbracht. Die Abschnitte über die Regierung Diocletians, über den Charakter Constantins und andere mehr sind Meisterstücke der historischen Prosa. Mehr geist-

⁸⁰⁾ Vergl. auch hierzu die trefflichen Essays von Jentsch, ferner die bekannten Fachwerke von Romanes, Kassowitz u. a

⁸¹⁾ In seinem wichtigen bereits genannten Buch. Vergl. auch seinen Vortrag im Archiv für soziale Gesetzgebung, 1902, 3. und 4. Heft. Gegenüber Ammon verdient die Ausführung Ploetz' Beachtung, dass der Kapitalismus kontraselektorisches, also rassenverschlechternd wirkt und der Sozialismus eine gewisse Besserung verspreche.

⁸²⁾ Vgl. Otto Seek, Geschichte des Unterganges der antiken Welt. I. Band, 2. Aufl. 1897. II. Band 1901. (Hiezu eigene Anmerkungsbande.)

reich als streng wissenschaftlich begründet kommt uns jedoch das Kapitel: „Die Ausrottung der Besten“ vor, in dem der Verfasser die Anwendung der biologischen Rassen-theorie gibt. Was Seek veranlasst, eine Rassenverschlechterung anzunehmen, die den Untergang der antiken Welt herbeigeführt oder beschleunigt haben soll, ist „die entsetzliche Trägheit des antiken Geistes“ jener Zeit, die „ängstliche Denkfaulheit“. „Aus der ganzen Kaiserzeit können wir keine Verbesserung der Technik, keine Erleichterung der Fabrikation, nicht eine noch so kleine Erfindung nachweisen.“ Mit scharfem Blick hat Seek hierin den eigentlichen Grund des Stagnierens des ganzen Gebietes der antiken Zivilisation und Kultur erkannt, das ja engstens an den Zustand der Technik und Wirtschaft geknüpft war. Als Ursache dieser geistigen Stagnation nimmt er die Ausrottung der Besten durch die Parteikämpfe, die Bürgerkriege, Christenverfolgungen, die Korruption in den Provinzen, die Askese u. dgl. an. Der Verfasser hält sich hier streng an das Selektionsprinzip und verwirft ausdrücklich den von anderen Autoren (so Gobineau und Chamberlain) angenommenen verschlechternden Einfluss der Rassenmischungen. Er ist sogar geneigt, in der Rassenmischung einen Vorteil zu sehen, wenn nur nicht gerade die schlechtesten Elemente einer Rasse zur Mischung kommen. Eine grosse Schwierigkeit stellt sich ihm sofort entgegen. Wie kommt es, dass z. B. die Juden, Spanier, Norditaliener u. a., über die fürchterliche Ausrottungen verhängt wurden, gerade nach den härtesten Verfolgungen eine erstaunliche Fülle von Talenten, einen bedeutenden Kulturfortschritt zeigen? Er erklärt dies so: Massenmorde mit Auswahl gerade der führenden Geister müssen ein Volk zur Erbärmlichkeit züchten, wie in Griechenland und Rom; doch bei wahlloser Verfolgung hat der Klügste und Stärkste mehr Chance zu entkommen. Diese Unterscheidung ist sehr geistreich, aber zu spekulativ als dass sie mit Tatsachen belegt werden könnte. Gerade die fürchterlichen Massenmorde, die zu jener Zeit an dem jüdischen Stamm verübt wurden, geschahen durchaus nicht ohne Auswahl.

Die neuere Forschung hat den Glaubenssatz, das römische Reich sei in Barbarei und Sittenverderbnis versunken und von

den jugendfrischen Eroberern leicht bezwungen worden, genauer geprüft und seine Falschheit erwiesen. Wir haben keinen Anlass anzunehmen, dass in späterer Kaiserzeit weniger ehrenhafte, kräftige und begabte Männer existierten, als zu irgend einer Zeit des Römerreiches.⁵³⁾ Selbst Haycraft, der den Einfluss der Auslese gewiss nicht unterschätzt, bemerkt, dass man von einem Untergang des römischen Imperiums infolge Rassenverschlechterung nicht reden könne, denn das angeblich entartete und rassenlose oströmische Reich habe ja bis 1453 den furchtbarsten Anstürmen seiner vielen Feinde getrotzt und sei erst durch die Verlegung der Handelswege seitens Genua und Venedig den Türken preisgegeben worden.

Was aber die unbestreitbare wirtschaftliche Stagnation betrifft, so können wir Seek fragen, zu welcher Zeit hat denn überhaupt das Altertum einen prinzipiellen Schritt in neue zukunftsreiche Formen der Technik und Wirtschaft getan? Das Sklaventum, das Fundament der antiken Welt, war es, das jedem Fortschritt in dieser Richtung im Wege stand.⁵⁴⁾ Das ganze Haus musste abgebrochen werden, damit das morsche Fundament beseitigt werden konnte.

Wir werden später bei Besprechung der Chamberlainschen Theorie die Gründe des römischen Zusammenbruches genauer betrachten müssen. — Gegen die biologische Rassen-
theorie lässt sich im allgemeinen alles einwenden, was gegen die Selektionstheorie überhaupt eingewendet und gerade jetzt in der Krise des Darwinismus oft diskutiert wird. Unser Haupt-

⁵³⁾ Selbst Gobineau erkennt dies an trotz seiner Theorie von der Rassenverschlechterung. (I. Bd., pag. 13.) Eine gründliche Behandlung dieser Frage findet sich in William D. Babington; Fallacies of race theories. Essays. London 1895. Longmans, Green & Co., pag. 15—144. Dieses Buch, das der Autor unvollendet zurückliess, enthält reiches Material gegen die Irrtümer der Rassentheorien. Das am häufigsten — selbst von Mommsen — für die Konstanz des Rassencharakters zitierte Beispiel der alten Gallier und modernen Kelten wird von dem gelehrten Autor derart widerlegt, dass keine Spur mehr davon übrig bleibt (vergl. a. a. O., pag. 191—230.)

⁵⁴⁾ Vergl. Achille Loria: Die Sklavenwirtschaft. Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1896, pag. 67—118, und Paul Ernst: Die sozialen Zustände im römischen Reich vor dem Einfall der Barbaren. Die Neue Zeit, 1892—93, pag. 218 ff.

einwand ist aber, dass die angeblich auslesenden Faktoren zwar stets möglicherweise so wirken können, aber nie nachgewiesenermassen so wirken müssen . . . An jedem beliebigen Umstand kann man mit einigem Nachdenken eine Menge „selektorischer“ und „kontraselektorischer“ Momente entdecken. So behauptet Seek, die Vermischung mit den Freigelassenen habe in früherer Zeit günstig gewirkt, später ungünstig, denn anfangs seien die verdienstvollsten tüchtigsten Sklaven, später aber die nichtsnutzigsten Luxusklaven, die das Einschmeicheln am besten verstanden, zur Freiheit ausgelesen worden. Natürlich kann ja so etwas vorgekommen sein, es ist aber reine Spekulation. Man könnte auch umgekehrt behaupten, anfangs seien durch die Besiegung der Karthager nur die gemeinsten Leute als Ackerknechte nach Rom gekommen, später aber habe sich die geistige Elite aller Länder als freie Leute in Rom niedergelassen und die Rasse verbessert. Oder dergleichen mehr.

IX.

Eine eigenartige Stellung innerhalb der biologischen Rassentheorie nimmt Dr. Albert Reibmayr ein²⁵⁾, dessen Buch recht interessant ist und einen Zug zur Sachlichkeit und Bescheidenheit aufweist, den wir seitens der meisten Rassentheoretiker nicht gewohnt sind. Er stellt nicht die Selektion, sondern Inzucht und Vermischung als die Hauptfaktoren der geschichtlichen Bewegung hin, ohne übrigens die anderen Gründe leugnen zu wollen. Die Grundzüge seiner Theorie sind folgende: Die natürliche Zuchtwahl vermag die Menschen nur sehr wenig und äusserst langsam über seinen rohen Urzustand zu erheben. Zur Zivilisation gelangt der Mensch nur durch Bildung einer führenden Kaste, in der engere Inzucht herrscht, wodurch erst ein fester Charakter und gehäufte Energie sich bilden. Diese Inzucht ist aber nur dort möglich, wo natürliche Schutzwälle (Gebirge, Flüsse, Meere, Wüsten etc.) das sesshaft gewordene Volk vor Vermischung schützen. Wo diese Naturbedingungen fehlen, wie in Amerika,

²⁵⁾ Dr. Albert Reibmayr: Inzucht und Vermischung beim Menschen. Wien, Franz Deuticke, 1897.

entwickelt sich keine originäre Zivilisation. Die Kulturblüte fällt mit der Blüte der Inzuchtkasten zusammen. Doch die fortgesetzte Inzucht übt schliesslich schädliche Wirkungen aus, die der natürlichen Auslese nicht mehr ausgesetzte privilegierte Kaste degeneriert. Infolge der Degeneration der führenden Kasten gehen die Kulturvölker zugrunde. Das Heilmittel ist die Vermischung mit einem körperlich gesunden, aber kulturell meist niedriger stehenden Volk. Diese bewirkt zuerst einen Kulturrückschritt, bald aber siegt das höhere Kulturblut, und nach einer neuerlichen Inzuchtperiode kommt es zu einem neuen Kulturfortschritt. Das Resultat ist also: „Unterliegen auch alle hervorragenden Kulturvölker und Kulturblüten früher oder später dem historischen Tode, so schreitet im allgemeinen doch die Menschheit durch die stattfindenden Vermischungen, wenn auch langsam, aber stetig auf dem Wege der Kultur fort. Das Wesen des Kulturfortschrittes beruht daher in seiner Hauptursache auf dem regelmässigen Wechsel von Inzucht und Vermischung der einzelnen Völker und Rassen.“ Das Belegmaterial für diese seine Ansicht hat Reibmayr sorgsam gesammelt und geistreich verwertet, seine Theorie hat nur den einzigen Fehler: man kann mit ihr alles beweisen, und sie beweist daher garnichts. Der Begriff Inzucht lässt ebensowenig eine genaue Bestimmung zu, wie die ihm zugrunde liegenden Tatsachen in den historischen Epochen festgestellt werden können. Jede Kulturblüte, jeder Verfall, jede Renaissance kann mit dem hübschen Schaukel-spiel „bewiesen“ werden: Reinzüchtung, Uebertreibung der Inzucht, Degeneration, Auffrischung durch Vermischung, neuerliche Reinzucht etc.

Allerdings trifft dies auf alle Rassentheorien zu, ihre Prinzipien sind so allgemeiner und formaler Natur, dass sie auf jedes Zeitereignis passen und leicht Belege finden.

X.

Der Hauptvertreter der soziologischen Rassentheorie ist Ludwig Gumplowicz^{*)}. Ein grosser Teil seines Werkes enthält

^{*)} Ludwig Gumplowicz. Der Rassenkampf. Soziologische Untersuchungen. Innsbruck, 1883.

angeführte Forscher sagt: „Es darf hervorgehoben werden, dass es auch friedliche Völker und friedliebende Herrscher unter Naturvölkern gibt. Vergessen wir nicht, dass die blutigsten und verderblichsten Kriege der Naturvölker nicht die waren, die sie untereinander, sondern die, die sie mit den Europäern führten und dass nichts Gewalttätigkeit und Grausamkeit in so hohem Grade unter ihnen angefacht hat, als der durch die Gewinnsucht höher zivilisierter Fremden angeregte Sklavenhandel mit seinem schauerhaften Gefolge von Sklavenjagden.“ In den zahlreichen Kurganengräbern Russlands fehlen Waffen ebenso, wie in manchen anderen prähistorischen Stätten. Die Eskimos in der Baffinsbai verstehen nach Ross gar nicht, was Krieg ist, doch gilt dies nicht von allen übrigen Eskimos. Wir wollen mit diesen Bemerkungen keineswegs die unleugbare Tatsache des chaotischen Kampfes, wie ihn Gumplowicz schildert, in Abrede stellen, sondern nur das Motiv des angeborenen Rassenhasses. Die Not des Lebens, das Bedürfnis nach Land, Weibern, Sklaven, Vieh u. s. w. erzeugt den Kampf. Dieser ökonomische Untergrund der Triebe wird von Gumplowicz nicht genügend betont. Die Ausdehnung seiner Theorie auf die Gegenwart und Zukunft schliesslich ist eine Verirrung. Sie übersieht die deutliche und an Macht stets wachsende Tatsache des menschlichen Strebens nach Frieden, Gerechtigkeit, Glück und Beglückung, wie sie die Bewegung des Proletariats und das Fortschreiten der Demokratie verbürgt. Freilich spricht hier die Weltanschauung das letzte Wort, und Treitschke hat recht, wenn er sagt: „Die Richtigkeit der Idee von dem Fortschreiten der Menschheit lässt sich überhaupt nicht durch die theoretische Vernunft erweisen, ebensowenig wie ein Beweis für das Dasein Gottes oder für die Richtigkeit optimistischer oder pessimistischer Weltanschauung geführt werden kann. Hier spricht das Gewissen das letzte Wort. Allein aus dem Drang des Gewissens nach persönlicher Vervollkommnung geht die Ueberzeugung hervor, dass auch die Menschheit als Ganzes diesen Drang besitze.“



Die anthropologischen Grundlagen der Rassentheorien.

Die Behauptung der Rassentheorien von der wesenhaften Verschiedenheit der Menschenrassen unterliegt zunächst der naturwissenschaftlichen Beurteilung. Es ist bemerkenswert, dass gerade die glänzendsten Namen der exakten Wissenschaften, von Alexander von Humboldt bis Bär, Virchow, Kollmann und anderen dieser Grundannahme der Rassentheoretiker sich stets entschieden abgeneigt gezeigt und dem auch Ausdruck gegeben haben.¹⁾

Trotzdem berufen sich die Vertreter jener Spekulationen immer wieder auf die angeblich zu ihren Gunsten sprechenden

¹⁾ Vor einigen Jahrzehnten war der Kampf um die sogenannte „Einheit des Menschengeschlechtes“ ein lebhafter, worunter man bald die Frage verstand, ob die Menschenrassen „selbständige Arten“ oder „Varietäten einer Art“ seien, bald die nicht ganz identische, ob alle Rassen aus einer Urrasse hervorgegangen seien oder nicht. Unsere heutige Annahme von der Verwandtschaft alles Lebenden nimmt dieser Spezialfrage das Interesse. Doch sei bemerkt, dass die hervorragendsten Naturforscher stets auf Seite der Einheit gestanden sind. Ranke sagt zusammenfassend: „Es erscheint uns als eine besonders wichtige Errungenschaft der modernen darwinistischen Naturphilosophie, dass dadurch der Annahme einer gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechtes, die unter den auf ernsthafte und eigene umfassende Studien bauenden anatomischen Anthropologen von jeher die leitende war, ganz allgemein auch unter den Teilen des Publikums Bahn gebrochen worden ist, welche sich durch anatomische Beweise, die sie in ihrer Tragweite nicht verstehen können, auch nicht überzeugen lassen.“ Und Ratzel weist in seiner „Völkerkunde“ wiederholt auf die grossen geistigen und kulturellen Übereinstimmungen zwischen allen Rassen der Welt hin, die nach ihm einen uralten Gemeinbesitz der Menschheit darstellen. Er schliesst: „Es gibt nur eine einzige Menschenart, deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tiefgehen.“

„sicheren“ Resultate der modernen Naturwissenschaften, und man begreift ihr eifriges Bestreben angesichts des Bankrotts der Rassentheorie auf linguistischem Gebiete. Es ist heute als völlig hoffnungslos erkannt, aus der Sprache einen Schluss auf die Rasse zu ziehen, seitdem Geschichte, Ethnologie und Anthropologie uns gelehrt haben, wie schnell verschiedene Rassen durch Krieg, Eroberung, Exogamie, Kolonisation u. s. w. zu neuen verschmelzen und ganze Völker unter fremdem Einflusse oder auch ohne diesen ihre Sprache wechseln oder ändern.

Eine neuere Schule der Rassentheoretiker sieht daher vom Merkmale der Sprache ganz ab und sucht die Menschheit nach somatischen Kennzeichen in Rassen zu zerlegen. Es sind vier Hauptfragen, die hierbei zu beantworten sind: 1. Was sind Rassenmerkmale? 2. Welche Dauerhaftigkeit kommt ihnen zu? 3. Welche Merkmale unterscheiden im besonderen die einzelnen Rassen? 4. Welcher Schluss lässt sich aus den äusseren Kennzeichen auf die innere Beschaffenheit und den geistigen Wert der Rasse ziehen; gibt es insbesondere Rassen, die ihrem Äusseren nach dem Tiere näher stehen als andere?

Die beiden erstgenannten Fragen berühren und bedingen sich offenbar. Niemand wird eine leicht vergängliche individuelle Abweichung vom Typus für ein Rassenmerkmal erklären. Es handelt sich darum, welchen Widerstand die häufig auftretenden Kennzeichen einer Gruppe den Einflüssen der Aussenwelt entgegensetzen. Von den zahlreichen Bemerkungen antiker Ärzte und Philosophen bis zur Aufklärungszeit und dann wieder von der naturwissenschaftlichen Behandlung durch die Entwicklungstheorien Lamarcks und Darwins bis zu den fruchtbaren Ergebnissen der modernsten Geographie hat diese Frage viele Phasen durchlaufen. Das Endergebnis ist, dass es sich hauptsächlich um ein Mehr und Weniger handelt, das im Ausmass freilich in den wenigsten Fällen noch festgestellt erscheint.

Bei jeder Diskussion berufen die Vertreter der Rassenkonstanz sich auf Kollmann, der die „Persistenz der Rassenmerkmale“ bewiesen haben soll. Kollmann selbst zählt acht Arbeiten auf, die er zwischen 1881 und 1898 darüber

veröffentlicht hat.²⁾ Die These wird in ihnen so oft wiederholt und geradezu hartnäckig versucht, sie mit immer mehr Nachdruck zu formulieren, dass man aus Hochachtung vor der Überzeugung eines solchen Gelehrten, bei dem gewiss auch schon der blosser Instinkt ohne eigentliche Beweisgrundlage Bedeutung besitzt, seine eigene gegenteilige Ansicht gerne modifizieren möchte. Aber hinreichende Beweise fehlen eben. Freilich können auf dem gewählten Boden auch für das Gegenteil keine direkten Beweise erbracht werden.

Kollmann behauptet, die Rassenmerkmale seien mindestens seit dem Diluvium (also vielleicht seit zehntausend Jahren) persistent, das Milieu habe keinen Einfluss auf sie. Dabei vermeint er aber die Deszendenztheorie nicht zu verlassen, indem er Epochen gesteigerter Umwandlungsfähigkeit annimmt, in welche die Rassenbildung zu verlegen sei. Eine solche Epoche sei aber eben seit jenem Zeitpunkte nicht eingetreten.

Gegen die von Kollmann versuchte Beweisführung lässt sich folgendes einwenden :

1. Fasst er den Begriff des Rassenmerkmals sehr eng. Er bezeichnet nur gewisse, sehr primitive Verhältnisse (Skelettproportionen, Pigmentierung etc.) als eigentliche Rassenmerkmale, alles andere nennt er „fluktuierende Eigenschaften“ und hält diese für sehr variabel, wenn auch bedeutungslos für den Rassentypus. Gerade unter diesen fluktuierenden Eigenschaften aber befinden sich die für die Geschichte wichtigsten. Als solche zählt er u. a. auf : Stärke der Muskulatur, Körperhöhe, Stärke des Skelettes, Grösse des Brustkorbes, Entwicklung der Brüste, Fettgehalt der Haut etc.³⁾ Keine Entscheidung fällt er über die Zugehörigkeit folgender Merkmale : Leistungsfähigkeit des Gehirns bei verschiedenen Rassen, Fruchtbarkeit der Rassen, Akklimatisationsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit. Er gibt die Möglichkeit zu, dass auch dies fluktuierende Merkmale seien und durch das Milieu bedingt würden. Er selbst weist

²⁾ Vergleiche „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, XXXI. Jahrgang, 1900, Seite 5. Dazu kommt neuerdings seine Abhandlung über „Die Rassenanatomie der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale“ („Archiv für Anthropologie“, Band 1902, Seite 91 bis 141).

³⁾ Vgl. „Rassenanatomie der Hand u. s. w.“, S. 123.

zum Beispiel auf die bedrohliche Degeneration der Milchdrüse und Abnahme der Stillfähigkeit der Mütter infolge der Fabriksarbeit u. s. w. hin. Diese Degeneration vererbt sich, „so dass die folgenden Generationen einem völligen Schwunde eines Organes entgegengehen, das für die Erhaltung der Spezies von eminenter Bedeutung ist.“ Trotzdem könne man nicht von Degeneration der Rasse sprechen, denn die Milchdrüse sei kein Rassenmerkmal.

Demjenigen, der die Bedeutung der Rasse in der Geschichte erkennen will, handelt es sich aber gar nicht um Rassenmerkmale im Kollmann'schen Sinne, sondern um Rasseeigenschaften. Es ist klar, dass die Fruchtbarkeit, geistige Leistungsfähigkeit und dergleichen Eigenschaften der Rassen, die alle nach Kollmann variabel sein können, für die Geschichte weit mehr Bedeutung haben, als Schädelform und Hautfarbe. Kollmann selbst hat den Zorn der Rassengläubigen auf sich gezogen, weil er wiederholt die gleiche Befähigung aller europäischen Rassen zur Kultur behauptet hat. Dieser Satz wäre ja bei einer umfassenden Persistenz aller Rasseeigenschaften nicht haltbar. Es ist eine Fälschung der Absicht Kollmanns, die die Rassentheoretiker mit der Ausnützung seiner These begehen. Selbst wenn man sie gänzlich zugestehen wollte, bliebe der Milieueinwirkung das für die historische Bedeutung und den Wert der Rasse entscheidende Gebiet vorbehalten.

2. Verweilen wir aber noch bei der angeblich bewiesenen Persistenz jener Rassenmerkmale im engeren Sinne. Der Beweis besteht darin, dass Kollmann an der Hand prähistorischer Schädel zeigt, dass die vorzeitlichen Typen heute noch unter uns existieren. Natürlich nur im Knochenbau, denn über ihre Weichteile,⁴⁾ Pigment u. dgl. können wir nichts aussagen. Kollmanns Wagemut schreckte zwar selbst hievor nicht zurück. Er liess um einen bei Auvernier gefundenen Frauenschädel von Künstlerhand eine Büste bilden unter Benützung von Messungen, die er über die Dicke der Weichteile zwischen Haut und

⁴⁾ Auch die schönen Fingerabdrücke von Corcellettes, die Kollmann heranzieht, sind kein ausreichender Beweis für die Annäherung der prähistorischen Rassen an die unsrigen. Gerade bei den rohesten Naturvölkern finden sich oft sehr schmale und „edle“ Hände.

Knochen angestellt hatte. Das Resultat war ein üppiger, etwas kokett blickender Kopf, dessen Trägerin man heute auf jeder Promenade nicht ungern nachblicken möchte. Leider hat jedoch seine Aufsehen erregende Wiederbelebung diluvialer Schönheiten nicht den Beifall der Fachgenossen gefunden.

Doch selbst der Nachweis der Persistenz der Schädelformen ist nicht ganz schlüssig. Er bezieht sich zunächst nur auf ein enges Vergleichsfeld und ein trotz aller Funde noch wenig ausgedehntes Material. Kollmann selbst betont an anderer Stelle, dass man jeden beliebigen Schädeltypus unter jeder Rasse der Erde finden könne. Die Unterschiede der Rassen liegen in der verschiedenen Häufigkeit der Typen. Es können also wohl sehr verschiedene Typen nebeneinander bestanden haben, von denen uns aber der Zufall nur einige überliefert hat. Nach den neueren Untersuchungen, die Schwalbe³⁾ an dem von Virchow verletzten Neandertal-Schädel vorgenommen hat, scheint festgestellt, dass die Merkmale dieses Schädels weit über die Variationsbreite des gegenwärtigen Menschen hinausgreifen und daher einer anderen Art, wenn nicht Gattung angehören. Dass es sich hier nicht um individuell exzessive Abweichungen handelt, beweisen die ähnlichen Schädel von Spy. Allerdings aber finden sich daneben Schädel, die schon ganz den heutigen gleichen (Schädel von Aegisheim, Denise, Tilbury etc.).

Dem Kollmannschen Beweise lässt sich ferner entgegenhalten, dass sich eben das Milieu des von ihm behandelten kleinen Terrains seit prähistorischen Zeiten nicht hinreichend geändert hat, um einen neuen, schon in der Schädelform ausgedrückten Typus hervorzubringen. Kollmann selbst stützt sich besonders auf Schweizer Funde. Welche einschneidenden Milieuänderungen sind denn in der Schweiz eingetreten? Möglicherweise hat aber die fortschreitende Kultur eine ganz verschiedene Verteilung der Schädeltypen bewirkt, indem zum Beispiel der niedrig stehende Schädel wenn nicht ganz ausgerottet, so doch auf wenige Exemplare beschränkt, der „edle“ dagegen vermehrt wurde. Auch dies wäre eine Rassenänderung.

³⁾ Vgl. Referat in „Jahresberichte über die Fortschritte der Anatomie und Entwicklungsgeschichte“, herausgegeben von Schwalbe, VII. 3. 1903, S. 707—713.

Ein statistischer Vergleich ist durch die geringe Zahl des prähistorischen Materials natürlich nicht möglich.

Ueberhaupt richtet sich die Spitze der Kollmannschen Ausführungen nicht gegen die Wirkungen des Milieus auf die historisch wichtigen Rasseigenschaften, sondern gegen die übertriebene Annahme einer raschen Entwicklung des menschlichen Typus aus anderen Formen, die man in allen möglichen prähistorischen Resten ausgedrückt finden wollte.

3. Übrigens sucht Kollmann auch der Forderung nach Beweisen für die Persistenz bei veränderten Milieu zu entsprechen, aber leider nur in sehr aphoristischer Weise. Er führt hauptsächlich an, dass schon auf ägyptischen Denkmälern die uns heute bekannten Rassentypen der Neger, Semiten u. s. w. scharf charakterisiert erscheinen, dass ferner unter gleicher Breite in verschiedenen Erdteilen eine verschieden starke Pigmentierung herrsche und somit die Sonne nicht die Ursache der dunklen Färbung sein könne. Besonderes Gewicht legt er auf Virchows Ausspruch, dass die Kolonisation Australiens und Südafrikas im Sinne der Persistenz ausgefallen sei. Ueberhaupt zeige das Nebeneinanderwohnen verschiedener Rassentypen die Unwirksamkeit des Milieus. Das ägyptische Zeugnis beweist aber nichts, weil es sich hier um Rassen handelt, die Ägypten nicht bewohnten, sondern mit denen die Ägypter auf ihren Kriegszügen in Berührung kamen, und die daher auf den Denkmälern bei der Darbringung der Tribute abgebildet sind. Die Pigmentfrage behandeln wir später. Wichtig aber ist das aus den Erfahrungen der Kolonisation geschöpfte Argument, weshalb es hier kurz berührt werden soll.

Der Engländer in Indien oder Australien wird kein Hindu oder Australneger, der amerikanische Nigger keine Rothaut. Man muss hier aber grosse Vorsicht bewahren, um keine übereilten Schlüsse zu ziehen. Viele Kolonialgegenden haben überhaupt keine eingeborene weisse Bevölkerung, sondern ergänzen die weisse Schichte durch fortwährenden Zufluss aus Europa. Der indische Beamte oder Kaufmann kommt als junger Mann nach Asien, heiratet eine nachgekommene Frau, schickt die Kinder zur Erziehung nach Europa und geht später selbst dorthin, um seine Pension oder seine Renten zu verzehren. Während seines Aufenthaltes

in Indien aber schützt er sich sorgfältig vor den Wirkungen des Klimas durch die Kleidung und Lebensweise, indem er sich vorwiegend in den Höhenregionen und im Schatten aufhält, körperliche Arbeit vermeidet, erst abends das Haus verlässt u. s. w.⁹⁾

Auch die weissen und schwarzen Amerikaner sind grösstenteils noch nicht lange im Lande. Da die Sklaven aus bestimmten Gründen (geringe Zahl weiblicher Sklaven, schlechte Behandlung, Unfruchtbarkeit durch Promiskuität) in Amerika sich nicht vermehrten, so musste die grosse Sterblichkeit durch fortwährenden Negerimport aufgehoben werden, so dass die heutige schwarze Bevölkerung kaum über zwei Generationen in Amerika lebt. Normalen Vermehrungsverhältnissen unterliegen sie erst seit der Emanzipation, die noch nicht 40 Jahre alt ist. Ebenso ist ein sehr grosser Teil der Weissen erst seit ein oder zwei Generationen im Lande.⁷⁾

Trotzdem also in diesen Fällen die erste Bedingung der Rassenveränderung, ein genügender Zeitraum, nicht gegeben ist, wird doch ein beginnender Einfluss des Milieus allseits bemerkt. Schon Dilke, dessen berühmtes Werk in erster Auflage 1868 erschien, sagt:⁸⁾ „Es ist sicher, dass die englischen Familien, die schon lang im Lande sind, die Gesichtszüge der ausgerotteten (heimischen) Rasse tragen; andererseits ist an den Negern gegenwärtig kein Zeichen einer Änderung zu bemerken, abgesehen davon, dass sie statt schwarz dunkelbraun werden.“ Die Indianisierung der Weissen in Amerika und das Abblassen der Neger in Europa

⁹⁾ Sehr viel Material für die Unfähigkeit des Europäers, sich völlig zu akklimatisieren, gibt Waitz („Anthropologie der Naturvölker“, 1877, I. Band, 2. Auflage, Seite 147 ff.). Von 100 europäischen Soldaten in Ostindien leben bei guter Verpflegung und abgesehen vom Kriegsverlust nach fünf Jahren noch 70, nach zehn Jahren 45, nach fünfzehn Jahren 25, nach zwanzig Jahren 10. — In Bengalen stirbt unter den europäischen Soldaten einer auf 13·55, unter den Eingeborenen einer auf 56 u. s. w. — Am Senegal sterben von 1000 französischen Soldaten jährlich 73 und 150 kehren krank nach Hause zurück. — Körperliche Arbeit gilt in den Tropen vielfach für den Weissen tödlich.

⁷⁾ Die fortgesetzte Zuwanderung muss durch Vermischung mit den eingesessenen Amerikanern die Abweichung dieser vom europäischen Typus aufheben oder mildern.

⁸⁾ Vgl. Dilke, Greater Britain, 6. edit. 1872, pag. 223 ff.

ist eine reich belegte Tatsache.⁹⁾ Australien hat erst seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine grössere europäische Zuwanderung, trotzdem macht sich eine eigentümliche und wenig vorteilhafte Rassenänderung bemerkbar.¹⁰⁾ Wichtige Einwände gegen die Schnelligkeit der äusseren Anpassung lassen sich aus der Tatsache des Nebeneinanderlebens verschiedener farbiger Typen in Australien und Afrika ableiten, obwohl diese Völker von grosser Beweglichkeit sind und vielleicht erst vor kurzer Zeit sich nebeneinander lagerten. Aber selbst wenn die Konstanz gewisser Rassenmerkmale bei Milieuänderungen sehr gross sein sollte, was künftige Forschungen nachzuweisen hätten, so kann dies doch nichts gegen den Milieueinfluss im allgemeinen beweisen. Denn es ist sehr glaublich, dass gewisse Rasseneigenschaften oft leichter erworben als verloren werden. Die Vererbung ist ein sehr konservatives Element. Offenbar kann der Neger in Europa weder durch „Übung und Gewohnheit“ weiss werden, wie es die Lamarcksche Anpassung erfordert, noch bringt ihm der Grad seiner Schwärze unmittelbaren Schaden, wie es zur Erzielung einer auslesenden Wirkung erfordert wäre. Wenn also zum Beispiel eine Rasse dunkles Pigment aufweist, so setzt dies nicht jederzeit voraus, dass ihre gegenwärtige Umgebung dies bedingt, sondern vielleicht nur, dass sie früher unter dem Einfluss einer in dieser Richtung wirkenden Umgebung gestanden ist, dann durch Wanderung andere Sitze gewann, die aber für eine Änderung der Hautfarbe keine Bedeutung hatten. Wenn andererseits der Europäer die durch das Milieu den Eingeborenen aufgeprägte Farbe oft nicht schnell und ausgesprochen genug empfängt, so liegt dies eben im Wechsel der Bevölkerung und darin, dass der Kulturmensch nicht unter demselben Milieu steht wie der Naturmensch, vielmehr sein Milieu zum grossen Teil überallhin mitbringt.

Kollmann selbst hebt dies hervor: „Wenn der Mensch einem Naturgesetze, das für alle übrigen Wesen rücksichtslos Geltung hat, seit dem Diluvium nicht unterworfen gewesen ist, so hat das seinen Grund wohl zunächst darin, dass er

⁹⁾ Waitz, a. a. O., S. 57/8/9.

¹⁰⁾ Vrgl. Helmolts Weltgeschichte, II. Band, S. 239.

die Nachteile der geographischen Lage überwindet, weil er sich ein künstliches Klima schafft. Und dies tut er durch die Kleidung, durch die Wohnung und durch eine Nahrung, die er mit Hilfe des Feuers für seinen Organismus leicht assimilierbar macht, so dass er unter allen Breitengraden unter nicht allzu verschiedenen Bedingungen lebt.¹¹⁾

Die letzte von uns gestellte Frage bezieht sich auf die durch die Rassenmerkmale angezeigte Entwicklungshöhe.

Dem Gedanken einer recht raschen Entwicklung des Kulturmenschen aus niederen Formen zuliebe wurde häufig die Tierähnlichkeit der sogenannten niederen Rassen in tendenziöser Weise ausgemalt. Freilich glaubt man nicht mehr an die geschwänzten und tierisch behaarten Rassen wie in früheren Zeiten, ja es wurde sogar nachgewiesen, dass diese Missbildungen bei der weissen Rasse viel häufiger vorkommen als bei den Naturvölkern, wohl weil sie bei diesen aus abergläubischen Gründen nicht geduldet werden. Bezüglich der übrigen tierischen Züge, die man bei den Naturvölkern finden wollte, sagt Weissbach, einer der vorzüglichsten Kenner dieser Frage, dass die Affenähnlichkeit sich keineswegs bei dem einen oder anderen Volke konzentrierte, sondern jedes Volk mit irgend einem Erbstück dieser Verwandtschaft bedacht sei und selbst wir Europäer durchaus nicht beanspruchen dürften, ihr völlig fremd zu sein. Es wurde ferner nachgewiesen, dass manche niedrige Formen bei den Weissen sogar häufiger vorkommen als bei den Farbigen, und schliesslich, dass die typischen Züge dieser oft gerade in der prägnanten Ausbildung solcher Merkmale bestehen, die den Menschen vom Affen unterscheiden, wofür die Bezeichnung „exzessiv-menschliche Bildung“ in Gebrauch ist.

Nachdem sich also der Vergleich mit dem Affen zur Ermittlung der Entwicklungshöhe als untauglich erwiesen hat, stellt Ranke einen anderen Masstab auf. Er unterscheidet eine Naturform und eine Kulturform des Menschen. Das allgemeinste Wachstumsgesetz ist, dass die vorwiegend benützten Organe stärker ausgebildet werden. Ranke zeigt nun im einzelnen, wie die nach Geschlecht, Alter, Wohnort, sozialer

¹¹⁾ Vgl. Kollmann, „Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker“ in „Archiv für Anthropologie“, XIII, 1881, S. 82.

Lage, Beruf verschiedene Inanspruchnahme des Körpers diesen formt.¹²⁾ Zunächst gilt das von der Körpergrösse und dem Körpergewicht. Schon Quetelet hat ihre soziale Bedingtheit aufgestellt. Broca und andere betonten ihm gegenüber den Einfluss der Rasse. Neuerdings aber findet die erstere Anschauung Unterstützung.¹³⁾ — Ranke weist ferner die Beeinflussung der Körperproportionen durch das soziale Moment an der Hand der grossartigen Gouldschen Messungen nach (S. 89 ff.). Es geht hieraus hervor, dass die mechanisch arbeitenden Bevölkerungskreise sich durch eine besondere Ausbildung der oberen Extremitäten, vor allem durch lange Arme auszeichnen, während bei den Matrosen, die auch die Beine stark anstrengen müssen, auch diese vergrössert erscheinen, und schliesslich bei den nicht mechanisch arbeitenden Ständen ein wesentlich längerer Rumpf und verhältnismässig kürzere Arme und Beine vorkommen; auch besitzen letztere den grössten Schädelumfang, wie insbesondere Pfitzner gezeigt hat. Der Naturmensch, der einen besonders anstrengenden Kampf ums Dasein zu führen hat, steht in seinen Körperproportionen den mechanisch Arbeitenden der Kulturrassen am nächsten und am weitesten ab vom Menschenaffen, dem sich die mechanisch nicht Arbeitenden am meisten nähern. Sowohl Weissbach als Ranke betonen, dass sich der Neger durch seine langen Arme und noch längeren Beine von tierähnlicher Form weit mehr entfernt als etwa ein europäischer Gelehrter (S. 79, 107). Einige Merkmale, die ebenfalls eine weitere Entfernung des Negers als des Weissen vom Affen ausdrücken, sind die wulstigen Lippen, das manchmal tiefer stehende Ohr, das gut entwickelte vorspringende Kinn, die stark vortretende Ferse, die stärkere Krümmung der Wirbelsäule in der Lendengegend, das deutliche Vorspringen der Armmuskeln.¹⁴⁾

Als ebenso unrichtig, wie die Fabel von den geschwänzten Rassen, hat sich übrigens auch die Behauptung erwiesen,

¹²⁾ Vrgl. Ranke, „Der Mensch“, 2. Aufl., 2. Band, 1894.

¹³⁾ Vrgl. Ranke. a. a. O., S. 130 ff., ferner Pfitzner, „Sozialanthropologische Studien“ in „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“, Band 4, 1902, S. 31 ff., besonders S. 75.

¹⁴⁾ Vrgl. Ranke, S. 13, 46, 53, 72, 101, 102.

die Neger zeichneten sich durch affenähnliche Greiffüsse und Plattfüsse aus. Der Negerfuss ist im Gegenteil meistens besonders wohlgeformt, und wenn Plattfüsse bei den amerikanischen Sklaven häufig vorkamen, so sind diese nur der übermässigen Arbeit unter starker Belastung, wie es ja auch bei unseren Sackträgernden Müllerburschen häufig der Fall ist, zuzuschreiben.¹⁵⁾

Manche Rassenmerkmale, die uns an Bildern anderer Rassen fremd vorkommen, finden sich auch häufig beim Europäer und fallen uns nur nicht auf, weil wir nicht darauf achten, oder auch nicht Gelegenheit haben, eine grosse Zahl nackter Körper zu sehen. Hierher gehören die Hängebrüste der Negerinnen, die so lang werden, dass einzelne Weiber sie über oder unter der Schulter ihren auf dem Rücken getragenen Säuglingen reichen können, was auch von nordirländischen Bäuerinnen und Morlackinnen in Dalmatien erzählt wird, ferner die auffallenden Kegelbrüste junger Negerinnen, die, wie Brücke gezeigt hat, sogar als eine ganz besondere Schönheit des jungfräulichen europäischen Körpers von den besten Künstlern der Antike und der Renaissance dargestellt wurden. Auch die Steatopygie ist bei weissen Rassen nicht unbekannt. Lange, schmale, „edel geformte“ Hände sind bei den Naturvölkern sehr häufig. Die Mongolenfalte am Auge und der Mongolenfleck in der Kreuzgegend, lange als ausschliessliche Kennzeichen der gelben Rasse betrachtet, sind ebenfalls dem Weissen nicht fremd, worauf wir noch zurückkommen; ebensowenig Plattnasigkeit und Prognathie, die wirklich tierähnliche Kennzeichen sind, aber selbst tiefstehenden Naturvölkern sehr häufig fehlen und in einem besonders engen Abhängigkeitsverhältnisse zum Kulturleben zu stehen scheinen.

Zusammenfassend führt Ranke aus, dass die Differenzen in den Körperproportionen an und für sich gering und zwischen den einzelnen Rassen nicht grösser sind als zwischen den verschiedenen sozialen Typen einer Rasse. Eine niedrigere Stellung der Naturvölker lässt sich aus ihnen nicht ableiten.

Unterschiede in der geistigen Bedeutung der Rassen

¹⁵⁾ Ausserdem entwickelt sich durch das Barfussgehen eine Verdickung der Weichteile an der Sohle, die fälschlicherweise den Eindruck eines Plattfusses erzeugt.

müssten sich wohl zunächst am Schädel nachweisen lassen. Tatsächlich sind die Schädelproportionen ein Lieblingsgegenstand neuerer Rassentheoretiker geworden, ja man hat die ganze Weltgeschichte auf den Gegensatz des breiten und langen Schädeltypus zurückführen wollen. Als es Retzius gelungen war, Schweden und Lappen durch die Aufstellung des Längen-Breiten-Index scharf zu trennen, glaubte er, dieses Resultat auch bei allen anderen Rassen erzielen zu können. Eine wahre Index-Begeisterung ergriff die anthropologische Welt und steckte auch eine Unmenge von Dilettanten an, denen es ja jetzt ungemein bequem gemacht war, auf Grund einer einfachen Massbestimmung „Rassenforschung“ zu treiben. Dabei wurde gewöhnlich an das Vorkommen einzelner Typen sofort eine recht summarische Bewertung geknüpft. Langköpfigkeit wurde als der edle Typus hingestellt, während die Kurzköpfe auch an ihren geistigen und moralischen Fähigkeiten zu kurz gekommen sein sollten, ferner sollte Geradzähnigkeit (Orthognathie) die höhere, Schiefzähnigkeit (Prognathie) die tierähnliche Form darstellen. Es kommt dabei nicht bloss auf die Stellung der Zähne, sondern auf die der Kiefer an, die bei wahrer Prognathie vorgeschoben sind. Die Fortschritte der Schädelmessung brachten freilich bald eine grosse Ernüchterung. Es stellte sich heraus, dass auf der ganzen Erde nicht eine noch so kleine Rasse vorhanden sei, die einen absolut einheitlichen Typus aufgewiesen hätte. Alle Rassen zeigten die mannigfachsten Typen und Mischungen dieser Typen und man konnte glücklich sein, wenn irgend ein Typus beträchtlich überwog. Und als man in die Tiefe der Vorzeit hinabstieg, fand man dasselbe Resultat. Selbst die ältesten uns bekannten Rassen der Vorzeit erscheinen uns schon gemischt. Es mussten sogar Zweifel an der Brauchbarkeit des Schädelindex aufsteigen, wenn man fand, dass z. B. die Indianer, die eine besonders auffallende Einheitlichkeit des äusseren Typus besitzen, dabei die mannigfaltigsten Schädeltypen in scheinbar regelloser Verteilung aufweisen. Auch die alten Germanen erschienen ja dem Tacitus als eine reine, ungemischte Rasse. Trotzdem zeigt uns die Anthropologie, dass sie bereits aus mehreren Typen zusammengesetzt waren.

Die grosse Mannigfaltigkeit der Schädeltypen scheint zwei Schlüsse zu begünstigen: Erstens, dass der Schädeltypus nicht sicher vererbt wird, somit kein eigentlicher Rassencharakter ist, zweitens, dass er noch während des Lebens mannigfachen umformenden Einflüssen¹⁶⁾ ausgesetzt ist.

Eine gewisse Konstanz des Schädelindex ist kaum zu bestreiten. Es geht dies daraus hervor, dass tatsächlich in grösseren zusammenhängenden Gebieten eine Schädelform häufig bedeutend überwiegt. Freilich kann es auch dem natürlichen Einflüsse zugeschrieben werden. Ein strenges Gesetz scheint dies aber ebensowenig zu sein, wie irgend eine Tatsache der Vererbung.¹⁶⁾ Nyström hat 84 Geschwister untersucht. Bei ungefähr der Hälfte war der Index beinahe derselbe oder nur um ungefähr zwei Einheiten verschieden, bei den übrigen aber bedeutend (um ungefähr 3 bis 9·7 Einheiten) abweichend. Er schliesst, dass sich „kein konstantes Verhältnis zwischen dem Index der Nachkommen und der Eltern findet“ und dass „Kinder von Eltern mit verschiedenem Index teils einen grösseren, kleineren oder gleichen Index wie Vater und Mutter, teils Zwischenformen zwischen den Hauptformen erhalten können“. Jörgensen¹⁷⁾ hat auf den Faröern, einer dänischen Inselgruppe, 250 Familien in mehreren Generationen untersucht. Die Indices der Kinder wichen von denen der Eltern sehr ab.

Bezüglich der Milieueinflüsse stehen sich die Ansichten schroff entgegen. Es handelt sich hier einestells darum, ob die Schädelform sich überhaupt während des Lebens ändert, und andernteils darum, ob eine solche Umwandlung sich auch vererbt. Letztere Frage hängt von allgemeineren biologischen Voraussetzungen ab, und man kann annehmen, dass sich eine bloss mechanische Veränderung des Schädels (Geburtslage, künstliche Deformation etc.) nicht vererbt, die organisch erworbene aber übertragen wird. Pfitzner hat auf Grund von Strassburger Messungen den Schädelindex während

¹⁶⁾ Sind ja doch selbst die Kinder von Eltern, die beide taubstumm sind, in der grösseren Anzahl von Fällen normal; in vielen anderen Fällen vererbt sich der Defekt allerdings.

¹⁷⁾ Vgl. „Zentralblatt für Anthropologie“, VIII. Band, 1903, S. 100.

aller Lebensalter als absolut konstant hingestellt.¹⁸⁾ Ihm widersprechen die Forschungen anderer entschieden.¹⁹⁾

Aus dem grossen Tatsachen-Materiale bezüglich der Verteilung der Schädelformen ragen drei Tatsachen besonders deutlich hervor: Erstens verdrängt im Verlauf der Geschichte fast überall die Rundköpfigkeit die lange Schädelform. Zweitens sind Gebirgsbewohner meist überwiegend rundköpfig. Drittens scheinen in vielen Gebieten die Städter etwas langköpfiger zu sein als die Landbevölkerung.²⁰⁾

Die Gegner des Milieueinflusses erklären die beiden ersten Tatsachen gemeinschaftlich. Sie nehmen nämlich an, dass ursprünglich eine rundköpfige Rasse im ganzen Lande gesessen sei, dann vor den eindringenden erobernden Langköpfen sich teilweise in die schützenden Gebirge geflüchtet hätten, wohin ihnen diese nicht gefolgt seien, schliesslich aber sei die edle langköpfige Rasse durch ihre kriegerischen Neigungen zusammengeschmolzen und sei von den fruchtbareren Kurzköpfen, die als Unterworfenen zurückgeblieben seien, an Zahl wieder überflügelt worden. Die dolichocephale Tendenz der Städter erklären sie mit einer Art natürlicher Auslese, indem die geistig regsameren Langköpfe das flache

¹⁸⁾ Pfitzner, „Einfluss des Lebensalters auf die anthropologischen Charaktere“ („Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“, I., 1899, S. 372).

¹⁹⁾ Vgl. Macalister, „The causation of brachy- and dolichocephaly“ („Journal of anatomy and physiology“, vol. XXXII., 1898, S. 339 ff.). Ranke im „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie“, XXVIII., S. 139, „Ueber die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen“.

²⁰⁾ Schon bei den alten Aegyptern werden die Schädel umso runder, aus je jüngeren Gräbern sie stammen. Bei den Juden hat der runde Schädel den traditionellen langen Semitenschädel zurückgedrängt, was umso bemerkenswerter ist, als sie andere Merkmale sehr zähe beibehalten haben, und, wenn Mischungen vorgekommen sind, diese wohl nur mit Langköpfen geschehen sein können. Jakobs führt diese Tendenz auf die unausgesetzte geistige Arbeit der alten Kultur- und Handelsrasse zurück. Derselbe Prozess in Griechenland. In der auffallendsten Weise hat sich die Verbreiterung des Schädels in Deutschland vollzogen, und zwar hier wieder im kulturell höher stehenden und gebirgigeren Süddeutschland stärker. Selbst im Stammlande der Dolichocephalie, in Schweden, hat sie in historischen Zeiten zu Gunsten der Breitköpfigkeit abgenommen. Bloch („Bulletin et memoires de la société d'Anthropologie“, Paris, 1901) bezieht

Land und die weniger günstigen Gebiete zu verlassen streben und sich in den Städten ansammeln. Diese Selbstselektion muss natürlich dazu beitragen, dass die unfruchtbaren Gegenden, Gebirge etc., von woher die Abwanderung besonders stark ist, einen immer höheren Index aufweisen, da ja nur die schwerfälligen Breitäpfe zurückbleiben.

Die Milieutheoretiker drehen die Sache um. Sie erklären es für unwahrscheinlich, dass überall langköpfige Rassen den kurzköpfigen gefolgt seien. Es sei eher anzunehmen, dass der Langkopf sich unter äusseren oder inneren Einwirkungen in einen Kurzkopf verwandelt habe. Einen direkten Einfluss des Gebirgslebens hat vor allem Ranke vertreten. Man denkt hierbei auch daran, dass der breite Schädel vom breiten Brustkorb, wie er durch das Gebirgsleben bedingt wird, abhängt, so dass die schmale Form der Städte vielleicht mit der Brustverengung zu erklären sei. Weiters wird die Zunahme der Brachycephalie auch mit besserer Ernährung und dem einem gesteigerten Geistesleben entsprechenden stärkeren Gehirndruck in Zusammenhang gebracht. Für den Einfluss der Ernährung sprechen die Resultate der Tierzucht, indem, wie Lissauer mitteilt, durch Experimente an Schweinen und Wölfen festgestellt sei, dass bessere Ernährung eine Verbreiterung und Erhöhung des Schädels bewirke.²¹⁾

Regnault, Nyström u. a.²²⁾ erklären die Dolichocephalie

sich auf die Kurganengräber Russlands und auf die Japaner. Nach Schwalbe und Blind hat dieselbe Wandlung im Elsass, nach Lissauer an der Riviera stattgefunden. Boucherau („L'Anthropologie“, XI., 1900, S. 691) belegt die stufenweise fortschreitende Brachycephalie im zentralen Plateau von Frankreich mit einer interessanten Tabelle. Der Index betrug: In neolithischer Zeit 73·00, in gallisch-römischer Zeit 78·00, ein Merowingerschädel 77·00, IX. bis XII. Jahrhundert 79·29, XII. bis XIV. Jahrhundert 79·70, XVI. bis XVII. Jahrhundert 80·26, im Mittelalter bis Jetztzeit 83·74, jetzt 85·00. Zuckerkandl („Korr. Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn., u. Urgesch.“ 1889) weist den Vorgang für die österreichischen Alpenländern nach u. s. w. Für die zwei anderen Tendenzen haben u. a. Lapouge, Ammon, Ripley u. a. Belegmaterial zusammengestellt.

²¹⁾ Vgl. „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, 1901, S. 373 ff.

²²⁾ Regnault, „Variation de l'indice céphalique sous l'influence du milieu“ in „Bulletin et memoires de la société d'anthropologie de Paris“, 1901, S. 147 ff. — Nyström, „Formenveränderungen des menschlichen

mit dem durch bestimmte Beschäftigungen und vorgebeugte Haltung vermehrten Zug der Nackenmuskeln. Bei progressiver Atrophie der Nackenmuskeln und Aufhören des Zuges flacht sich der Schädel ab und wird oft hochgradig brachycephal. Die Dolichocephalie der niederen Rassen ist vielleicht durch den Zug ihres schweren Gesichtsschädels bedingt, die der Städter durch die überwiegend vorgebeugte Haltung in der Schule, bei der Arbeit etc.²³⁾ Es muss sich hier übrigens nicht immer um erbliche Dolichocephalie handeln, wenn nur die erzeugenden Umstände beständig wirken, so dass sie fortwährend an einer genügend grossen Anzahl von Individuen neu hervorgebracht wird. Wenn sich auch die durch Zug oder Druck erzeugte Schädeldeformation nicht vererbt, so ist eine Übertragung kräftiger Nackenmuskeln oder einer bestimmten Gehirnform, die ja im embryonalen Leben und sogar noch länger die Schädelform bestimmt, wohl möglich. — Die Rhachitis, an der in den grossen Städten ein Drittel aller Kinder leidet, bewirkt häufig Schädeldeformationen, da die Fontanellen lange offen bleiben und die Knochen so weich sind, dass sie durch Druck beim Liegen beeinflusst werden. Die rhachitische Anlage ist übrigens erblich.²⁴⁾ Nyström hat die Vorbedingungen einer Veränderung der Schädelform experimentell festgestellt. Die Nähte des Schädels verknöchern oft verhältnismässig spät und zwar bei verschiedenen Rassen vielleicht in verschiedener Aufeinanderfolge.²⁵⁾ Das längere Offenbleiben einer Längsnaht muss das Breiterwerden des Schädels, das einer Quernaht das Längerwerden des Schädels begünstigen, so dass schon hierin vielleicht ein Grund für die Verschiedenheit der Rassenschädel liegt. Auch nach der

Schädels“ (Archiv für Anthropologie; 1902, S. 211, 317, 623). Vgl. auch Ranke a. a. O., S. 232/3.

²³⁾ Kraitschek („Politisch-Anthropologische Revue“, II., S. 25.) führt eine Anzahl von Fällen an, für die Nyströms Erklärungen nicht passen und die gewiss beachtenswert sind. Es wird dadurch natürlich nicht ausgeschlossen, dass eine andere Erklärung durch das Milieu zutrifft.

²⁴⁾ Da die Rhachitis vorwiegend die unteren Klassen befallt, kann den leichtfertigen Schädelmessern durch ihre Wirkungen allein schon der Anschein einer Rassenverschiedenheit zwischen höheren und niederen Ständen erzeugt werden.

²⁵⁾ Vgl. Ranke, a. a. O., S. 233/4.

Schliessung der Nähte bleibt der Schädel durch Resorption von Knochenmasse an der Innenfläche und Ablagerung neuen Stoffes aussen, lange Zeit erweiterungsfähig. Wie Nyström durch Versuche bewies, sucht der Druck des Gehirns und des Blutes, der durch geistige Anstrengung vermehrt wird, den Schädel nach dem Pascalschen Prinzip in die Breite zu drängen. Tatsächlich fand Nyström durch Messungen an 500 Schweden, die doch der dolichocephalsten germanischen Rasse angehören, dass die höheren und gebildeten Klassen einen viel grösseren brachycephalen Prozentsatz haben, als die niederen und ungebildeten. Von 100 Dolichocephalen gehörten 76·5 den niederen, 23·5 den höheren Klassen an; von ebensoviel Brachycephalen aber nur 41·6 den ungebildeten und 58·4 den gebildeten. Hochgradige Brachycephalie fand Nyström bei 27 Höheren, Gebildeten, und 8 Niederen, hochgradige Dolichocephalie bei nur 3 Gebildeten gegen 8 minder Gebildeten. Auch stellte Nyström fest, dass die Brachycephalen in grösserer Menge aus den niederen in höhere Stände übergehen; natürlich kann man auch sagen, dass sie bei diesem Übergange erst brachycephal werden. — Man hat dagegen eingewendet, dass die höheren Stände vielleicht einer brachycephalen Rassenschichte entstammen, ohne zu bedenken, dass man damit dem rein dolichocephalen Typus, wie er in Schweden am ausgesprochensten herrscht, ein sehr schlechtes Kompliment macht. Nach Ammon sollen ja gerade die höheren Stände die edlere dolichocephale Form aufweisen, was hiedurch widerlegt wird. — Wie wir später zeigen werden, sind grosse Männer meist auffallend brachycephal. Mehrere Messungen scheinen übrigens wieder anzudeuten, dass der Schädel der Gebildeten gerade mehr in die Länge wächst als in die Breite.²⁶⁾

²⁶⁾ Vgl. die Angaben Ripleys bei Lapouge, „The fundamental Laws of Anthro-Sociology“. Durand de Gros' Messungen (ebenda), ferner Muffang (in Clossons Arbeit) „The paedagogical significance of the cephalic index“ und die Daten Dr. Pauline Tarnowskys (bei Closson) „Further data of Anthro-Sociology“. (Alle drei Aufsätze im „Journal of Political Economy“, herausgegeben von der Universität Chicago, und zwar 1897/98, S. 77 und 90, 1895/96, S. 262, 1899, S. 248.) — Die Aussagen dieser Messungen sind sehr verschieden. Bezeichnend ist übrigens, dass Durand de Gros Länge und Breite des Schädels verwechselt und dann gerade die verkehrten Schlüsse aus den Messungen zieht.

Ganz auf der Annahme der Persistenz (Beständigkeit) der Schädelform gegenüber dem Milieu beruht das grosse Werk Ripleys.²⁷⁾ Freilich löst auch sein Material nicht die Widersprüche. Für den Zusammenhang zwischen dem Leben im Gebirge und Rundköpfigkeit scheinen nicht bloss die Tatsachen Europas, sondern auch die extreme Brachycephalie auf dem Himalayaplateau, in den Anden und den Rocky-Mountains zu sprechen (S. 52). Dagegen sind im Isel-, Ziller- und Kalsertal Tirols gerade die Höhen langköpfiger als die Täler (S. 292), was Ripley damit erklärt, dass die in der Völkerwanderungszeit einwandernden breitköpfigen Slaven die langköpfigen Germanen in die unzugänglichen Höhen verdrängten.

Die in den Pyrenäen lebenden Basken sind langköpfig, die in der französischen Ebene lebenden breitköpfig (S. 192). Die Bergschotten sind extrem langköpfig, von besonders hoher Statur und licht pigmentiert. Die sehr starke Brachycephalie Russlands lässt sich weder durch die Einflüsse geistiger Arbeit noch durch Gebirgsleben oder reichliche Ernährung erklären. Die geistig hoch entwickelten angelsächsischen und mediterranen Völker sind sehr langköpfig. Die kleinen, heute noch deutsche Sitte und Sprache bewahrenden germanischen Elemente Norditaliens (Sette comuni) haben den alpinen Rundkopf (ob sie überhaupt je eine andere Schädelform hatten?) angenommen, wie sie denn auch sonst von den andern Italienern nicht zu unterscheiden sind (S. 256). Dagegen weist die Region um Lucca eine ganz unvermittelte und mit dem Milieu im Widerspruch stehende Langköpfigkeit auf (S. 259). Die Bergalbanesen, die vor 400 Jahren in Apulien sich niederliessen, haben in einer sehr langköpfigen Umgebung ihren Rundkopf und relative Blondheit bewahrt (S. 414). Vielleicht wird auch die Schädelform unter Umständen leichter erworben als verloren? Gegen Ranke wendet Ripley ein, dass er selbst an Fabrikskindern gezeigt habe, wie die schlechte Ernährung eine Verschmälerung des Schädels (durch Verhinderung des Schläfenwachstums) bewirke, was mit der Erklärung der alpinen Schädelform aus Nahrungsmangel in Widerspruch stehe. Im

²⁷⁾ William Z. Ripley, „The Races of Europe“, 1900. (Als Anhang die ausführlichste Bibliographie über die Rassenverhältnisse Europas.)

Gegenteil behauptet Buch, die Neigung zur Dolichocephalie bei den Westfinnen sei mit Bestimmtheit auf ihre gegenüber den breitköpfigen Lappen bessere Ernährung zurückzuführen.

Angesichts dieser Verworrenheit des Problems und der unvereinbaren Widersprüche der Grundtatsachen enthalten wir uns des Urteils und werden unsere Schlüsse von der Annahme einer der Meinungen unabhängig machen. Wenn wir im folgenden der Kürze unseres Ausdrucks halber einer der vorgebrachten Annahmen beizustimmen scheinen, so geschieht es stets unter dem Vorbehalt der Hypothese. Die Tatsache wird angeführt, damit sie der Aufmerksamkeit der Verteidiger und Bekämpfer der Hypothesen nicht entgehe.

Die Bildung des Gesichtsschädels ist wohl äusseren Einflüssen unterworfen; vor allem die Kaumuskulatur und die Art des Kauens kommt hier in Betracht,²⁹⁾ wie Engel, Langer, Virchow u. a. nachgewiesen haben. Der Naturmensch, der rohe und zähe Nahrung mit den Zähnen bewältigen muss, wird die Spuren davon im Antlitz tragen. Das Aufbeissen eines Fruchtkernes bedeutet einen Druck von mehreren Zentnern u. s. w.

Der auffälligste Zug des Gesichtsschädels, der häufig zum Beweise der Tierähnlichkeit der niederen Rassen gebraucht wird, ist die Prognathie (Schiefzähigkeit), die das Vorspringen des Gebisses bewirkt. Wenn sie auch bei vielen niederen Rassen besonders häufig vorkommt, fehlt sie doch den höheren keineswegs. Der Unterschied liegt nur in der Häufigkeit. Kollmann²⁹⁾ sagt im Anschluss an eine Tabelle Welckers, die den Grad der Prognathie bei verschiedenen Völkern angibt: „Die Neu-Italiener tragen ihren Stempel, die Holländer müssen sich gefallen lassen, neben Brasilianern und den Hottentotten genannt zu werden, und dicht vor den welterobernden Rittern des alten Rom marschieren auf der Seite der Dolichocephalie die Eskimos auf. Auf der Seite der Brachycephalie sehen wir nicht minder seltsame Gruppierungen: Die Tataren und Kalmücken stehen, was die edle Stellung der Kiefer betrifft, weit über den Deutschen und Italienern, und die letzteren befinden sich in bedenklicher Nähe der Alfurus, denn nur zwei Dezimalen

²⁹⁾ Vgl. Ranke, II, S. 239 bis 248.

²⁹⁾ „Beiträge zu einer Kranologie der europäischen Völker“ („Archiv für Anthropologie“, XIII. 1881.)

trennen sie.“ Schon unter den Schädeln der germanischen Völkerwanderungszeit finden sich prognathe Formen. Kollmann vergleicht sie mit einigen Papua-Schädeln und hebt einen germanischen Schädel hervor, der um volle 8 Prozent prognather ist, als einer der Papua-Schädel. Nach Messungen von Welcker an 30 normalen Männerschädeln deutscher Herkunft zeigten sich 43 Prozent prognath. Die beiden untersten Schädel waren noch stärker prognath als der Durchschnitt bei fünf von Welcker gemessenen Australnegern. Dieses Ergebnis zeigt sich bei Anwendung jeder möglichen Methode in gleicher Weise. Hat doch ein deutscher Anatom eine Sammlung von Rasse-Schädeln angelegt und dazu die charakteristischen Formen aus seiner anatomischen Sammlung genommen. Kenner haben bei Betrachtung dieses Kuriosums ihre Überraschung nicht unterdrücken können über die Neger- und Indianerschädel, welche die Umgebung von Göttingen geliefert hatte.⁹⁰⁾ Auch in Europa scheint Prognathie häufiger mit Dolichocephalie als mit Brachycephalie zusammenzutreffen. Nach Kollmann (S. 101) hätten die Brachycephalen mit dunkler Haut in Europa einen edleren Gesichtswinkel als die hellen Dolichocephalen. Kollmann schliesst: „Niemand wird leugnen, dass zwischen den farbigen und den hellen Völkern die prägnantesten Unterschiede im Gesichtswinkel hervortreten, und doch kenne ich kein Merkmal, das nicht auch bei den Kulturvölkern sich vorfindet,“ was im folgenden noch speziell für die Nase bewiesen wird.

Wiederholt hat Virchow ausgesprochen,⁹¹⁾ dass selbst der geübteste Kraniologe nicht mit Sicherheit einen Schädel

⁹⁰⁾ Eines Tages entdeckte man auf einem Pariser Friedhof ein Massengrab, von dem sofort das Gerücht entstand, es enthalte die Gebeine der 1814 in Paris verstorbenen Soldaten aus dem Heer der Verbündeten. Ein berühmter Kraniologe untersuchte die Schädel und bestimmte den einen als finnischen, einen anderen als baschkirischen, kalmückischen u. s. w. Im russischen Heer waren ja alle diese Völker vertreten. Leider wurde bald festgestellt, dass an dem Ort ausschliesslich Frauen begraben lagen, die 1832 an der Cholera gestorben waren.

⁹¹⁾ Vgl. Virchow, „Rassenbildung und Erblichkeit“ in Festschrift für A. Bastian, 1896, S. 25. Derselbe in „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ 1882, S. 210, u. s. w.

einer Rasse zuweisen kann, von dessen Herkunft er nichts weiss. —

Wenn schon die Knochen des Kopfes äusseren und inneren Einflüssen sich fügen, wie bildsam müssen erst die Weichteile sich dem Milieu gegenüber zeigen! Auch hier sind übrigens einzelne Züge, die zur Rassencharakteristik verwendet werden, bei allen Rassen verbreitet. Das geschlitzte Mongolenaug wird bekanntlich durch das Vorhandensein der Mongolenfalte bedingt. Ranke und Drews haben ihr Vorkommen bei der altbayerischen Bevölkerung Münchens nachgewiesen. Unter den Erwachsenen, Männern und Frauen, fanden sich ziemlich gleichmässig 12 Prozent, unter den Neugeborenen bis zum 6. Lebensmonat 33 Prozent mit deutlich ausgesprochener Mongolenfalte. Eine extreme Ausbildung fand sich in 1 Prozent, respektive 6 Prozent der Fälle.²⁹⁾

Bei den Weichteilen des Gesichtes kommt übrigens noch eine umformende Kraft in Betracht, die an anderen Organen sich nicht betätigen kann, nämlich die der Nachahmung.

Virchow hat auf dieses Problem aufmerksam gemacht, indem er ausführt, dass ausser dem Einfluss der Kaumuskulatur und des Kauens auf das Gesicht „sicherlich noch ein anderer Einfluss in Wirksamkeit tritt, dessen Bedeutung am besten durch die jüdische Rasse erläutert wird. Ich meine den physiognomischen Einfluss, der hauptsächlich durch die Muskeln, in erster Linie durch die mimischen Muskeln bewirkt wird. Die Verschiedenheit der deutschen, der englischen, der spanischen, der polnischen Juden beruht sicherlich nicht allein auf einer fortschreitenden körperlichen Vermischung, obwohl eine solche gewiss auch mitwirkt, sondern vielmehr auf der Nachahmung und Anpassung der Muskelstellung und Muskelbewegung an volkstümliche Vorbilder. Wie weit die mimische Muskulatur aber die Gestaltung der Gesichtsknochen zu bestimmen imstande ist, das festzustellen wäre eine ganz neue Aufgabe, die bis jetzt noch nicht einmal in Angriff genommen wurde, die ich aber hier in den „Crania ethnica americana“ umsomehr betonen möchte, als das moderne Amerika das gegebene Feld für alle Untersuchungen über

²⁹⁾ Vgl. Ranke, S. 35 und 315.

die mögliche Transformation der örtlichen Stammescharaktere darstellt.“

Ebenfalls über Amerika sagt Bagehot: „Ein schwerfälliger Engländer eignet sich oft in wenigen Jahren den lebhaften amerikanischen Blick an; ein Irländer oder Deutscher erlernt ihn gleichfalls, selbst mit allen englischen Eigentümlichkeiten.“³⁹⁾ In einer bekannten Stelle seines angeführten Werkes schildert Dilke, wie die Kinder von Iren in Amerika physisch und moralisch gänzlich amerikanisiert sind. Eine interessante Beobachtung kann man an den galizischen Juden machen. In Krakau existiert noch ein Judenviertel, dessen Insassen den bekannten Typus in ausgeprägtester Weise zeigen. Die jüdischen Familien, die schon mehrere Generationen in der eigentlichen Stadt wohnen und den wohlhabenden Kreisen angehören, haben in überraschendem Masse das Äussere der christlichen Bevölkerung ihres Standes angenommen, während die eingewanderten jüdischen Gutsbesitzer in vielen Fällen von den ihnen benachbarten polnischen Edelleuten gar nicht zu unterscheiden sind. Der genaue Kenner der Juden, J. Zangwill, bestätigt diese Beobachtung für verschiedene Länder.⁴⁰⁾

Es ist ein grosser Irrtum, den Typus des Witzblattjuden als den verbreitetsten anzunehmen, in der Natur findet er sich ebenso selten wie der Leutnant oder Professor der Karikatur. Bei gut drei Viertel der gebildeten und wohlhabenden Juden wird selbst ein guter Beobachter nicht mit voller Sicherheit die Abstammung aus dem Äusseren feststellen können — das letzte Viertel, wo dies möglich ist, fällt aber eben mehr auf als die Majorität. Allerdings ist auch Rassenmischung dabei im Spiel.

Wie Buntaro Adachi bemerkt, nehmen die Europäer in Japan japanische Gesichtszüge an⁴¹⁾ und ich kenne Japaner, die längere Zeit in Europa lebten und die sich unbedenklich für Europäer hätten ausgeben können.

Gützlaff war nach seiner Rückkehr aus China „chinesisiert“ und Annäherungen von Europäern an den indianischen

³⁹⁾ Vgl. Walter Bagehot, „Ursprung der Nationen“, 1874, S. 44.

⁴⁰⁾ Vgl. Robertson, „The Saxon and the Celt“, 1897, S. 113.

⁴¹⁾ Vgl. „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“, 1903, VI., S. 28/9.

und australischen Typus²⁶⁾ werden ebenfalls berichtet. Dass Naturvölker mit der Annäherung an europäische Kultur europäische Züge annehmen, so dass sie in manchen Fällen von Europäern gar nicht zu unterscheiden sind, wird reich belegt.²⁷⁾ In Piemont haben die seit fünf Jahrhunderten in völliger Abgeschlossenheit lebenden Waldensergemeinden einen deutlich ausgeprägten, von dem der katholischen Bevölkerung abweichenden Typus entwickelt. Dasselbe gilt in hohem Grade von der Sekte der Sikhs.²⁸⁾

Schopenhauer bemerkte, die Vornehmen gehörten gar nicht zum Volk, sie wären in der ganzen Welt gleich. Man braucht nur den japanischen Gelehrten, den Ratzel (Völkerkunde II, S. 656) abbildet, zu betrachten, um die Beobachtung anzuerkennen.

Hervorragende Männer bewirken an zahlreichen Nachahmern eine auffällige Änderung des Gesichtstypus. Wir haben die Nietzsche-, Bismarck-, Lassalleköpfe sich vermehren sehen. Emerson sagt: „Jede religiöse Sekte hat ihren Gesichtsausdruck. Die Methodisten haben ihr Gesicht, die Quäker ihr Gesicht, die Nonnen das ihrige. Ein Engländer wird den Freidenker an seinem Betragen erkennen. Beruf und Gewerbe graben ihre eigenen Linien auf Gesicht und Form etc.“²⁹⁾

Weitgehende Schlüsse hat man auch aus dem geringeren Gehirngewichte der niederen Rassen gezogen. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass einesteils die Differenzen nicht sehr gross sind, andernteils die Unterschiede im Gehirngewicht und Schädelinhalt innerhalb der Kulturrassen oft grösser sind, als die zwischen diesen und den Naturvölkern. Ranke (a. a. O. S. 256) hat durch ein Diagramm eine völlige Übereinstimmung der Körpergrösse mit dem Schädelinhalt festgestellt. Der Innenraum des Schädels nimmt mit der Körpergrösse zu und ab und ist daher schon bei den Geschlechtern verschieden.

²⁶⁾ Waitz, „Anthropologie der Naturvölker“, 1877, I. Bd., S. 70.

²⁷⁾ Waitz, S. 71, 79, 80, 81, 135.

²⁸⁾ Vgl. Waitz, S. 83. Dort weitere Belege für die Einwirkung geistigen Lebens auf die Physiognomie.

²⁹⁾ Emerson, „English traits.“ chap. IV. (Works, Routledge 1902. pag. 293).

Ein Vergleich, der die verschiedene Grösse der Völker nicht beachtet, hat daher keinen Wert. Der kleine Japaner hat gewiss ein geringeres Gehirnvolumen, als der grosse Patagonier — doch welcher Unterschied in der geistigen Höhe! — Interessant ist übrigens Welckers Resultat (S. 260), dass Mulatten-Schädel einen grösseren durchschnittlichen Inhalt aufweisen, als er Deutschen oder Negern zukommt. Hrdlička hat das Gehirn eines 45jährigen Eskimos untersucht und fand es schwerer als das eines Europäers von gleicher Statur. Auch Zahl, Ausdehnung und Tiefe der Windungen waren beträchtlicher, als durchschnittlich bei Weissen. Ähnliche Ergebnisse fand er bei drei weiteren Gehirnen.⁴⁰⁾ Virchow, der einige Feuerländer, die gewöhnlich als die allerniedrigste Rasse hingestellt werden, untersucht hat, hebt die sehr beträchtliche Grösse ihres Schädels hervor und Martin sagt in bezug auf Wägungen ihres Gehirns: „Absolut genommen stellt dieses Gewicht die als halb tierisch verschrienen Pescheräh an die Seite der Europäer, und relativ zur Körpergrösse ist das Verhältnis eher noch ein günstigeres.“ „In Beziehung auf den Windungstypus,“ sagt Seitz, „stehen die Gehirne auf gleicher Höhe wie die gewöhnlichen Europäer-Gehirne.“⁴¹⁾ Ähnliche Angaben lassen sich noch über mehrere als sehr niedrig bezeichnete Rassen beibringen.

Seit den ältesten Zeiten hat kein Rassenmerkmal so die Aufmerksamkeit und Erklärungslust erregt, wie die verschiedene Pigmentierung, welche die Farbe von Haut, Haaren und Augen bedingt. Das Mikroskop zeigt, dass die so mannigfaltige Färbung der Menschenrassen nur durch die quantitativ verschiedene Anhäufung und Lagerung desselben Farbstoffes bewirkt wird.⁴²⁾ Das körnige Pigment besitzt eine gelbbraune Färbung und erzeugt alle Schattierungen, von „weiss“ bis tiefbraun. Aber selbst der lichteste Europäer hat Pigment und gehört eigentlich zur gelben Rasse, was besonders an Leichen:

⁴⁰⁾ Vgl. Jahresberichte für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, VII, 3., S. 668 ff.

⁴¹⁾ Ranke, S. 348, 354.

⁴²⁾ Abgesehen wahrscheinlich von den roten Haaren, bei denen es sich um ungelösten Haarfarbstoff handelt, der neben dem körnigen Pigment vorkommt.

hervortritt, wo nicht mehr das durchschimmernde Blut die Färbung verändert. Allgemeine Pigmentarmut äussert sich in dem verbundenen Vorkommen von lichtem Haar, lichter Haut und lichten Augen. Die Entstehung des Pigments ist trotz der eifrig betriebenen Forschung noch nicht allseitig aufgeklärt. Trotzdem ist ein gewisser Zusammenhang zwischen der Stärke der Färbung und dem Klima so augenfällig, dass er seit den ältesten Zeiten bemerkt wurde. Seit jeher hat man die dunkle Färbung der südlichen Rassen auf die grosse Hitze ihrer Heimat zurückgeführt. Doch schon Ortelius (1570) verwarf diese Erklärung, weil die Neger nicht unter dem Äquator, sondern an der Südspitze Afrikas am schwärzesten seien (was nebenbei gesagt gar nicht wahr ist), an der Südspitze Amerikas jedoch die Menschen nicht ebenso dunkel seien (was ebenfalls nicht stimmt). Als weitere Gründe führte man nach und nach an, dass tatsächlich die grösste Hitze und die tiefste Schwärze nicht zusammenfallen, dass auch die in der grössten Kälte lebenden Eskimos dunkel gefärbt sind, dass Indianer und Neger unter derselben Breite sehr von einander abweichen, dass besonders in Australien verschieden gefärbte Rassen oft seit langer Zeit nebeneinander wohnen, dass Mongolen und Europäer ebenfalls unter demselben Klima liegen, dass gerade die bedeckten und dem direkten Sonneneinflusse entzogenen Körperteile bei den meisten Rassen dunkler sind als die offenen liegenden. Tatsächlich scheinen auch verschiedene noch unerforschte Einflüsse hier wirksam zu sein, von denen man oft die Luftfeuchtigkeit angeführt hat. Von besonderer Tragweite war aber die Entdeckung, dass die Wärme einen viel geringeren Einfluss auf das Dunkeln der Haut besitzt, als die chemisch wirksamen Strahlen des Lichtes. Die einfache Erinnerung, dass etwa ein Heizer oder Glasbläser trotz der grossen Hitze seiner Umgebung nicht so gebräunt wird, wie ein im Freien arbeitender Schnitter, führte schon darauf. Durch zahlreiche Untersuchungen⁴⁵⁾ ist festgestellt, dass das Pigment ein wesentliches Schutzmittel gegen die schädlichen Folgen der starken Belichtung darstellt. Nach den allgemein bekannten Erfahrungen absorbiert zwar gerade die dunkle Farbe die Wärmestraahlen besser, so dass

⁴⁵⁾ Vgl. bes. Bälz in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1901. S. 204 ff.

also der Neger seinem Klima recht schlecht angepasst wäre, dafür ist sie aber für die chemischen Strahlen undurchdringlich und ausserdem bewirkt das gehäufte Pigment eine stärkere Transpiration, durch welche die Negerhaut beständig feucht ist, was auch die Wärmewirkung mildert. Mit Staunen heben die Reisenden hervor, wie der Neger mit Vorliebe ungeschützt oft stundenlang in der heissesten Sonne liegt, was bei jedem Europäer binnen zehn Minuten Hitzschlag verursachen würde.

Schmädel ⁴¹⁾ hat experimentell gezeigt, dass die chemischen Strahlen selbst durch mehrfache Stoffschichten, ja sogar durch Knochenmassen hindurchwirken, und führt an, dass in den holländischen Kolonien eine „roter Hund“ genannte Krankheit bekannt ist, die infolge der Wirkungen der Belichtung den Menschen selbst dann befällt, wenn er leichte und helle Kleider trägt. Es folgt daraus, dass der sehr oft ⁴²⁾ erhobene Einwand, die bedeckten Körperteile seien dunkler als die dem Lichte ausgesetzten, keine Beweiskraft besitzt. Ueberdies muss daran erinnert werden, dass das Pigment wandert, ⁴³⁾ bevor es in

⁴¹⁾ Josef v. Schmädel, „Über Lichtwirkung auf den menschlichen Körper mit Rücksicht auf die Kleidung“. („Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,“ XXXI., 1900, S. 49 ff.) Schmädel weist darauf hin, dass weisse oder blaue Gewänder zwar die Wärme reflektieren, gegen die chemischen Strahlen aber nicht schützen; dunkle Stoffe zeigen genau das entgegengesetzte Verhalten. Um den Körper der Europäer gleichzeitig gegen die Schädlichkeiten übergrosser Wärme und Belichtung zu schützen, schlägt Schmädel doppelt gewebte Stoffe vor, deren lichte Aussenseite gegen die Wärme und deren dunkle Innenseite gegen die Wirkungen der chemischen Strahlen Schutz bieten soll.

⁴²⁾ Zum Beispiel von Kollmann: „Wer der Ansicht huldigt, dass zum Beispiel in Afrika die Menschen unter dem Einfluss der äquatorialen Sonne schwarz geworden sind, vergisst die wichtige Tatsache, dass gerade die gegen die Insolation (Belichtung) geschützten Teile nicht heller, sondern meist stärker pigmentiert sind, wie zum Beispiel die Achselhöhlen, die Dammgegend, die Innenfläche der Schenkel u. s. w., was direkt einer Annahme von klimatischen Eigenschaften widerspricht und deutlich darauf hinweist, dass andere Ursachen als das Klima die Färbung der Rassen veranlasst haben müssen (Beiträge zu einer Kranologie etc S. 81). Denselben Grund gegen die Lichtwirkung führt Ripley, a. a. O. S. 62, an. Es gibt aber auch dem Licht entzogene Stellen (zum Beispiel die Fussohle), die selbst bei den dunkelsten Rassen hell sind.

⁴³⁾ Karg heilte weisse Oberhaut eines Europäers auf ein Unterschenkelgeschwür bei einem Neger auf. Die anheilende, ursprünglich weisse

der Oberhaut fixiert wird, und daher verschiedene Gründe sehr wohl stärkere Pigmentanhäufungen gerade an Stellen erzeugen können, wo das Pigment nicht entsteht. Infolge der zweifellosen Schutzwirkung des Pigments lässt sich also die Entstehung der dunklen Rassen durch Anpassung und Auslese leicht erklären. Schwieriger ist die Frage, ob Pigmentmangel im gemässigten Klima einen Vorteil darstellt. Wir haben darauf hingewiesen, dass aus diesem Grunde die dunkle Färbung vielleicht leichter erworben als verloren wird. Blumenbach und schon vor ihm Hunter haben diese Ansicht vertreten. Nach Zarate hellen sich die dunklen Indianer der Ebene, in die Waldgegenden versetzt, wenig auf, die hellen des Waldes aber werden in der Steppe in wenigen Jahren dunkelbraun. Ein genau unter den afrikanischen Existenzbedingungen lebender Europäerstamm würde demnach eher braun werden, als eine nach Europa verpflanzte Negerrasse weiss, weil ja eben möglicherweise ihr Abblassen keinen Selektionswert besitzt. Trotzdem ist durch reichliche Belege das Abblassen der Neger im gemässigten Klima festgestellt. Einzelne Individuen wurden binnen kurzem so licht, wie an leichter Gelbsucht leidende Europäer. ⁴⁷⁾ Unsere Bemerkung bezüglich der verschiedenen Leichtigkeit von Verlust und Erwerb des Pigments würde erklären, wie in der Hautfarbe stark unterschiedene Rassen nebeneinander wohnen können. Die dunkleren wären einfach aus Gegenden eingewandert, wo die Naturbedingungen reichlich Pigment erzeugten, und die neue Heimat besässe keinen Einfluss auf die Beseitigung der Färbung. Es muss hier übrigens nicht nur das Vorhandensein des Pigment hervorrufenden Sonnenlichtes berücksichtigt werden, sondern wohl auch mancher Umstand, der die physiologischen Vorbedin-

transplantierte Oberhaut wurde im Laufe von 12 bis 14 Wochen vollkommen schwarz, indem pigmentierte Bindegewebszellen zwischen die Oberhautzellen eindrangen und ihren Farbstoff an diese abgaben. Hiefür sind speziell die Forschungen Ehrmanns von Bedeutung gewesen.

⁴⁷⁾ Ranke, a. a. O. S. 166, 370/1. Vgl. ferner Westermarck, „Geschichte der menschlichen Ehe“, 1893, S. 268. Dort wird unter anderem der Fall eines Negers zitiert, der in Europa so weiss wurde wie ein Europäer. Der Fall, dass Europäer die Negerfarbe annahmen, ist mehrfach und gut belegt. Vgl. besonders Waitz, a. a. O. S. 51 ff.

gungen der Möglichkeit der Pigmentbildung beeinflusst. Es scheint Gegenden zu geben, die ohne besonderen Lichtmangel doch pathologische Pigmentlosigkeit (Albinismus) begünstigen.⁴⁹⁾ Doch wissen wir darüber nichts Näheres. Verschiedene Individuen besitzen in verschiedenem Ausmasse die Fähigkeit der Pigmentbildung. Gänzlich fehlt sie nur vollkommenen Albinos. Unter den Weissen sind die Brünetten befähigt, viel schneller und vollständiger zu bräunen als helle Personen. Virchow berichtet, dass er in Ägypten in sechs Wochen ebenso braun geworden sei wie die Fellachen. Seine Haut war von Natur gelblich.⁵⁰⁾ Manche meinen, dass auch aus diesem Grunde die Brünetten Europas als abgeblasste Nachkommen einer dunklen Rasse aufzufassen seien. Eigentlich besteht zwischen Negern und Brünetten in Bezug auf das Dunkeln kein Unterschied, denn auch die Negerkinder sind bei der Geburt so hell wie etwa Südeuropäer (Italiener oder Griechen) und erlangen ihre dunkle Farbe erst im Laufe einiger Wochen.⁵⁰⁾ Der Unterschied liegt nur darin, dass die brünetten Weissen wieder schneller abblässen. Auch bei der gelben und braunen Rasse ist der Einfluss einer schwächeren oder stärkeren Besonnung stark. Die höheren Stände und die Frauen sind oft lichter, die in der Sonne Arbeitenden bedeutend dunkler. Bei den sehr vielen Fällen einer helleren Pigmentierung des Adels, die uns berichtet werden, ist nicht immer an eine lichte, erobernde Rasse zu denken, sondern an die Wirkung der Lebensweise. Eine wichtige Tatsache ist, dass auch die helleren, gelb pigmentierten Hottentotten und Buschmänner Südafrikas

⁴⁹⁾ Poesche versetzt die Entstehung der blonden Arier in eine bestimmte Gegend Russlands, von der er sagt: „Zwischen Niemen und Dniepr, an den oberen Zuflüssen, in den ungeheuren Rokitnosümpfen zeigen alle organischen Gebilde, Menschen, Tiere und Bäume, die ausgesprochenste Neigung zum Albinismus! Es ist also dort etwas in Boden, Wasser und Luft, das der Bildung des Pigments in Haaren, Augen und Haut feindlich ist; was an allen Orten der Erde vereinzelt auftritt, der Albinismus organischer Gebilde, er tritt hier massenweise auf und erklärt uns so das Entstehen der grossen, blonden Menschenrasse.“ Die Beobachtung scheint mir nicht zweifellos zu sein.

⁵⁰⁾ Virchow in „Festschrift für Bastian“, 1896, S. 22.

⁵⁰⁾ Vgl. Ranke a. a. O. S. 176. Nach Pruner Bey ist die Entwicklung des Farbstoffes im Süden in einem Jahr, in Ägypten erst in drei Jahren vollendet.

bei weitem mehr den Schädlichkeiten ihres Klimas unterliegen als die dunklen Neger. Sie erkranken häufig an Sonnenstich, Malaria etc. Von den Hottentotten wird berichtet, dass ihre Widerstandskraft gegen das Tropenklima die geringste sei, die man bei einem afrikanischen Volke findet.⁵¹⁾ Auch die auffallende Hautausdünstung der eigentlichen Neger, die eine Folge der steten Transpiration ist, findet sich bei den Buschmännern nicht. Beide Völker beschmieren sich dafür dick mit Fett und Russ (S. 684, 699, 704), was offenbar das natürliche Pigment ersetzen soll. Dieselbe Gewohnheit haben sehr viele andere afrikanische Völker, und Virchow meint selbst, dass die dadurch hervorgerufene Hautreizung wiederum eine Ursache der Pigmentbildung werden kann.⁵²⁾ Diese künstliche Pigmentierung durch Schmutz hat übrigens viele falsche Angaben über die Färbung der Rassen verursacht. Middendorf berichtet, dass er eine Samoedin nicht mehr erkannte, nachdem sie sich gewaschen hatte. Dasselbe Mittel gebrauchen auch Touristen, indem sie sich gegen den starken Reflex des Schnees und des Eises durch Beschmieren mit Russ schützen. Sehr wahrscheinlich ist die dunklere Färbung der Eskimos, die an das Rotbraune heranreicht, ebenfalls aus dem starken Lichtreflex ihrer Heimat zu erklären. Möglicherweise wirkt aber auch die strenge Kälte ebenso wie die Hitze leicht bräunend. Künstliche Pigmentierung ist daher auch bei nördlichen Rassen in Gebrauch. Die Eskimos im Norden und die Feuerländer im Süden bemalen sich in gleicher Weise mit Russ.⁵³⁾

Auch die Frage, weshalb die Indianer lichter gefärbt

⁵¹⁾ Vgl. Ratzel. Bd. II, S. 681, 695.

⁵²⁾ Die Hautreizung durch starke Einwirkung der Atmosphäre und häufigen Temperaturwechsel ist vielleicht der Grund dafür, dass seefahrende Völker oft auffallend dunkel sind. Speziell die italienischen und spanischen Fischer haben oft eine ganz indianische Färbung.

⁵³⁾ Ueberhaupt bietet die grosse Aehnlichkeit der Feuerländer und Eskimos in Bezug auf Gesichtsbildung und Pigmentierung einen der interessantesten Belege für die Wirkung des Milieus, obwohl Amerika sich nach Süden dem Pole nicht so weit nähert als nach Norden, und die Feuerländer nicht so extremen Temperaturen ausgesetzt sind wie die Eskimos. An einen engeren Rassenzusammenhang zwischen diesen beiden am weitesten von einander entfernten Rassen kann doch nicht gedacht werden. Ueber die Aehnlichkeit vgl. Ranke, II. Bd., S. 351, und Waitz a. a. O., S. 43.

sind, als die unter derselben Breite wohnenden Neger, scheint nicht unlösbar. Tatsächlich sind die Indianer nicht rot und die Neger nicht schwarz, sondern es handelt sich um verschiedene Nuancen von braun und gelb.⁵⁴⁾ Der tiefbraune Neger ist keineswegs die Regel. Die meisten Neger mögen keine dunklere Farbe aufweisen, als auch bei Indianern vorkommt. Amerika erstreckt sich nach Norden und nach Süden viel weiter als Afrika. An anderer Stelle haben wir die Gründe angeführt, die die ungemein intensive Rassenmischung und den von der Nord- bis zur Südspitze überraschend konstanten Typus des Indianers erklären. Die fortwährenden Wanderungen, die dieser von Norden nach Süden zusammenhängende Kontinent ermöglichte, mussten eine Ausgleichung der Rasseeigentümlichkeiten herbeiführen. Immerhin bleibt die Frage, warum unter der europäischen Breite in Amerika keine grosse weisse Rasse entstanden ist. Merkwürdigerweise hören wir öfters von sehr hellen Indianern Südamerikas, die in der Hautfarbe Spaniern und Portugiesen, ja selbst Deutschen völlig gleichen, ohne dass an Mischung zu denken wäre.⁵⁵⁾

Virchow bezeichnet die von ihm untersuchten nord-amerikanischen Indianer als schmutziggelb und bemerkt, dass ihr Ton weit entfernt ist von der roten Kupferfarbe, welche ihnen auf Abbildungen meist gegeben wird. Schon Prichard hat die im Vergleich zu den Negern hellere Hautfarbe der Indianer mit der starken Bewaldung Amerikas erklärt. Tatsächlich befinden sich gerade unter der Breite der dunkelsten Neger die Urwälder am Amazonenstrom und Orinoko. Dass das Waldleben die Hautfarbe aufhellt, wird aus allen Weltteilen berichtet. Auch in Afrika finden sich in der nächsten Nähe des Äquators in den Urwäldern am Kongo die hellen Zwergvölker,⁵⁶⁾ deren Farbe gelb ist. Es kommt hier nicht

⁵⁴⁾ Vgl. Dr. K. E. Ranke in der „Zeitschrift für Ethnologie“, 30 Jahrg., 1898, S. 61 bis 73. Der Verfasser betont besonders die starke Abhängigkeit der Färbung von der Umgebung und die grosse Schädlichkeit einer abnormalen Pigmentlosigkeit.

⁵⁵⁾ Ein Fülle von Belegen gibt Waitz a. a. O., S. 50/1, 53, 55, 60, 71, 98, 135, 193, 246/7. Danach scheint hauptsächlich der Wald die Ursache zu sein.

⁵⁶⁾ Vgl. Ratzel, „Völkerkunde“ I., 710 ff., II., 271 ff. Es gibt jedoch in der Nähe des Äquators auch einige Rassen, wie die Waganda, Sandeh

nur die Wirkung der Beschattung in Betracht, sondern wohl auch der Umstand, dass die grüne Farbe des Laubes die chemischen Strahlen besonders stark absorbiert. Jedermann weiss, dass es ermüdeten Augen wohltut, auf grüne Flächen zu blicken. Ein noch besseres Schutzmittel ist gelb und rot. Das Gelb kommt als Färbung des Bodens in weiten Teilen Asiens vor, doch muss in solchen Gegenden auch die direkte Sonnenwirkung berücksichtigt werden, die infolge des Mangels an Deckung weit stärker ist als die schwache Reflexwirkung des Bodens. Diese Betrachtungen erklären nicht alle Unterschiede in der Färbung der Rassen. Es gibt noch manche Ausnahme, die wir erst nach weiteren Fortschritten der Anthropologie werden enträtseln können. Die Haupteinwände gegen die Wirkung des Milieus auf die Rassenfärbung sind jedoch damit erledigt.

Es bleibt noch das Haar, dem häufig ein besonderer Wert als Rassenmerkmal beigelegt wurde. Die kompetentesten Forscher auf diesem Gebiete haben jedoch die Haltlosigkeit dieser Aufstellung nachgewiesen.⁵⁷⁾ Mit Ausnahme des roten Haares bewegt sich die Haarfarbe der gesamten Menschheit in den verschiedenen Abstufungen von braun.⁵⁸⁾ Dabei ändert sich auch beim einzelnen Menschen die Haarfarbe mit dem Lebensalter. Die Kinder in Neu-Guinea zeigen anfangs helles, goldrotes Haar, welches aber später braun oder schwarz wird. Auch die Negerkinder haben anfangs kastanienbraunes seidenartiges Haar, das erst später kraus wird. Die meisten Kinder unserer Zone werden blond geboren und dunkeln dann nach. Pfitzner⁵⁹⁾ weist nach, dass die Haarfarbe erst

u. s. w., deren hellere Färbung nicht durch den Einfluss des Waldes erklärt werden kann. Auch der kleine Wuchs der äquatorialen Waldvölker wird den Wirkungen des Waldlebens (Nahrungsmangel, starke Inzucht infolge der Abgeschlossenheit) zugeschrieben.

⁵⁷⁾ Vgl. Ranke II, S. 202.

⁵⁸⁾ Auch das „schwarze“ Haar ist eigentlich tiefbraun.

⁵⁹⁾ Vgl. „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“ Bd. I, 1899, S. 343 und Bd. III, S. 507. Nur etwa $\frac{1}{4}$ der Individuen behält zeitlebens die Haarfarbe, die sie in den ersten beiden Lebensjahren aufweisen, bei etwa $\frac{3}{4}$ wandelt sie sich von blond zu brünett. Bei den Unterelsässern werden blond geboren: Männer 92 Prozent, Frauen 82 Prozent. Blond blieben nur 20 Prozent, resp 13 Prozent. Schwarz

vom 40. Jahre an konstant ist und als Rassenmerkmal benützt werden kann. Die Struktur des Haares darf ebenfalls nicht zur Rassenscheidung benützt werden.⁶⁹⁾ Die Armut des Negers an Körperhaaren und die ausgeprägtere Büschelstellung des Haares sind sogar exzessiv menschliche Bildungen. Die tiefstehenden Australier haben meist seidenartig feines, welliges Haar, das schöne Locken bildet.

Die Augenfarbe ändert sich ebenfalls mit dem Lebensalter, auch vererbt sie sich keineswegs sicher. Jörgensen hat auf den Faröern Untersuchungen über die Vererbung in 250 Familien angestellt. Von 38 Fällen, in denen beide Eltern blauäugig waren, fanden sich in vollen 14 die Kinder braunäugig.

Die Schwierigkeit der Rassenscheidung vermehrt sich, wenn man nicht nur einzelne Merkmale, sondern mehrere in Betracht zieht, weil die vielfältigsten Kombinationen vorkommen.

In Deutschland finden wir einen allmählichen Übergang vom rundschädlichen und braunen Süden zum langschädlichen blonden Norden. In Italien ist zwar auch der Norden relativ blonder als der Süden, was auf die germanische Blutmischung zurückgeführt wird, dafür ist er aber rundschädlich und der Süden langschädlich. Offenbar macht sich im Norden Italiens wie im Süden Deutschlands der Einfluss der rundschädlichen Alpenbevölkerung geltend, im Süden Italiens dagegen die Mischung mit langschädlichen dunkleren Rassen. In Frankreich wieder fallen Schädelform und Farbe noch mehr auseinander. Collignon gibt als allgemeines Ergebnis an: Teilt man Frankreich durch eine von Nordosten nach Südwesten gezogene Linie, so wohnen östlich die Blonden und Grossen, westlich die Braunen und Kleinen. Wenn aber die Linie von Nordwesten nach Südosten gezogen wird, dann wohnen östlich die Langköpfe, westlich die Kurzköpfe. Die Brachycephalie

geboren werden bei beiden Geschlechtern: 0 Prozent, zu schwarz dunkeln nach: 15 Prozent, resp. 12 Prozent. Die Braunen nehmen von 8 Prozent auf 65 Prozent (resp. 18 Prozent und 75 Prozent) zu.

⁶⁹⁾ Ranke, S. 195, 198, 200, 202. Die Haare der Europäer beginnen in Afrika kraus zu werden: Vrgl. Schneider, „Naturvölker“ 1886, II. Bd., S. 35.

deckt sich dabei merklich mit den gebirgigen Teilen. Diese Beobachtungen beweisen, dass in Europa die mannigfaltigsten Übereinanderschichtungen verschiedener Rassen und die ausgedehntesten Mischungen stattgefunden haben.⁶¹⁾

Besonders bedenklich ist es, Rassen, die in der Gegenwart gar nicht mehr existieren, mit allerlei Merkmalen zu begaben und aus dem Vorkommen des einen oder anderen Merkmals auf die Beimischung jener „Urtasse“ zu schliessen. So soll die bekannte Nase ein besonders charakteristischer Zug der Semiten sein. Tatsächlich findet sie sich schon auf ägyptischen Denkmälern an den Darstellungen semitischer Typen. Aber die nach allgemeinem Urteil „reinsten“ Semiten, die Wüsten-Araber, haben dieses Merkmal nicht. Ihre Nase ist klein, gerade und stumpf. Ihr Typus gleicht völlig dem als „arisch“ betrachteten. Chamberlain behauptet daher, die Judennase hätten die Juden aus der Mischung mit den Hettitern erhalten, die ihnen auch sonst allerlei minder günstige Eigenschaften beigebracht haben sollen. Das ist sehr bequem, denn von den Hettitern, deren mächtiges Reich sich einmal über einen grossen Teil Vorderasiens erstreckte, wissen wir noch recht wenig. Ihre Inschriften trotzten bisher

⁶¹⁾ Vgl. Otto Ammon „Zur Theorie der reinen Rassetypen“ in „Zeitschrift für Morphologie etc.“, Bd. II, S. 679 ff. Der Verfasser zeigt dort mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie gering die Wahrscheinlichkeit reiner Rassetypen in einer gemischten Bevölkerung ist. Unter der Voraussetzung, dass zwei Rassen A und B im Verhältnis $\frac{2}{3} : \frac{1}{3}$ gemischt wurden, wird (bei Fehlen jeder künstlichen Beschränkung) die Zahl der reinen Typen von A und B nach n Generationen gleich $\left(\frac{2}{3}\right)^{2^n}$ resp. $\left(\frac{1}{3}\right)^{2^n}$ sein. Schon in der vierten Generation betragen die Mischlinge über 96 Prozent, in der fünften nahezu 100 Prozent der Bevölkerung. In neun Generationen „würde ein ererbtes reinrassiges Individuum auf eine Zahl von Volksgenossen kommen, die mit 46 Stellen geschrieben wird etc.“ Ammons Folgerungen sind: (1.) „In einer seit mindestens drei Jahrhunderten gekreuzten Bevölkerung gibt es keine oder nur vereinzelte ungemischte, reinrassige Individuen, etwas mehr vielleicht in abgeschlossenen Ständen, die zugleich Rassen darstellen und die Ehegemeinschaft mit unterhalb stehenden verbieten“. (2.) „Die anscheinend reinrassigen Individuen, die eine gewisse Zahl der Rassenmerkmale in sich vereinigen, haben unter ihren Vorfahren solche von fremder Rasse und die Vereinigung der Merkmale stellt nur eine der vielen möglichen und wirklich vorhandenen Kombinationen

der Entzifferung. Vor kurzem überraschte uns nun ein hervorragender Fachgelehrter mit dem Resultate seiner Studien, dass das Hettitische eine indogermanische Sprache sei, zunächst verwandt dem Armenischen.⁶⁷⁾ Seine Theorie wurde in der Fachwelt sehr günstig aufgenommen. Da ja Sprachverwandschaft für die Rassengläubigen sonst einen Beweis der Rassenzugehörigkeit bildet, wären die Hettiter also „Arier“, und die Judennase wäre ein „arisches“ Erbstück. Übrigens finden sich bei sehr vielen Völkern der Erde Anklänge an den sogenannten jüdischen Typus, was zu den bekannten Spekulationen über den Verbleib der zehn Stämme Anlass gegeben hat.⁶⁸⁾ Besonders auffällig kommt er in den höheren Schichten Japans vor. Der mutmassliche Thronerbe Japans hat ausgeprägte feine jüdische Gesichtszüge und eine der schönsten Frauen Tokios würde in Europa unzweifelhaft für jüdischen Geblüts gehalten werden (Ranke).

Gänzlich missglückt sind auch die Spekulationen über den Typus des „Ariers“. Wissenschaftlich bezeichnen die Begriffe „Arier“, „Semite“ etc. nur die Zugehörigkeit zu einer Sprachfamilie, über die physische Abstammung wird gar nichts ausgesagt. Max Müller, der selbst früher ein Hauptverfechter der „arischen Rasse“ war, hat seinen Meinungsumschwung in folgender treffender Weise kundgegeben: „Für mich ist ein Ethnologe, der von ‚arischer Rasse‘, ‚arischem Blut‘,

der Merkmale dar.“ (3.) „Das Auffinden rassereiner Individuen in einer gekreuzten Bevölkerung (sogenannte ‚Typen‘) beruht auf einer Täuschung der Anthropologen. Man könnte ebenso gut von jeder beliebigen anderen Kombination der Merkmale eine gewisse Anzahl von Mischlingen auffinden und diese als Typen betrachten etc. . .“ Tatsächlich: warum soll man einen Menschen mit prächtigem, blondem Haar, blauen Augen, langem Schädel, aber „mongolischen“ Backenknochen oder „semitischer“ Nase, weniger als Mischling betrachten, als einen mit germanischen „Normalgesicht“, aber schwarzem Haar und rundem Schädel?

⁶⁷⁾ Vgl. Zimmerns Referat über Jensens „Hettiter und Armenier“, 1898, in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“, 1899, Bd. 53, S. 168 ff. Der Referent kommt zu dem Schlusse, dass diese These Jensens jetzt wohl für absolut sicher gelten darf.

⁶⁸⁾ Das Vorkommen des „jüdischen“ Typus bei den verschiedensten Rassen bewegt Stratz („Was sind Juden?“ 1903), ihn für einen Inzuchttypus zu erklären, in dem durch fortdauernde Fernhaltung der Vermischung die Merkmale der weissen Rasse extrem ausgeprägt erscheinen.

„arischen Augen und Haaren“ spricht, ein so grosser Sünder, wie ein Sprachforscher, der von einem dolichocephalen Wörterbuch oder einer brachycephalen Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung — ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern spreche, so meine ich weder Blut noch Knochen, weder Haare noch Schädel. Ich meine damit einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen.“ In ähnlicher Weise haben sich die kompetentesten Forscher geäussert, so R. Hartmann, der aussprach, er halte die „Arier“ nicht für ein Urvolk, sondern für eine Erfindung der Studierstube.

Zwischen Nordariern und Finnen⁶⁴⁾, Südariern und Semiten bestehen offenbar mehr Ähnlichkeiten, als zwischen Nordariern und Südariern. Man hat insbesondere ausschliesslich dem Germanen die Merkmale der Langschädlichkeit, hellen Pigmentierung und hohen Wuchses beigelegt und alle hervorragenden geistigen und moralischen Eigenschaften an das Vorhandensein dieser Merkmale geknüpft. — Nach der grossartigen deutschen Schulkinder-Untersuchung waren in Deutschland 31·8 Prozent Schulkinder Angehörige des rein blonden Typus (blondes Haar, blaue oder grüne Augen, weisse Haut), 14·1 Prozent gehörten dem rein brünetten Typus an (dunkle Haare, Augen und Haut), mehr als die Hälfte entfiel auf die Mischformen. Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, dass von den blonden Kindern ein sehr grosser Teil später dunkel wird, somit die Brünetten unter den Erwachsenen in Deutschland gewiss die Majorität haben. Nach Pfitzner werden drei Viertel der blondgeborenen Kinder später dunkelhaarig. Wenn wir die Verteilung der Haarfarbe berücksichtigen, so ist Norddeutschland am blondesten, während nach Süden hin der brünette Typus zunimmt. In Süddeutschland schwankt der rein blonde Typus unter den Schulkindern zwischen 24·46 Prozent (Württemberg) und 18·44 Prozent

⁶⁴⁾ Die neuesten Anthropologen nehmen überhaupt Germanen, Finnen und Letto-Lithauer als Glieder einer und derselben „nordischer Rasse“ an. So auch Ripley (S. 365 ff.) und Denicker. — Die blonden, blauäugigen, hochgewachsenen und langköpfigen Finnen, die der ugroaltaischen (mongoloiden) Sprachfamilie angehören, gleichen völlig den Skandinaviern.

(Elsass-Lothringen), den Höhepunkt erreicht er im norddeutschen Lauenburg (45·02 Prozente).

Noch geringer würde der Prozentsatz der „reinen“ Germanen, wenn auch die Schädelform berücksichtigt würde. Der langköpfigste bisher bekannte Stamm Deutschlands sind die von Virchow gemessenen Friesen, die Virchow übrigens nicht für Germanen, sondern auf Grund ihrer eigenartigen Schädelbildung für eine eigene „neandertaloide“ Rasse (wegen der Ähnlichkeit mit dem Neandertalschädel) hielt. — Unter ihnen waren 18 Prozent echte Langköpfe, 33 Prozent Mittelköpfe mit Hinneigung zur Langköpfigkeit, fast die Hälfte entfiel also auf die Kurzköpfe (31 Prozent) und Mittelköpfe mit Hinneigung zur Kurzköpfigkeit. Neuerdings hat Waldenburg⁶⁵⁾ Untersuchungen unter den Halligen Friesen angestellt, deren überraschendes Ergebnis war, dass in der bisher meist für rein germanisch gehaltenen nordfriesischen Rasse der Langkopf ausgestorben ist, wenn er überhaupt je da war. Bei den Halligen Friesen waren Null Prozent Dolichocephale, 12·33 Prozent Mesocephale, 45·20 Prozent Brachycephale, 35·62 Prozent Hyperbrachycephale, 6·85 Prozent Isocephale!!⁶⁶⁾ Auf der Insel Föör befanden sich 3 Prozent Dolichocephale, die überdies braunes Haar hatten, ferner 23·9 Prozent Mesocephale, 32·8 Prozent Brachycephale, 26·9 Prozent Hyperbrachycephale, 13·4 Prozent Isocephale! Da die nordfriesische Bevölkerung durch Alkohol und Syphilis völlig degeneriert sein soll, betrachtet der Verfasser die Isocephalie als ein Degenerationszeichen.⁶⁷⁾ Nach der angeführten Untersuchung Jörgensens ist auch auf den von Norwegen aus besiedelten Faröern ein grosser Teil der Bevölkerung brachycephal, 54 Prozent der Männer und 63·9 Prozent der Frauen. Dabei liegen diese untersuchten Gebiete in der nächsten Nähe Skandinaviens, wo tatsächlich der Hauptsitz der Langköpfigkeit

⁶⁵⁾ „Internationales Zentralblatt für Anthropologie“, VIII, 1903, S. 154 (Referat).

⁶⁶⁾ Isocephalie ist die höchste Form der Rundschädlichkeit, bei der die Schädelänge der Schädelbreite gleich ist.

⁶⁷⁾ Gegen Waldenburg richtet sich ein interessanter Aufsatz Ammons im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie I, 1904, S. 84. — Die Brachycephalität soll danach eine Folge der Selbstselektion der rührigeren Langköpfe sein.

ist. In Süddeutschland gar hat der runde Schädel den langen Schädel fast ganz verdrängt. Um ein Beispiel für viele zu geben, so zählte Kollmann unter den Schädeln germanischer Gräber in Bayern 44 Prozent eigentliche Langköpfe und nur 11 Prozent eigentliche Kurzköpfe, während Ranke in denselben Gegenden bei der heutigen Bevölkerung nur 1 Prozent wahre Lang-, dagegen 83 Prozent wahre Kurzköpfe gefunden hat. Noch extremer sind die Gegensätze der alten und modernen Bevölkerung im Rheingebiet und in Schwaben.

Ripley sagt also mit Recht auf Grund der Verbreitung der „germanischen“ Merkmale: „Das nordöstliche Drittel Frankreichs und die Hälfte Belgiens sind heute germanischer als Süddeutschland“ (S. 156). Da die Norddeutschen grossenteils slavischer Abkunft sind, wären also im deutsch-französischen Krieg gerade die Germanen besiegt worden!

Wie hat der Deutsche seinen Langkopf und seine überwiegende Blondheit in Süddeutschland verloren? Man schreibt es dem keltischen Einfluss zu. Aber die Kelten waren nach dem Zeugnis der Alten den Germanen in allen Stücken ähnlich, ebenfalls blond und hochgewachsen. Vielleicht bezieht sich diese Angabe nur auf die obere Schichte der Kelten, den Adel, unter der die grosse Masse einer dunklen, kleinen und kurzköpfigen Bevölkerung lag, die man als Präkelten und Vorarier bezeichnet hat.⁶⁹⁾ Da der Hauptsitz der Kurzköpfigkeit und Brünettheit in den Alpen liegt und ihr Einfluss sich auf beiden Seiten, im Norden Italiens und im Süden Deutschlands geltend macht, so schreibt man jenes Element den Rhättern zu, die die Alpen bewohnten und nach den bestimmten Zeugnissen der Alten mit den Etruskern identisch waren, deren nicht-arische Sprache sie redeten.⁶⁹⁾ Offenbar war ein Teil dieser

⁶⁹⁾ Das überraschend schnelle Verschwinden der keltischen Sprache und Macht, die einst über einen grossen Teil Europas sich ausbreitete, findet die einfache Erklärung darin, dass die grosse Masse der vom keltischen Adel beherrschten fremden Bevölkerung sich gegenüber dem Wechsel in der Herrschaft gleichgiltig verhielt.

⁶⁹⁾ Dies bestätigen auch die in Tirol gefundenen Inschriften in nordetruskischer Schrift und Ortsnamen, die man mit etruskischen Wörtern zusammenbringt. Vgl. neuestens Fr. Stolz, „Linguistisch-historische Beiträge zur Paläo-Ethnologie Tirols“, in den „Beiträgen zur Anthropologie,

Bevölkerung schon zur germanischen Zeit da, jedoch in unterwerfener Stellung, so dass auf ihre Bestattung weniger Sorgfalt verwendet wurde und die Gräber uns vorwiegend den germanischen Adelstypus zeigen. Auch eine stete Abwanderung aus dem Gebirge, das einen Bevölkerungszuwachs nicht ernähren kann, in die umliegenden Flachländer darf man annehmen. Heute noch strömen die Schweizer hauptsächlich nach Frankreich. Möglicherweise haben aber die früher erörterten Einflüsse des Gebirgslebens und der höheren Kultur diese Wandlungen vollbracht. Der rein germanische Typus hat sich also relativ noch am besten in den norddeutschen Tiefebene erhalten. Stammt er aber auch wirklich von den Germanen her? Die alten Slaven waren auch blond und langköpfig, und vor ihnen sassen Finnen im Lande, die ein extrem blondes und blauäugiges Volk sind und, wo sie nicht mit Lappen vermischt wurden, auch den Langkopf aufweisen. Bekanntlich ist das Deutschtum im Norden noch sehr jungen Datums.⁷⁰⁾ Mancher auf seine Blondheit stolze Germane mag sie aus der slavischen oder finnischen Verwandtschaft haben. Wo liegt übrigens der Schwerpunkt der deutschen Kultur? Im breitköpfigen und relativ dunkleren Schwaben und Franken oder in Pommern, einer der blondesten Gegenden Deutsch-

Ethnologie und Urgeschichte von Tirol". Innsbruck 1894. Man wendet ein, dass die Mehrzahl der in Italien gefundenen Etruskerschädel lang und nur eine Minorität (zirka 1/4) breit ist. Da wir aber wissen, dass die italienischen Etrusker ein Eroberervolk waren und ihre Gesellschaft streng aristokratisch organisiert war, so ist das ganz natürlich. Eroberer sind immer in der Minorität. Es können doch nicht mehrere Ritter von einem Bauer leben! Die Tatsache, dass die Etrusker nur eine dünne aristokratische Schichte bildeten, erklärt auch, wie ihre Macht in Italien so schnell vor der Roms verschwinden konnte.

⁷⁰⁾ Die slavische Bevölkerung erstreckte sich einst nicht bloss über fast ganz Norddeutschland (Holstein, Oldenburg, Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, Mark, Teile von Hannover etc.), sondern auch über grosse Teile Mittelddeutschlands, so über Sachsen, Lausitz, Oberfranken etc., wo ihr Typus noch heute deutlich nachweisbar sein soll. Die Gegend südlich von Bayreuth hiess lange „Slavonia“. Slaven sassen in Osttirol und Salzburg und kamen sogar bis Oberitalien. Ihre grösste Ausdehnung fällt ins VI. Jahrhundert nach Christus. Man bedenke ferner, dass die Slavenscharen, die mehr als die Hälfte Deutschlands besetzt hatten, offenbar stark mongoloid gemischt waren.

lands? Es ist umso bedenklicher, jeden Blonden gleich als Germanen zu beanspruchen, als die antiken Schriftsteller ausdrücklich feststellen, die Germanen hätten rotes oder rötliches, nicht aber blondes Haar gehabt.⁷¹⁾ In der norddeutschen Ebene hat heute das Strohlblond der Slaven und der Finnen, das Rötlichblond der Germanen, wenn es je da war, völlig verschlungen.

Wir haben nachgewiesen, dass viele als unveränderlich betrachteten Rassenmerkmale dies keineswegs sind, sondern den Einflüssen der Umgebung in verschiedenem Masse unterliegen. Die Betrachtung der einzelnen Rassen zeigt uns ferner, wie unsicher ihre Abgrenzung nach äusseren Merkmalen ist. Noch fragwürdiger ist natürlich der Wert des Versuches, einzelne Merkmale als sichere Exponenten edlerer Art aufzufassen. Dazu verfahren die Rassengläubigen meist noch in der höchst oberflächlichen Weise, dass sie sich auf die gefühlsmässige Beurteilung des äusseren Anblickes verlassen und eine rohe Physiognomik treiben, wie auch Chamberlain. Die Völkerkunde zeigt uns aber, dass die geistige Entwicklung einer Rasse nicht durch ihr Äusseres angezeigt wird. Die Japaner, denen niemand den Namen eines Kulturvolkes ersten Ranges absprechen wird, sind nach unseren Begriffen kaum hübsch zu nennen. Trotzdem haben sie sich nicht nur die europäische Kultur in kürzester Zeit angeeignet, sondern dieselbe auch bereits um wertvolle Bestandteile bereichert, während die Germanen mehr als tausend Jahre brauchten, um die antike Kultur in derselben Weise zu verarbeiten. Die hochbegabten Mandingo gehören zu den hässlichsten Negeren. Die Kru-Neger sind trotz ihres niedrigeren Gesichtstypus und ihrer grossen Hässlichkeit zivilisiert und dem europäischen Handel durch ihren Fleiss und ihre Intelligenz unentbehrlich.⁷²⁾ Andererseits haben viele sehr wilde Rassen sogenannte edle Züge,

⁷¹⁾ Die Römer nennen sie *rutilae*; Galen sagt, es sei ein gewöhnlicher Irrtum, die Germanen blond (*ξανθοί*) zu nennen, sie seien in Wirklichkeit rötlich (*ρυθφοί*) („Comment. in Hippocr. de salubri diaeta“, cap. VI.) Noch heute ist der Prozentsatz der Roten und Rotblonden bei den rein germanischen Skandinavieren und Schotten sehr gross, während er in Deutschland verschwindet.

⁷²⁾ Ratzel, II. Band, S. 363, 513 ff.

die sich dem kaukasischen Typus oft in überraschendem Masse nähern.⁷⁵⁾ Von den Kurden wird berichtet, sie seien in der Farbe des Auges, der Haut und der Haare so wenig von den nordischen, besonders deutschen Rassen verschieden, dass man sie leicht für Deutsche nehmen könne. Auch ihre Treue, Ehrlichkeit und Tapferkeit wird gerühmt. Dabei sind sie aber ein wildes Räubervolk, dessen Kulturstand sich seit den Tagen Xenophons nicht wesentlich verändert hat. — Als die Merkmale der edlen germanischen Rasse werden gewöhnlich Blondheit, Blauäugigkeit, weisse Hautfarbe, Langköpfigkeit, hohe Statur angegeben, oder wie Chamberlain poetisch sagt: „Grosse strahlende Himmelsaugen, goldenes Haar, die Riesengestalt, Ebenmass der Muskulatur, der längliche Schädel (den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorne hinaushämmert), das hohe Antlitz (von einem gesteigerten Seelenleben zum Sitze seines Ausdruckes geformt).“⁷⁶⁾ Dass die Mehrzahl der heutigen Deutschen diese Merkmale nicht besitzt, haben wir gesehen, und dies wird auch von Chamberlain selbst zugegeben. — Vielleicht aber sind gerade die Träger dieses Typus noch heute der Kulturadel der Rasse?⁷⁶⁾ Es ist nun geradezu auffällig, in welchem Gegen-

⁷⁵⁾ Ratzel nennt als Negerrassen, deren Gesichtsbildung edlere „kaukasische“ Formen aufweist, zum Beispiel die Nubier, Abessinier, Gaila und Somal, die Fulbe, Wahuma, Sandeh, Mangbattu, Herero und andere. Hieran reihen sich viele Polynesier und Australier. Während bei den Japanern Prognathie stark verbreitet ist, fehlt sie vielen Australiern, den Patagoniern, Feuerländern, Kalmücken, Kanaken und anderen (Vgl. Ranke II, 278, 325, 344, 350, 362 ff). Kollmann sagt: „Von urteilsfähigen Beobachtern habe ich wiederholt bei den Schaustellungen der Lappländer oder der Indianer das Urteil gehört, das seien einfach maskierte Schwaben oder Bayern, obwohl die Echtheit, von den berufensten Ethnologen festgestellt, ausser Zweifel war. Das ist ein deutlicher Fingerzeig, wie auffallend gering der Unterschied selbst sehr differenter sogenannter Rassen ist u. s. w.“ Und Livingstone sagt, der in unserer Vorstellung lebende hässliche Neger-typus existiere nur auf den Schildern der Tabakläden. — Über die grosse Häufigkeit „edlerer“ europäischer Züge bei den Negern belehrt eine lange Aufzählung bei Waitz, a. a. O. S. 236 bis 240.

⁷⁶⁾ Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, 2. Aufl., S. 496.

⁷⁷⁾ Am reinsten hat sich, wie wir schon hervorhoben, dieser Typus in Skandinavien erhalten. Diese „reinsten“ Germanen sind nicht gerade die Hauptträger der Kultur. Zugestanden, dass hier das ungünstige Milieu Ursache des Zurückbleibens war. Es ist jedoch nachgewiesen, dass der

sätze das uns bekannte Äussere grosser Männer oft zu diesem Typus steht. Vor allem ihr Schädel nähert sich meist ganz bedenklich der „Kreislinie tierischen Wohlbehagens“. Sokrates, Bismarck, Luther, Laplace, Napoleon, Pascal, Raphael sind einige Beispiele von Rundköpfen, ja es scheint gerade die extreme Form der Rundköpfigkeit, die Hyperbrachycephalität, die man mit dem Index 85 beginnen lässt, unter ihnen sehr häufig zu sein.⁷⁶⁾ Schillers Schädel mit seinem Index von 84 steht knapp an ihrer Grenze. Kant mit seiner Index-Nummer von 88·5 war ein ganz ausgesprochener Hyperbrachycephale. Hamerling hatte den Index 85·3, Schopenhauer den von 86, Leibnitz gar einen von 90·3.⁷⁷⁾ Schade um diese Leute. Was hätten sie erst leisten können, wenn sie lange Schädel gehabt hätten! Auch die übrigen Züge grosser Männer entsprechen oft nicht jener Vorstellung von dem germanischen Typus.⁷⁸⁾ Tatsächlich ist eine auffallend grosse Zahl von Genies kleiner als die Mittelgrösse gewesen, so dass man geringe Körpergrösse bereits als ein charakteristisches Zeichen des Genies hat betrachten wollen. Lombroso behauptet, das Genie sei schwarzhaarig. Wirklich ist Dunkelhaarigkeit sicher häufiger mit genialer Anlage verbunden als Blondheit.⁷⁹⁾ Woltmann betrachtet als Mischlinge des germa-

Hochadel Mitteleuropas den „germanischen Typus“ viel reiner bewahrt hat als die übrige Bevölkerung. Hier ist auch gewiss das Milieu nicht ungünstig. Und das Resultat? Gibt es etwas geistig Sterileres als den deutschen Hochadel? Stammen die Genies nicht fast ausnahmslos aus den niederen Schichten?

⁷⁶⁾ Die Zahlen aus verschiedenen im „Archiv für Anthropologie etc.“ veröffentlichten Untersuchungen. Die nicht zahlenmässigen Angaben über die Schädelform grosser Männer, die man zitiert, sind mit Misstrauen aufzunehmen, da sie sich meist nur auf oberflächliche Porträtbetrachtung gründen.

⁷⁷⁾ Vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1902, S. 471 ff. Professor Krause kommt dort zum Ergebnis: „Der Schädel war klein und rundlich, sicher nicht vom germanischen Reihengräbertypus. Leibnitz war nach seiner eigenen Angabe polnischer Abstammung. Seine Vorfahren schrieben sich Leubnitz oder Lubeniecz.“ Für Chamberlain ist Leibnitz natürlich ein „echt germanischer Denker“ (S. 90).

⁷⁸⁾ Chamberlain dichtet mit gewohnter Dreistigkeit Kant einen „germanischen“ Typus an, ein Blick auf sein Bild zeigt uns die Entfernung seines Aussehens von der gebräuchlichen Vorstellung.

⁷⁹⁾ Schütz hat ferner eine Schuikinderuntersuchung vorgenommen (Archiv für Anthr., XXVII, 1901, S. 191 ff.), nach deren Ergebnis am

nischen und mittelländisch-brünetten Typus zum Beispiel Luther, Goethe, Beethoven, Michel Angelo, Raphael, Dante, Shakespeare.⁸⁰⁾ Dagegen bezeichnet er merkwürdigerweise Kant als „Vollblutgermanen“. Wie lässt sich aber nun damit seine Behauptung vereinbaren, „dass die ganze europäische Zivilisation, auch in den slawischen und romanischen Ländern, eine Leistung der germanischen Rasse sei?“ (S. 293). Die Antwort darauf ist verblüffend: „Dante, Raphael, Luther u. s. w. sind Genies nicht weil sie, sondern trotzdem sie Mischlinge sind. Ihre geniale Anlage ist das Erbteil der germanischen Rasse!“ Vorher (S. 113) hat Woltmann erst behauptet, dass die germanische Rasse durch Mischung mit dem Brünetten Typus in physischer Hinsicht entschieden verschlechtert werde, was auch eine geistige Herabdrückung bedeute. „Im grossen und ganzen hatten es die Germanen nicht nötig, von anderen Rassen verbessert und veredelt zu werden.“ Man kann kaum ausdenken, welche Gipfel der Kultur wir bereits erklommen hätten, wenn sich die Natur bei ihrem Prozesse der Rassenbildung nach den Theorien ihrer neuesten Verbesserer gerichtet hätte.

Werfen wir noch einen Blick auf die Rassenkarte Europas, wobei wir die somatische Dreiteilung seiner Bevölkerung zugrunde legen wollen. Italien und Spanien haben eine übereinstimmend langschädelige und dunkelpigmentierte Bevölkerung, deren grosse Gleichförmigkeit nichts mehr von den zahllosen Rassenmischungen verrät. Dies ist der mediterrane (Mittelmeer-) Typus. In Griechenland überwiegt der slavische Breitschädel, der auch die Donauländer, Illyrien, Ungarn und die ungeheure russische Ebene erfüllt. Vom Norden her strahlt ein blonder und langköpfiger Typus aus, der sich in Skandinavien, Finnland, England und

begabtesten die dunklen Langköpfe zu sein scheinen, dann die Kurzköpfe mit Mischfarben, blonden Langköpfe, braunen Kurzköpfe, zuletzt kommen die blonden Kurzköpfe. Die Differenzen scheinen mir für weitreichende Schlüsse zu klein. Nach einer ähnlichen Untersuchung Matiegkas in Böhmen (Mitteilungen der anthropolog. Gesellschaft zu Wien, 1898, Bd. 28, S. 122 ff.) scheinen die „reinen“ Typen (speziell der blonde, deutsche) weniger begabt zu sein als die gemischten. Ich halte Schulerfolge überhaupt für kein massgebendes Begabungsmerkmal. Auch Ammon fand die Badener Gymnasiasten dunkler pigmentiert als die Gesamtbevölkerung.

⁸⁰⁾ Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 112, 255.

Norddeutschland am reinsten erhalten hat und gegen Süden hin immerfort abnimmt.

Die Alpen sind der Hauptsitz einer breitköpfigen, untersetzten und dunklen Rasse (*homo alpinus*), die von da nach allen Seiten hin abgeflossen ist und in stufenweiser Dichte die Vorländer der Alpen bewohnt. Die grösste Mannigfaltigkeit weist Frankreich auf, hier verschmilzt der germanische, alpine und mediterrane Typus, ja in der Dordogne findet sich heute noch der Cro-Magnonschädel, der dort aus prähistorischen Fundstätten zutage gefördert wird, in seiner charakteristischen Eigenheit bei der lebenden Bevölkerung und weist nach Nordafrika hinüber, wo er unter den Berbern ebenfalls nicht selten ist. Oesterreich ist alpin-slavisch-germanisch gemischt. Auch die Niederlande, ja selbst die Küsten Norwegens haben einen starken alpinen Einschlag. Die Sprachen dieser Völker sind heute überwiegend arisch. Im Norden sitzen Finnen an der Ostsee bis nahe an die deutsche Grenze.⁸¹⁾ Sie sprechen verschiedene Dialekte des ugro-altaischen Stammes. Von hier zieht sich ein Band finnischer Völker durch ganz Russland nach Asien hinüber. Aber selbst wo slawisch gesprochen wird, verraten die über ganz Russland verbreiteten finnischen Ortsnamen, dass hier ein fremdes Element liegt. Im Süden haben

⁸¹⁾ Auf alte und enge Beziehungen der Finnen und Arier deuten ihre Sprachen hin. Schon Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen 1806, S. 368) hat viele Ähnlichkeiten zwischen dem Türkischen, Deutschen und Slavischen bemerkt, von türkisch-deutschen allein 247. Eine neuere Behandlung der Frage gibt Th. Koeppen, Ueber die Urverwandtschaft der Indoeuropäer und Finnougrier, 1886 (russisch). Deutsches Referat von Stieda im Archiv für Anthropologie XX, 1891, S. 263 bis 272. Der Verfasser führt eine sehr grosse Zahl von überraschenden Aehnlichkeiten an, zum Beispiel Wörter für: leuchten, fliessen, tönen, Staub, Salz, Rinde, Blatt, Fichte, Weide, Hopfen, Wolf, Fuchs, Otter, Frosch, Fliege, Ameise, Honig, Meth, Mensch, Mann, Vater, Grossmutter, Sohn, Tochter, Schwester, Hütte, Schwein, Hund, Kuh, Roggen u. s. w. (In der Literaturangabe vermissen wir die wertvollen Aufsätze Tomascheks in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1875, S. 520, und 1878, S. 860). Koeppen schliesst aus der Sprachvergleichung auf gemeinsamen Ursprung der Ugro-Altaiern und Arier, den er an die mittlere Wolga verlegt. Gegen die Annahme späterer Entlehnung bemerkt er:

1. Dass die Wörter sehr verbreitet sind und bei allen finnischen Gruppen vorkommen, selbst bei den asiatischen und den Ungarn, so dass sie vor der Trennung der finnischen Stämme schon existiert haben müssen.

finnische Magyaren und Bulgaren und halbfinnische Rumänen sich zwischen Nord- und Südslaven gelegt. Die Gesamtzahl der Finnen in Europa beträgt heute: Finnen im engeren Sinne: 6·27 Millionen, Magyaren: 8·86 Millionen. Die 6·1 Millionen Türken und Tataren hinzugerechnet, gehören in Europa also etwa 21 Millionen dem ural-altaischen Sprachstamm an.⁸³⁾ Die Rassenunterschiede innerhalb dieser Gruppe sind gross. In Süd- und Mitteleuropa ist die frühere Verbreitung zweier nichtarischer Sprachen nachgewiesen. Das Iberische, das heute noch in dem völlig alleinstehenden Baskischen fortlebt, breitete sich einst über Spanien und Südfrankreich aus.⁸⁴⁾ Das Etruskische, das in Italien und den Alpen geredet wurde, ist uns trotz der ungefähr 6000 überlieferten Inschriften und eines übermenschlichen Gelehrtenfleisses noch ganz rätselhaft und wird es wohl auch bleiben. Die Tatsache, dass zwei mächtige Sprachstämme in kurzer Zeit so vollständig verschwinden konnten, lässt uns ahnen, wieviel Sprachen schon in Europa verklungen sein mögen, von denen weder Laut noch Zeichen uns erhalten sind.⁸⁵⁾

* * *

2. Viele Wörter drücken sehr einfache Begriffe, Verwandtschaftsgrade und ganz alltägliche Gegenstände aus, deren Bezeichnungen nicht entlehnt zu werden pflegen.

3. Die Wörter zeichnen sich meist durch ihre alte Form aus und finden sich auch im Sanskrit. Ja, einzelne finnische Wörter lauten nur solchen des Sanskrits und Zends ähnlich, wobei Entlehnung infolge der räumlichen Trennung nicht denkbar ist.

⁸³⁾ Da die 4·02 Millionen Bulgaren, die fast reine Finnen sind, slavisch reden. Dafür sind sehr viele Türken slavischer Herkunft.

⁸⁴⁾ Dies beweisen ausser den Angaben der Alten die über ganz Spanien verbreiteten Ortsnamen, die aus dem Baskischen erklärbar sind, die phonetische Uebereinstimmung des Baskischen und Südfranzösischen, zahlreiche Sitten und Gebräuche. Spanier- und Südfranzosen sind zum weitaus grössten Teil iberischer, also nichtarischer Abkunft. Einzelne Zweige der alten Iberer hatten eine hohe Kultur erreicht, so die Turdetaner. Heute wird Baskisch, das dem einverleibenden Sprachtypus angehört, noch von 635.000 Menschen in den Pyrenäen und den angrenzenden Departements Südfrankreichs gesprochen. Vergleiche Gerland in Gustav Gröbers Grundriss der romanischen Philologie, Bd. I, 1888, S. 313 bis 334.

⁸⁵⁾ Bei der Betrachtung europäischer Rassenverhältnisse sind auch die Juden zu berücksichtigen, von denen hunderttausende während Mittelalter und Neuzeit teils zwangsweise, teils freiwillig sich taufen liessen und

Das Ergebnis unserer vom Standpunkte der Anthropologie unternommenen Betrachtungen ist also, dass es absolut konstante Rassenmerkmale überhaupt nicht gibt. Was die heutigen Rassen Europas anbelangt, so zeigen diese eine derartige Mannigfaltigkeit der Gestaltung, dass uns nur zwei Schlüsse freistehen, entweder die intensivste Durcheinandermischung der verschiedensten Rassentypen in historischer und vorhistorischer Zeit oder eine Intensität der Milieuwirkung, deren Schnelligkeit unsere Erwartungen übertrifft. Beide Annahmen sind mit den Grundgedanken der Rassentheorien unvereinbar. Die Variabilität entzieht ihnen den festen Boden der Rassenkonstanz, und die Ausdehnung der Mischung nimmt allen jenen Folgerungen ihren Wert, die gewisse edle Anlagen an die Reinheit der Abstammung und des Typus knüpfen.



so der übrigen Bevölkerung ein vielfach gemischtes Rasselement zuführten, die andererseits aber durch Konvertiten auch eine beträchtliche Rassenänderung erfuhren.

Rassen und Sprachen in der Geschichte.

Unter den sprachwissenschaftlichen Entdeckungen des verflossenen Jahrhunderts war die Klarlegung der grossen indoeuropäischen Sprachverwandtschaft die folgenschwerste. In der Begeisterung über den gefundenen Schatz sah man plötzlich helles Licht über die Verwandtschaft der Rassen und die Urgeschichte unserer Kultur sich ergiessen. Das arische Urvolk sollte von den Hochebenen Innerasiens herabsteigend nach und nach die verschiedenen Zweige der europäischen Völker entsendet haben. Alle Kultur schien von diesem wunderbar begabten Stamm ausgestrahlt zu sein, die einer anderen Sprachfamilie angehörenden Semiten und Ägypter sollten ihre kulturellen Anregungen und die nötige Blutbeimischung ebenfalls von dorthier bezogen haben, ja selbst die ganz abseits stehende chinesische und südamerikanische Kulturweit musste sich „arisieren“ lassen.¹⁾ Doch die Wissenschaft drang, unbeirrt durch dilettantische Schwärmer, tiefer in den Gegenstand ein und zerstörte mit rühmlichem Forschermut ihren Lieblingstraum. Man fand nacheinander an den verschiedensten Orten die Wiege der Arier,²⁾ bis man schliesslich

¹⁾ So Gobineau und teilweise jüngstens Woltmann, Politische Anthropologie 1903. S. 287.

²⁾ Bokhara (Rhode), Sibirien (Piètrement), Indien (Curzon), Baktrien (Pictet, M. Müller, Kuhn u. a.), Pamirplateau (Orby, Lenormant, Amélineau usw.), Armenien (Fr. Müller, Peschel, Brunnhofer), Deutschland (Geiger und Loher), Südost-Russland (Benfey, Tomaschek, Schrader, Huxley), West-Russland (Poesche), Gallien (Lenglet-Mortier und Vandamme), Unterlauf der Donau (Madame Clemence Royer), Gegend zwischen atlantischen Ozean und Ural (Cuno), Skandinavien (Penka, Sayce, de Lapouge, Lombard), West-Europa (Koeppen). Vgl. über die ganze Kontroverse S. Reinach, L'origine des Aryens, 1892.

darauf kam, dass sie möglicherweise auch an den verschiedensten Orten gestanden sein mochte. Die Anthropologie wies unter den arische Sprachen redenden Völkern verhältnismässig bedeutende Unterschiede nach und vereinigte andererseits Stämme nichtarischer Zunge auf Grund ihrer körperlichen Beschaffenheit mit verschiedenen arischen Gruppen. Die Ähnlichkeit zwischen Nordariern und Finnen, Südariern und Semiten ist grösser als die zwischen Südariern und Nordariern. Blumenbach schon hat die weisse Rasse Europas die kaukasische genannt, weil die Bergvölker des Kaukasus, vor allem die Georgier, ihm mit Recht als ihr schönster und ausgeprägteste Typus erschienen. Gerade diese können aber weder der Rasse noch der Sprache nach zu den Ariern gezählt werden, da sie eine bunte Mischung aus turanischen, iranischen, armenischen, semitischen und anderen unbekanntem Elementen zu sein scheinen. Speziell die Georgier gehören mit mehreren anderen Stämmen nicht zum arischen Sprachstamm, sondern zum ganz selbständigen iberischen.

Die ganze Vorstellung, die man sich früher von der arischen Wanderung machte, ist offenbar unhaltbar. Ein geschlossenes Vordringen setzt eine feste innere Organisation und eine Kulturstufe voraus, die das später viel tiefere Niveau jener Rassen unerklärlich erscheinen lassen. In den älteren Zeiten, in denen Stamm und Familie noch ihre volle Bedeutung haben, fehlt der Begriff des Volkes gänzlich. Der Verwandte und Nachbar des kleinen Stammes ist der Freund, alles andere ist Feind. Es dauert lange bis aus diesen Atomen durch Krieg, Unterjochung und Verschmelzung sich kleine staatenähnliche Gemeinwesen bilden. Zwischen diesen herrscht wieder der Krieg, jeder Gedanke nationaler Zusammengehörigkeit verschiedener Gemeinden wäre jenen Zeiten so unverständlich gewesen wie die Erklärung der Menschenrechte. Die Erhaltung der eigenen Unabhängigkeit ist das einzige politische Ziel. So fand Caesar Gallien in etwa 80 Kleinstaaten oder Grossgemeinden geteilt. Sie trugen nicht das mindeste Bedenken, fremde Rassen gegen verwandte aufzurufen oder ihnen gegen diese Hilfe zu gewähren. So rufen die Aduer die Römer, die Averner und Sequaner die Germanen zu

Hilfe, um ihre Fehde auszutragen.³⁾ Genau dieselbe Lage herrschte bei den Germanen, ja die unaufhörlichen Fehden im Innern dürften ein Hauptgrund der fortwährend über die römischen Grenzen schlagenden Völkerbrandung gewesen sein, die vertriebene und besiegte Stämme als Schutzfliehende oder Landlustige auf das Reich warf.⁴⁾

Weder sprachliche noch körperliche Ähnlichkeit erweckte jenen Menschen das geringste Gefühl gegenseitiger Verpflichtung. Die Rassentheoretiker haben zwar allerlei Rasseninstinkte selbst ins Altertum hineinphantasiert. Rom und Griechenland sollen aus einer Art arischen Bewusstseins heraus das Vordringen des semitischen Ostens abgewehrt haben. Aber die Perser, auf die die Griechen mit Verachtung herabblickten, waren nicht nur Arier sondern nach der Ansicht vieler „reinere“ Arier als ihre Gegner, was ja den Grafen Gobineau veranlasste, ihre Partei zu ergreifen und die ganze griechische Geschichtsschreibung als prahlerische Lüge zu verwerfen. Und im Karthagerkrieg standen die Sympathien der griechischen Welt nicht auf Seite Roms, sondern auf Seite seines semitischen Gegners.⁵⁾

Jene Zeiten, in die wir die Verbreitung der arischen Sprachen setzen müssen, kennen aber weder höhere Verbände als Geschlecht und Stamm, noch irgend eine Sesshaftigkeit. Wir müssen uns unzählige kleine Stämme vorstellen, jeder der Keim einer Rasse und einer Sprache, die in fortwährender Bewegung bald in den durch die kontinentale Gliederung gegebenen Wegen fließen, bald zurückstauen, bald durcheinanderwirbeln wie Spreu im Wind. Wir, deren ganzes Dasein an einen Boden und ein Volk gebunden ist, können uns jene Zeit kaum vorstellen,⁶⁾ in der nicht nur die eigene

³⁾ Vrgl. die treffende Zeichnung des Zustandes bei Fustel de Coulanges, *Histoire des institutions politiques de l'ancienne France*. 2. édit. vol. I. 1877. pag. 24/5.

⁴⁾ Fustel de Coulanges a. a. O. S. 360, 365 ff.

⁵⁾ Vrgl. Aristoteles Politik, übersetzt von Stahr, Anmerkung zum Schluss von IV. 5. (S. 241.)

⁶⁾ Der Unterschied liegt darin, dass früher der an Stamm und Familie gebundene Einzelne viel unbeweglicher war als heute, die Völker und Rassen sind aber trotz unserer Eisenbahnen, Schiffe, Kolonisationen u. s. w. stabiler geworden.

Not sondern durch Stoss und Gegenstoss auch die entfernter Völker zu einem Element fortwährender Bewegung wurde. Der Nomade muss sich bewegen, um seinem Vieh auf dem mageren Boden genügend Futter zu verschaffen. Die ungeheuere Verbreitung der arischen Sprachen gegenüber der viel geringeren der semitischen erklärt sich daraus, dass die Semiten viel früher sesshaft wurden,⁷⁾ während der arische Nomade seine Sprache über Kontinente trug. Heute erscheint übrigens das semitische Sprachgebiet viel grösser, als es zur Zeit war, da das arische Sprachgebiet bereits seine grösste Ausdehnung in Europa erlangt hatte, weil ein kleiner semitischer Stamm, der nomadisch geblieben war, in plötzlichem Hervorbrechen weite Gebiete für das Semitentum eroberte, es sind die Araber.

Noch ungebundener als die Wanderhirten, die ihr Vieh an gewisse Naturgebiete bindet, sind die Jägervölker, am freiesten aber die seefahrenden Bewohner ausgebreiteter Inselgruppen, wofür die polynesische Inselwelt das grossartigste Beispiel gewährt.⁸⁾

Die malayisch-polynesischen Völker haben sich über das ungeheuere Gebiet von 210 Längengraden und 80 Breitengraden ausgedehnt und dies, wie viele Anzeichen beweisen, in der verhältnismässig kurzen Zeit von einigen Jahrhunderten. Ratzel stellt⁹⁾ Fälle zusammen, in denen kleinere Gruppen durch die Strömungen über mehrere tausend Kilometer hin verschlagen wurden, die Häufigkeit solcher unfreiwilliger Wanderungen erklärt vielfache Rassenmischungen. Das meiste aber hat die bewusste Kolonisation geleistet, mit der diese auf der Stufe der Steinzeit stehenden Völker den grössten Beweis der alle Hindernisse bewältigenden Beweglichkeit des

⁷⁾ Es ist ein merkwürdiger Einfall vieler Rassengläubigen, die Semiten „Nomaden“ zu schimpfen und ihre heutigen Eigenheiten aus „nomadischen Instinkten“ zu erklären, wo doch die Nordsemiten wahrscheinlich schon Jahrtausende sesshaft waren, bevor die arischen Zweige sich niederliessen und die Südsemiten (mit Ausnahme der Wüstenstämme) mindestens so alte Ackerbauer sind, wie die ältesten europäischen Arier.

⁸⁾ Vgl. für das Folgende zahlreiche Belege bei Fr. Ratzel, Anthropographie, I. Band. 2. Aufl. 1899. S. 113—208 („Die geschichtliche Bewegung“), woher einzelne Beispiele entlehnt sind.

⁹⁾ Fr. Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. 1894. I. Band, S. 150 ff. 162.

Menschen geleistet haben. — Nicht minder gross sind die Wanderungen der Indianer, von denen einzelne Stämme seit der Entdeckung sich über 500 Meilen von ihren Sitzen entfernt haben. Indianerstämme wanderten in einzelnen Jahren 1500—2000 Kilometer zur Büffeljagd. Der Kriegspfad führte diese Völker noch weiter und rüttelte sie durcheinander.¹⁰⁾ Nomaden machen 10—20 Tagereisen, um einen Überfall auszuführen. Die Banturassen haben ihren Sprachstamm in kurzer Zeit durch 40 Breitgrade — $\frac{1}{2}$ der Länge Afrikas von Norden nach Süden — getragen, wobei die Sprachen sich nicht weiter differenzierten, als etwa Hoch- und Niederdeutsch. Und schon drängen die Araber nach, die sich trotz ihrer geringen Machtmittel wie im Flug über Afrika verbreiten und überall tiefe Spuren zurücklassen.¹¹⁾ J. Hahn schildert den Zustand Afrikas anschaulich: „Es ist bekannt, dass unter den Negerstämmen des inneren Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen eine ewige Völkerwanderung stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, bis sie endlich wohl hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, wie vom Sturm verschlagen, aus den Wogen des grossen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeitlang wieder festen Fuss fassen. Wie rätselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren Nachbarn zur Seite; keiner weiss woher sie kommen, sie selbst wohl ebensowenig u. s. w.“ — Und Schweinfurth sagt über die Folgen dieser Bewegung: „Könnten wir uns alle sprachlichen, rasselichen, kulturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches.“ — Wo der Sklave nicht als Lasttier sondern als Hausgenosse gilt, wie im Gebiet des Islams, trägt die Sklaverei viel zur Mischung bei. Sie hat mitgewirkt bei der Entstehung der „Suahelirasse“ um Sansibar, deren Sprache ein mit den verschiedensten arabischen, indischen, englischen,

¹⁰⁾ Angaben in Ratzel, Völkerkunde. I. Band. S. 568, 593.

¹¹⁾ Ratzel, II. Band, 1895. S. 191, 207.

deutschen u. s. w. Brocken gemischter Bantu-Dialekt ist, der in kurzer Zeit Verkehrssprache eines grossen Teiles von Ostafrika geworden ist.

Bekanntlich sind bei sehr vielen Völkern eigentümliche Sitten in Gebrauch, die mit grosser Strenge dazu anhalten, die Frauen aus fremden Stämmen zu nehmen. Die Ursachen, dieser Exogamie genannten Einrichtung sind sehr umstritten aber die Tatsachen finden sich unter allen Rassen ungemein häufig.¹⁷⁾ Hier liegt ein Hauptgrund weitgehender Rassenmischung und da Exogamie nach verschiedenen Seiten geübt wird, kann fremdes Blut sehr weit wandern. Selbst in Europa ist wenigstens bei der Landbevölkerung noch die Übung verbreitet, Frauen aus andern Dörfern zu heiraten. Wie Kowalewsky bemerkt, wird in einigen Teilen Russlands, selbst in jenen Dörfern, wo vom Bestehen einer ähnlichen Sitte nichts bekannt ist, vom Bräutigam immer wie von einem „Fremden“ (tschuzog, tschuzaninin) gesprochen und seine Freunde und Begleiter stellen sich an, als kämen sie aus einer fernen Gegend. — Bei der eigentlichen Exogamie handelt es sich jedoch nicht bloss um eine Sitte, sondern um ein moralisches Gebot, dessen Übertretung als verabscheuungswürdige Blutschande gilt.

Der grösste Rassenmischer aber ist der Krieg, der die Völker nicht nur nebeneinander, sondern übereinander lagert. Je kriegerischer ein Volk in der Geschichte auftrat, für desto gemischter dürfen wir es halten. Vieh und fremde Weiber sind der Hauptgegenstand der Kriege. Die Spanier fanden¹⁸⁾ auf den kleinen Antillen fast überall die merkwürdige Erscheinung, dass die Frauen eine andere Sprache redeten als die Männer, was zu allerlei Fabeleien Anlass gab, bis man entdeckte, dass die Frauen einen Aruakdialekt redeten, die Männer aber karaisch. Die Karaien hatten, wie man später feststellte, die Antillen erst erobert und die Frauen der Aruak waren ihnen als Beute zugefallen. Dies ist auch in Südamerika und im Norden des Kontinents die Hauptursache der überaus

¹⁷⁾ Vrgl. Westermack, Geschichte der menschlichen Ehe. 1893. S. 310 ff. H. Spencer, Prinzipien der Soziologie. 2. Band. 1887. S. 207.

¹⁸⁾ Vgl. K. Haebler „Amerika“ in Helmolts Weltgeschichte. 1899. I. Band. S. 196—199.

grossen Rassenmischung. Im nördlichsten Amerika sind so die mongolischen Eskimo und die Indianer zu einer Mischrasse zusammengewachsen. Ebenso wird für Hochasien, woher ja nach der populären Meinung die Arier gekommen sein sollen, als „Hauptursache der ethnischen Durcheinandermischung“¹⁴⁾ die Sitte angeführt, die Weiber der Besiegten unter die Sieger zu verteilen und ihre jungen Männer ins eigene Heer aufzunehmen. Beides ist auch in einem grossen Teile Afrikas in Übung. Und am Anfang der römischen Sage steht der Raub der Sabinerinnen.¹⁵⁾

Der Prozess der Nationenbildung beginnt erst, wenn ein Teil der Wanderstämme sich sesshaft nieder gelassen hat. Vorher können grosse Stämme nicht entstehen, weil das ständige Nomadisieren, bei dem das Weideland in bestimmtem Kreislauf gewechselt wird, das Zusammenbleiben grosser Massen von Vieh auf dem dürftigen Steppenboden nicht duldet und der Bevölkerungszuwachs daher nur zur Abspaltung neuer Stämme führt, die sich ein anderes Gebiet suchen. Wo aber üppiges Kulturland vorhanden ist, da können viele Nomadenstämme zu einer „Völkerwanderung“ vereinigt brandschatzend durchziehen. Übrigens sind auch die Hunnen zuerst in vielen kleinen, von einander unabhängigen Stämmen eingebrochen und wurden erst später durch einen grossen Kriegsmann vereinigt. Dass China den Weg nach Osten versperrte, brachte die Völkerlawine nach Westen ins Rollen, wobei sie alle ihr im Wege liegenden Völker mitriss. Germanen und Slawen kämpften auf hunnischer Seite und vermischten sich mit Mongolen.¹⁶⁾ Mehrere Menschenalter dauerte die erste

¹⁴⁾ H. Schurtz „Hochasien und Sibirien“ in Helmolts Weltgeschichte. II. Bd. S. 138.

¹⁵⁾ Nach den Siegen Kaiser Claudius über die Goten waren alle Provinzen mit germanischen Sklaven gefüllt, jeder römische Soldat erhielt 2 oder 3 gotische Frauen zugeteilt. Die späteren Römerheere waren Hauptfaktoren der Rassenmischung. Auch das Puniermädchen, dessen bei Möderndorf gefundener Grabstein es galant „Musarum amor et Charitum voluptas“ nennt, mag einen Offizier begleitet haben.

¹⁶⁾ Auf Kriegszügen und Wanderungen schliessen sich oft freiwillig oder gezwungen verschiedene Rassen zusammen. Die Kimbern und Teutonen waren eine keltisch-germanische Mischung, wie die keltischen Namen ihrer Könige und der Umstand beweisen, dass die Römer sich gegen sie keltisch redender Spione bedienten. — Mit den Vandalen und

Mongolenherrschaft, die in einem grossen Teil Europas Spuren zurücklassen musste. In diesem Falle war die Macht der römischen Kultur imstande, den Nomaden wieder zu vertreiben. Der typische Verlauf ist aber anders. Der Wohlstand des Ackerbauers zieht den rohen aber kräftigeren Nomaden an, der die Sesshaften unterjocht und zu zinspflichtigen Hörigen oder zu Sklaven macht. Bald beginnt die Verschmelzung beider Rassen. Der kriegerische Herrenstamm reibt sich in fortwährender Fehde auf, der Unfreie, der dem zivilisierteren Stamm angehört, weiss sich den Fürsten unentbehrlich zu machen und steigt an ihrem Hof als Dienstmann oft über den Freien empor, wie Tacitus von den Germanen berichtet. Aus den erobernden Herren und den Weibern der Unterjochten entsteht eine Mischrasse, die allmählich beide Stämme in sich aufsaugt. Bald aber reizt der neue Wohlstand wieder den umherschweifenden Nomaden, neuer Einfall, neue Unterjochung und Verschmelzung setzen den Kreislauf fort.¹⁷⁾ Schliesslich gelingt es auf günstigem Boden, wo weite Ebenen sich dehnen und die Rodearbeit von Generationen den verkehrhemmenden Wald beseitigt hat, einem Reitervolk ein grosses Reich zusammenzuraffen, aus dem dann eine Nation wird. Je weiter die Amalgamierung der kleinen Stämme vorgeschritten ist, desto leichter ist die weitere Konzentrationsarbeit. Ein Kriegsheld vereinigt für eine oder mehrere Generationen ein Weltreich, das freilich nur mit dem Schwert gewöhnt und ohne inneren organischen Zusammenhang unter seinen Nachkommen leicht wieder zerfällt und dessen Teile in neue Völkerkombinationen eintreten. Die grossen Reiche arbeiten mit grossen Mitteln an demselben Prozess der Amalgamierung. Das beste Mittel unruhige Besiegte zu bändigen ist die Losreissung vom Heimatsboden und die Verpflanzung in eine fremde Umgebung, wo sie bald der Aufsaugung durch friedliche Völker unterliegen. Der freisueben wanderten die Alanen, ein Kaukasusvolk nichtgermanischer (wahrscheinlich auch nichtarischer) Sprache. Zwischen Ostgermanen und Sarmaten kamen völlige Verschmelzungen zustande, ebenso zwischen Goten und Arabern in Spanien.

¹⁷⁾ In anschaulicher Weise hat Gumplowicz (Der Rassenkampf. 1883) diesen Vorgang als Hauptinhalt der Geschichte geschildert. Die ökonomische Seite wird auch von Dr. Franz Oppenheimer nachdrücklich und lichtvoll erörtert.

gewordene Boden wird mit Fremden kolonisiert. Die Verpflanzung der Juden nach Babylon ist das bekannteste Beispiel der Weltgeschichte, dessen grösste Folge die Entwicklung des Christentums war. Schon vorher hatte Sargon die Israeliten in Assyrien und Medien, also mitten im arischen Sprachgebiet, angesiedelt, derselbe Herrscher versetzte wiederholt ganze Völker von den äussersten Grenzen seines Reiches an das entgegengesetzte Ende. Noch Grösseres haben darin die Chinesen geleistet,¹⁵⁾ die jetzige Einheit ihres Typus ist wesentlich die Folge der planmässigen Durcheinandermischung der Völker. Hiezu kommt die Kolonisation, die Anlegung von „Militär-grenzen“ gegen das Nomadentum, die in stetiger Vorwärtsbewegung begriffen sind. Was China, Griechenland und Rom darin geleistet haben, ist bekannt. Karl der Grosse führte während der 20 Sachsenkriege wiederholt je ein Drittel der Gesamtbevölkerung, jedesmal zehntausende von Sachsen, mit sich fort¹⁶⁾ und siedelte sie in entfernten Reichsteilen an, ihr Land wurde mit Franken und heidnischen Slawen, die Karl gegen die Sachsen geholfen hatten, besiedelt. Das seit tausend Jahren deutsche Sachsen wurde gerade durch Karl, den man oft als „nationalen“ Staatsmann preisen hört, zum grössten Teile slawisiert.¹⁷⁾ Im Lager zu Hollenstedt verlieh er u. a. „alle Sachsengaue jenseit der Elbe“ den slawischen Abodriten. Seit den ältesten Zeiten ist kein Krieg ohne Folgen geblieben, die auf Rassenmischung hinwirkten.¹⁸⁾ Als Kuriosum wollen wir bloss erwähnen, dass noch 1795 ein Regiment mohamedanischer Tataren in preussische Dienste trat und in den neugewonnenen Provinzen angesiedelt wurde.

Es ist natürlich, dass die geschilderten Bewegungen nicht ohne Einfluss auf die Sprache sein konnten. Solange noch

¹⁵⁾ Vgl. Ratzel, Völkerkunde. II. Band. S. 642, 649.

¹⁶⁾ Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. III. Band. 1883. S. 1043, 1058, 1061, 1066, 1106.

¹⁷⁾ Vgl. Dahn, S. 1008, 1019, 1061, 1105. Selbst Chamberlain (Grundlagen des XIX. Jahrh. II. Aufl. S. 514) preist die „eminente deutsch-nationale Gesinnung“ und die Germanisierungstendenz (!) Karl des Grossen, was Dahn schon in nachdrücklicher Weise abgewiesen hat.

¹⁸⁾ Über die Ansiedlung bulgarischer und sarmatischer Stämme in Italien durch die Longobardenkönige Alboin und Grimoald vgl. Dahn IV. Band. S. 206, 254.

nicht die Schrift und höhere Kultur die Sprache zu fixieren streben, ist sie ja viel flüssiger, als wir denken. Die Römer brauchten um sich mit den 300 Stämmen des kleinen Kolchis zu verständigen nach Plinius 130 Dolmetsche, das Neugriechische soll 70 Dialekte haben, man kennt Sprachen, die sich auf kleine Stämme von einigen Familien beschränken und den Nachbarn unverständlich sind. Die Sprache ändert sich auch ohne Rassenmischung, vor allem dort, wo Gebirge und Wald isolierend wirken und kein Verkehr das Hervortreten von Unterschieden hindert, wie in Amerika, wo man trotz der wenig dichten Bevölkerung in etwa 100 Sprachgruppen 1000 verschiedene Sprachen und Dialekte zählt. Dass sich kein grosser-amerikanischer Sprachstamm gebildet hat, wie der arische in Europa, der mongolische in Asien, ist offenbar dem Fehlen von erobernden Nomadenvölkern zuzuschreiben, die die Amalgamierung besorgt hätten. Amerika besass weder weite Steppen, noch irgend ein Haustier, das dem Nomaden hätte dienen können. Das einzige Lama Südamerikas konnte das Fehlen von Rind, Pferd, Schaf und Schwein nicht ersetzen. Aus dem Mangel dieser wirtschaftlichen Grundlagen erklärt sich die ganze sprachliche, staatliche und kulturelle Zersplitterung Amerikas, das (abgesehen von dem noch ungünstiger gestellten Australien) allein dem Europäer keine widerstandsfähige Rasse entgegensetzen konnte und so das Entstehen einer „neuen Welt“ ermöglichte. Amerikanische Sprachforscher halten es für bewiesen, dass Stammgruppen, deren Trennung in eine sehr junge Zeit fällt, Sprachen sprechen, wo das Gemeinsame schon fast ganz überwuchert ist von dem Trennenden.²⁹⁾ Nicht nur durch Weiberraub sondern im Stamme selbst haben sich Sprachunterschiede zwischen den Geschlechtern gebildet, so bei den Karayá, wo die Weiber die altertümlichere Form der Männer-sprache sprechen. Die ausserordentliche Ähnlichkeit aller Indianerstämme durch den ganzen Kontinent kontrastiert seltsam mit ihrem Sprachwirrarr. Es wird immer wahrscheinlicher, dass die Indianer auf der Polynesischen Brücke von Asien gekommen sind und alle Sprachverschiedenheiten durch Isolierung und Mischung sich erst später gebildet haben. Und

²⁹⁾ Vgl. Beispiele für das Folgende bei Ratzel, Völkerkunde. I. Band. S. 463.

angesichts der 100 verschiedenen Sprachstämme, die hier eine offenbar einheitliche Rasse spalten, will der unwissende Fanatiker die Zusammengehörigkeit der arischen und semitischen Stämme leugnen, die in Vorderasien und Mittelmeer in einer Ausdehnung von 60 Graden nebeneinander lagen! Man würde denjenigen für verrückt halten, der behaupten wollte, die Indianer seien aus 100 oder 50 gänzlich verschiedenen Rassen zusammengesetzt. Semite und Arier aber sind nach der Versicherung unserer Rassengläubigen ganz getrennten Ursprungs. Die grössten Wanderungen durfte der Arier ausführen und seinen Typus von Indien bis Skandinavien verbreiten, doch eine unsichtbare Gewalt hielt ihn zurück, irgend ein Nebenflüsschen des Tigris zu überschreiten.

Genau denselben Zustand wie in Amerika finden wir anderswo. Auch in Afrika sondern sich die Sprachen viel schärfer als die Rassen,²³⁾ obwohl nomadische Eroberer über weite Gebiete eine oberflächliche Schichte gleicher Sprache gelegt haben. Bleek und Lepsius wollten die sprachliche Verwandtschaft der an der Südspitze Afrikas lebenden Buschmänner, einer der tiefsten Rassen der Welt, mit den Ägyptern nachweisen und liessen diese hellfarbigen Rassen gemeinschaftlich aus Westasien einwandern. Auch in Asien und Europa ist das Bild nicht anders, ein grosses Trümmerfeld der verschiedensten Rassen, wo unzweifelhaft Verwandtes durch unendliche Entfernungen getrennt ist, dehnt sich vor unseren Augen. Aber im alten Asien hat der ragende Himalaya auf der einen Seite die frühe chinesische Zivilisation, auf der anderen das Tummelfeld der Nomaden eingeschränkt, das in vorchinesischer Zeit viel grösser war, als es je Amerika bot. Der Prozess der fortwährenden Rassenamalgamierung erklärt eine Tatsache aufs einfachste, die sonst das Wunderbarste und Seltsamste der ganzen menschlichen Entwicklung wäre. Je weiter wir in die Vergangenheit unserer Kulturrassen zurückblicken, desto reicher und feiner wird ihre Sprache. Ein überquellender Formenreichtum, eine verschwenderische Fülle gleichbedeutender Wörter²⁴⁾ zeigt sich uns in auffallendem

²³⁾ Vgl. Ratzel, Völkerkunde. Band I. S. 665, 666.

²⁴⁾ Nach Herder hätten die Araber 50 Worte für den Löwen, 80 für den Honig, 200 für die Schlange und 1000 für das Schwert — wovon

Kontrast zur geringen Entwicklung des geistigen Lebens. Wie dürftig stehen unsere heutigen germanischen Dialekte, an ihrer Spitze das völlig abgeschliffene Englische, gegenüber den altgermanischen Sprachen da! Diese rätselhafte Erscheinung lässt sich nur damit erklären, dass häufige Rassenmischungen in alter Zeit zur fortwährenden Bereicherung der Sprache geführt haben. Solange noch verschiedene Elemente im Volksgemenge bestanden, konnte die ganze Masse der Sprache sich erhalten, erst lange nach völliger Verschmelzung kam es zur Auswahl des Notwendigen. — Es ist daher auch ganz unmöglich aus der Sprache, auf den geistigen Wert ihrer Träger zu schliessen. „Während das wilde Jägervolk der Buschmänner eine fein gebaute, reiche Sprache spricht, finden wir die nach entwicklungs-theoretischen Ansichten einfachste Sprache, die flexionslose chinesische mit ihren 450 wie Steine eines Geduldspiels aneinander zu setzenden und wieder aufzulösenden und dabei immer unverändert, eigentlich unorganisch bleibenden Wurzelwörtern, bei dem Volke, das die höchste und dauerndste Kultur Asiens entwickelt hat.“²³⁾ (Ratzel). Die Geschichte aller Erdteile bietet uns zahlreiche Beispiele einer schnellen Sprachübertragung. Keineswegs nimmt der Besiegte immer die Sprache des Siegers, das niedrigere Volk die höherentwickelte Sprache an. Sehr häufig

eine Zahl natürlich bloss poetischer Ausdruck sein wird. Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen usw. 1806. S. 311–316) stellt 112 Grundwörter für „Pferd“ aus den verschiedenen germanischen Sprachen zusammen, ohne, wie er sagt, damit den Reichtum zu erschöpfen. — Vgl. ferner Ratzel, I. S. 318 über die Herkunft der Synonyme in australischen Sprachen.

²³⁾ „Eine Sprache, die eine so hohe Zivilisation anregte oder mindestens begleitete, die ebensowohl dem kräftigsten Selbstbewusstsein gegenüber dem Tyrannen würdigen Ausdruck geben konnte, als sie sich zu stillen erhabenen Untersuchungen über die sittlichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens, über das erste und höchste Wesen und den Ursprung des Alls anbot, die aber auch für Gefühl, Feinheit, Grazie, Geist, Witz, Humor geeignete Darstellungsmittel besitzt: eine solche Sprache ist umsomehr der Untersuchung wert, je weniger sie nach gewöhnlicher Vorstellungsweise die Mittel zu so hoher Wirksamkeit zu haben scheint. Der Kontrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung.“ (Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus. 1893. S. 156.)

findet das Gegenteil statt, denn der Unterworfenen hat kein Interesse und vielleicht auch nicht die Ausdauer die Sprache seines Herrn zu lernen, Volksschulen — heute ein beliebtes Mittel der Entnationalisierung — existieren nicht, so bleibt dem Sieger, der ja meist nur eine kleine Minderzahl unter der grossen Masse der Unterworfenen bildet, nichts übrig, als sich die Sprache dieses anzueignen, um herrschen zu können. Schon seine Kinder, die mit den Kindern der Knechte aufwachsen, sprechen sie und die Enkel beginnen die Sprache des Siegers zu vergessen. Am häufigsten unterliegen aristokratische Eroberer, deren Herrschaft sich nur auf ihr Schwert und die Arbeit der Unterjochten stützt, dem Sprachwechsel, doch auch Kolonisten haben Beispiele geliefert. Die Spanier in Südamerika haben an manchen Orten indianische Dialekte angenommen und ihre Sprache vergessen, die Russen in Sibirien sprechen teilweise burätisch und jakutisch, die erobernden Normannen vertauschen in Frankreich ihre Sprache gegen das Französische, in England das Französische gegen das Angelsächsische. Die Franken in Gallien, die Langobarden in Italien und die Goten in Spanien nehmen das Vulgarlatein an, die mongolischen Herrscher Chinas das Chinesische, die türkischen Persiens das Persische. Die bosnischen Soldaten, die Sultan Selim 1420 nach Unternubien sandte, und die sich dort als Herren festsetzten, haben ebenfalls ihre Sprache verloren, obwohl ihr Typus noch zu bemerken sein soll. — Anders verlief oft der Prozess, wo nicht ein ritterlicher Grundadel, sondern Bauernkolonisten und eine feste Bureaukratie das Land besetzten. Durch diese beiden Mittel gelang es Rom unfehlbar seine Sprache überall in kürzester Zeit durchzusetzen. Das iberische Spanien und das keltische Gallien sprechen heute noch die Sprache, die ihnen Rom gegeben hat, der Germane, der in beiden Ländern ebensolange herrschte, wie Rom, gab seine eigene Sprache gegen die fremde auf. Britannien war ebenso römisch wie Gallien. Gildas, ein Zeitgenosse der angelsächsischen Eroberung, sagt „ita, ut non Britannia, sed Romana insula diceretur“. Hier siegte die germanische Sprache. In der Verbreitung seiner Sprache über fremde Rassen hat Rom einen ebenbürtigen Rivalen: China. Mancher enge Verwandte der „Arier“ spricht heute chinesisches und trägt den

Zopf. — Die Westtürken gehören anthropologisch nicht zu den Turkvölkern, deren Sprache sie reden, sondern zu den nächsten Verwandten der weissen Arier. Die Slawen des Balkans, die türkisch reden und fanatische Mohamedaner sind, wären entsetzt über ihre Verwandtschaft mit den verhassten Westeuropäern. Die Bulgaren wieder waren ein finnisch-turanischer Stamm, also den Türken nahe verwandt, die die Sprache und Nationalität der von ihnen unterworfenen Slawen annahmen und bewahrten. Im jetzigen „Rassenkampf“ in Makedonien stehen Rassentürken auf slawischer und noch viel mehr echte Slawen auf türkischer Seite. Trotz der aristokratischen Natur ihrer Eroberung haben die Araber ihre Sprache überall durchgesetzt, was wohl damit zusammenhängt, dass sie auch als Kulturträger und Verbreiter des Korans auftraten, der für die Unterworfenen meist das Mittel zur Höherentwicklung wurde. Die Fellahs, die die altägyptischen Gesichtszüge und die hamitische Rasse gut bewahrt haben, sprechen ebenso arabisch, wie die der weissen Rasse angehörenden Berber und die Neger Nubiens — alle aber glauben arabischer Abstammung zu sein und rühmen sich derselben. Schon erwähnt wurden die Bantus, die ihre Sprache über ein riesiges Gebiet verbreitet haben, das die verschiedensten Rassentypen umschliesst. — Die Iren haben grösstenteils das Englische angenommen, doch wurden auch Angelsachsen keltisiert und sprechen irisch. Die keltische Sprache, die einst einen grossen Teil Europas beherrschte, ist fast überall untergegangen, ihre Träger aber blieben. Die nichtarischen Rhäter der Alpen, die heute ganz Süddeutschland überschwemmt haben, sprechen deutsch oder romanisch. Die Negersklaven haben sich die englische, französische, dänische, spanische Sprache der Herren in verdorbener Form angeeignet. Ein Teil der Urbewohner Indiens hat arische Sprachen angenommen. Und so weiter.²⁹⁾ —

²⁹⁾ Vgl. zahlreiche Belege bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker. I. Band. 1877. S. 284 ff., der jedoch die Bedeutung der Sprache als Rassenmerkmal überschätzt. Ein interessantes Beispiel gibt er S. 287, wo die Ungewissheit angeführt wird, die lange bezüglich der spanischen oder indianischen Abkunft eines südamerikanischen Stammes herrschte. — Ein wichtiger Umstand ist folgender: Namen von Kulturprodukten und dgl. können entlehnt werden, denn man hört sie ja stets aus dem Munde des

Häufig werden Sprachübertragungen mit Rassenmischungen verbunden sein, doch ist dies keineswegs nötig. Die überwiegende Masse der französischen Sprache ist lateinisch, das keltische Element ist der Wortzahl nach sehr gering, obwohl es vor allem die Veränderung der Aussprache bewirkt haben mag. Nichtsdestoweniger war der römische Blutzusatz wohl nur sehr gering,²⁷⁾ die weitaus grösste Zahl der heutigen Franzosen ist keltischer und vorkeltischer Abstammung. Auch lange Zeit ist nicht erfordert. Die Romanisierung Galliens erfolgte in wenigen Jahrhunderten, die Normanen Rollos sprachen schon nach 100 Jahren nur mehr französisch, in weiten Gegenden Norddeutschlands herrscht heute das Deutsche ausschliesslich, wo noch vor einem Jahrhundert das Slawische weit überwog.²⁸⁾

Der blosse Kultureinfluss kann Sprachwandlungen bewirken, ohne dass Unterjochung nötig wäre. So verdrängte das Westaramäische das Hebräische aus Palästina, und vielleicht wäre ihm das Griechische gefolgt, wenn nicht die gewalttätigen Unterdrückungsversuche gegen die Juden die nationale Reaktion erzeugt hätten. Schon hatte die griechische Bibel die hebräische in weiten Kreisen verdrängt.

Die grosse Rolle der Wanderungen und Eroberungen in der Sprachbildung wird auch durch rein linguistische Momente bestätigt. Die „Wellentheorie“ Johannes Schmidts hat die alte „Stammbaumtheorie“ verdrängt. Schmidt zeigte²⁹⁾ an einem

fremden Händlers, Ortsnamen dagegen erhalten sich nur dann, wenn die neue Bevölkerung die alte vorfindet, sich mit ihr vermischt und von ihr die fremden Wörter lernt. So beweist das Fortklingen keltischer, rhätischer, romanischer, slawischer Namen von Bergen, Flüssen, Orten im deutschen Gebiet, dass auch die früher herrschenden Rassen noch unter uns leben. — Dahn, der dieses Argument anführt, gibt zahlreiche Belege hierfür. (A. a. O. I. Band. S. 9, 25 ff., III. S. 12, 17 ff.)

²⁷⁾ Nach Brachet stammen im heutigen Französisch: 3800 Worte aus dem Lateinischen, 420 sind germanischen, 650 unbekannt, bloss 20 keltischen Ursprungs, die übrigen verteilen sich auf italienisch, provençalisch, spanisch, englisch, deutsch, slawisch, semitisch, amerikanisch u. s. w.

²⁸⁾ Vgl. Fouillée, *Psychologie du peuple français*, 1898, S. 159, und Fustel de Coulanges a. a. O. S. 63, 70. „La population italienne ou latine ne s'établit jamais en Gaule. Ce qu'il y vint de Romains fut imperceptible. Ce n'est donc pas l'infusion de sang latin qui a transformé la Gaule.“

²⁹⁾ Vgl. Joh. Schmidt, *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen*. 1872.

reichen sprachlichen Material, dass die Glieder der arischen Sprachen nicht in einem direkten Abstammungsverhältnis stehen. Jede Sprache hat in verschiedenen Beziehungen verschiedene Nachbarsprachen zu näheren Verwandten als alle übrigen. In manchen Stücken hängt also das Slavisch-lettische mit dem Arischen (Sanskrit, Zend), in anderen wieder mit den nordeuropäischen Sprachen enger zusammen. Einesteils berührt sich das Lateinische mit dem Keltischen, andernteils mit dem Griechischen, schliesslich dieses mit dem Arischen. Schmidt erklärt dies folgenderweise :

„Wollen wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheiten veranschaulicht, so müssen wir die Idee des Stammbaumes gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine Stelle das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen, mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet. Mir scheint auch das Bild einer schiefen, vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene nicht unpassend. Sprachgrenzen innerhalb dieses Gebietes gab es ursprünglich nicht, zwei von einander beliebig weit entfernte Dialekte desselben, A und X, waren durch kontinuierliche Varietäten B., C., D. u. s. w. mit einander vermittelt. Die Entstehung der Sprachgrenzen oder, um im Bilde zu bleiben, die Umwandlung der schiefen Ebene in eine Treppe, stelle ich mir so vor, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher zum Beispiel die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, soziale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der anderen Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L, die mit beiden vermittelnden Varietäten waren auf gleiches Niveau mit F auf der einen Seite gehoben, auf der anderen herabgedrückt. Damit war zwischen F und B einerseits, zwischen F und L andererseits eine scharfe Sprachgrenze gezogen, eine Stufe an die Stelle der schiefen Ebene getreten.“ (A. a. O. S. 27.)

Ein allgemein bekanntes Beispiel für diesen Vorgang bietet die allmähliche Aufsaugung und Ersetzung zahlreicher Dialekte, Sprachen, schliesslich Sprachstämme durch den ursprünglichen Dialekt der kleinen Landschaft Latium. Ähnlich wurde das Attische, Neuhochdeutsche, Neufranzösische aus einem Lokaldialekt zur Weltsprache. Wie Schmidt (S. 31) selbst sagt, wirkt natürlich derselbe Vorgang auch innerhalb

jedes Dialektes, der aus noch kleineren Teilen zusammenwächst. Die grossen Unterschiede zwischen den Sprachen eines Sprachstammes, die oft nur nach der genauesten Untersuchung ihre Verwandtschaft verraten, lässt annehmen, dass manche Sprache durch den widerstrebenden Mund vieler übereinandergeschichteter Rassen gegangen ist, bis sie ihre heutige Gestalt gewann.



Die Rassentheorie H. St. Chamberlains.

Unter den jetzt wieder modern werdenden Rassentheorien ragt die H. St. Chamberlains¹⁾ durch Form, Inhalt und Erfolg hervor. Die fünfte Auflage des umfangreichen Werkes beweist, dass es die Gunst des Publikums gefunden hat. Die Verlagsanstalt sammelt in einem Bändchen eine Reihe günstiger Urteile von bekannten Namen, unter denen am weitesten wohl das des Dr. H. Helmholt geht, der Chamberlain als Höhenmenschen einen wahren Dithyrambos widmet und ihn Leibniz, Bayle, Winkelmann, den Brüdern Humboldt gleichstellt. Diese kleine Buchhändlerpublikation verdient ebensolchen Dank, wie die seitens des Fehsenfeldschen Verlags dem K. H. May gewidmete, denn beide bieten ein wichtiges Dokument zur Zeitpsychologie. Dazu kommt noch die mächtige Förderung seitens des deutschen Kaisers, der den Verfasser in seinen Freundeskreis gezogen hat, sein Werk als Gunstbeweis verschenkt und dessen Vorbild zur Stiftung eines, eigenen reichdotierten Fonds geführt hat, aus dem Bibliotheken und Vereine mit Exemplaren der Grundlagen beteiligt werden.

Ein grosser Teil des Erfolges kommt übrigens auf die glänzende Darstellung, das selbstbewusste, unfehlbare Urteil, dem eine öfters ausgedrückte Bescheidenheit nur als effektreiche Folie dient, schliesslich auf die prunkvolle Belesenheit des Verfassers. An dieser Stelle soll nicht eine Übersicht und Kritik des ganzen Werkes versucht werden, die später erfolgen wird, sondern eine Erörterung des Begriffes und der Bedeutung der Rasse bei Chamberlain.

¹⁾ Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, 2 Bände, 5. Aufl. (München 1904.) Citirt nach der gleichlautenden 2. Auflage.

Diese Aufgabe ist nicht leicht, denn Chamberlain verwirft jede Definition des Begriffes und alle strengen Abgrenzungen der einzelnen Rassen. Er lässt es dahingestellt, ob Rasse im Sinne von Art oder von Varietät zu gebrauchen sei,²⁾ ob also die Menschheit mehrere Arten oder nur eine bilde. An manchen Stellen setzt er offenbar das erstere voraus, an anderen das letztere. Selbst für die einzelnen Rassen will er unentschieden lassen, ob sie wirklich aus einer Quelle entsprungen oder jede aus mehreren zusammengeflossen sei. „Was ist ein Arier? Was ist das für ein Mensch? Welcher konkreten Vorstellung entspricht er? Nur wer nichts von Ethnographie weiss, kann eine bestimmte Antwort auf diese Frage wagen. Physisch weichen die Völker, die wir unter dem Namen Arier zusammenzufassen gelernt haben, weit von einander ab; sie weisen den verschiedensten Schädelbau auf, auch verschiedene Farbe der Haut, der Augen und des Haares; und gesetzt, es habe eine gemeinsame indo-europäische Urrasse gegeben, was kann man gegen das sich täglich anhäufende Material anführen, welches wahrscheinlich macht, dass auch andere, ganz unverwandte Typen von jeher in unseren heutigen sogenannten arischen Nationen reichlich vertreten sind, wonach man höchsten von einzelnen Individuen, nimmer von einem ganzen Volke sagen dürfte, es sei arisch?“ Mit Nachdruck betont er ferner, dass weder Sprache noch körperliche Merkmale, wie der Schädelindex, die Rassenscheidung und -bestimmung ermöglichen. Doch keinen dieser Sätze lässt ihr Verfasser unwidersprochen. Seine ganze Theorie setzt die engste Verwandtschaft aller Arier voraus, denn er findet eine bis in die kleinsten Züge ausgeprägte Gemeinsamkeit ihres geistigen Seins. — Noch mehr, selbst die „unzweifelhaft prähistorische Gemeinsamkeit“³⁾ steht ihm fest, obwohl der Verfasser wiederholt alles Forschen nach Ursprüngen als nutzlos verspottet. —

Was versteht also Chamberlain überhaupt unter der Rasse, die ihm doch die Grundlage und Triebkraft aller Geschichte ist? — Nachdem die Wissenschaft nicht hilft, beruft er sich auf den gesunden Menschenverstand die

²⁾ Vergl. Vorwort zur 4. Auflage, pag. 15.

³⁾ Vgl. pag. 13.

Erfahrung des praktischen Lebens, den Instinkt, die das Dasein der Rasse im besonderen Fall anzeigen sollen. „Einfach vermöge unserer Eigenschaft, als lebendige Wesen steckt in uns eine unendlich reiche und sichere Fähigkeit dort, wo es Not tut, auch ohne Gelehrsamkeit das Richtige zu treffen.“ „Reine Wissenschaft ist ein edles Spielzeug“ und was dergleichen Redensarten des modernen Obskurantentums mehr sind. Chamberlain dagegen als „schlichter Mann der Praxis“ sucht die wichtigsten Aufschlüsse fürs Leben zu gewinnen und setzt daher die lebendige Anschauung über akademische Klügeleien. Er geht zu den Tier- und Pflanzenzüchtern und sucht ihre Auffassung von Rasse auf die Menschheitsgeschichte zu übertragen. Die Absicht der Züchter ist, die organischen Wesen in bestimmten, den Menschen förderlichen Richtungen besonders stark auszubilden, besonders schnelle Pferde, besonders milchreiche Kühe und fette Schweine zu erzielen. Wenn dem Züchter dies gelungen ist, dann sagt er von dem Zuchtprodukt: Das Tier hat Rasse. Eine genaue Begrenzung dieses Begriffes liegt ihm natürlich fern. — Chamberlain verzichtet also ebenfalls darauf, zu sagen, was die Rasse ist, wie sie sich von anderen ähnlichen Begriffen abgrenzt und dergleichen, er definiert sie mit ihren angeblichen Wirkungen, etwa wie ein Kind sich ausdrückt: Schlimm war ich, wenn ich nachher Schläge bekomme, gut, wenn ich gelobt werde. Für das praktische Leben des Kindes reicht das zunächst freilich aus, ist aber das Problem von Gut und Böse damit gelöst? — Genau so verfährt unser Autor. Alle Grösse entspringt nach ihm aus einer Überschwänglichkeit und diese entsteht nur aus Rasse¹⁾. Wo also diese guten Früchte vorhanden sind, da liegt Rasse zu Grunde und umgekehrt. Vor allem verleiht sie „Sicherheit des Charakters“. An einer anderen Stelle nennt Chamberlain die Arier eigentümlich charakterlos im Vergleich zu den Juden. Haben also die Arier keine Rasse?

¹⁾ „Rasse hebt einen Menschen über sich selbst hinaus, sie verleiht ihm ausserordentliche, fast möchte ich sagen übernatürliche Fähigkeiten, so sehr zeichnet sie ihn vor dem aus einem chaotischen Mischmasch von allerhand Völkern hervorgegangenen Individuum aus u. s. w.“ pag. 272.

Schwanken im Charakter ist für Chamberlain der sicherste Beweis der Rassenmischung.

Ein netter logischer Wirrwarr! Nirgends wurde bewiesen, dass Rasse Überschwänglichkeit hervorbringt, es wird einfach angenommen. Dann aber wird wieder von der Überschwänglichkeit auf das Vorhandensein von Rasse geschlossen, ja diese überhaupt erst als „Erzeugerin der Überschwänglichkeit“ bestimmt. Wenn das Wort nicht jeden Sinn verlieren soll, wird man von Rassen dort sprechen, wo grosse äussere und innere Gleichartigkeit vorliegt. In diesem Sinne sind gerade die niedersten Völker echte Rassen, wo ein Mensch dem andern viel mehr gleicht, als bei den Kulturvölkern. Aber weder Überschwänglichkeit noch Sicherheit des Charakters heben den Australneger über den Europäer. Das fortwährende Schwanken des Charakters ist sogar der Hauptzug aller Wilden. — Doch nehmen wir die Hypothese an, um Chamberlain weiter folgen zu können. Ein wichtiges Moment der Chamberlainschen Auffassung ist die Plastizität der Rasse. Rassen entstehen und vergehen, oder besser: verwandeln sich. „Eine edle Rasse fällt nicht vom Himmel herab, sondern sie wird nach und nach edel, genau so wie die Obstbäume, und dieser Werdeprozess kann jeden Augenblick von neuem beginnen, sobald ein geographisch-historischer Zufall oder — wie bei den Juden — ein fester Plan die Bedingungen schafft.“ Gegenüber der Gobineauschen Auffassung, Gott habe drei Rassen geschaffen, wovon gewissermassen die älteste die schlechteste sei, die letzte aber das nach vielem Experimentieren endlich zu Wege gebrachte, fix und fertige, unübertreffliche Meisterwerk darstelle, ist die Chamberlainsche Ansicht überhaupt die einzig ernst zu nehmende.

Ist aber Rasse etwas absolut Zwingendes? Kann sich der einzelne über die Rasse erheben, unter sie herabsinken? — Chamberlains Antwort ist zweifelnd und schwankend. Er trennt Judentum und Juden, gibt eine gewisse Macht der religiösen Ideen über die Rassennatur zu, vertritt die Möglichkeit einer Assimilation der Juden. Andererseits genügen die leisesten Züge in der geistigen Physiognomie eines Mannes, um ihn mit apodiktischer Sicherheit einer Rasse zuzuweisen. Er verkündet, eine Kultur könne eine andere vernichten, aber nicht

durchdringen, redet jedoch fortwährend davon, dass die Germanen — und zwar Katholiken wie Protestanten — vom Judentum im Christentum angesteckt seien, ja, er behauptet dies nicht nur von einzelnen: der rein serbische Bosniak und der hellenische Mazedonier trügen als Mohammedaner genau dieselbe geistige Kulturanlage, „wie nur irgend ein Osmane“. Das Gehirn habe gewisse plis de pensée, Gedankenfalten, die das Denken bestimmen und der Rasse eigentümlich sind, und doch bildet es den Hauptschmerz Chamberlains, dass niemand so viel Antigermanisches gewirkt hat, als — Germanen. Ja er kommt soweit, dass er den Germanen wiederholt eine „eigentümliche verhängnisvolle Anlage“ zuschreibt, andere Weltanschauungen aufzunehmen und für sie wie für ihr Heiligstes zu kämpfen! Also eine Gedankenfalte der Widernatürlichkeit! Eine eigentümliche Anlage zum Aufgeben aller anderen Anlagen! Allerdings eigentümlich, diese Anlage; sie erinnert stark an gewisse gezwungene Konstruktionen, mit denen sich die Scholastiker einer unbequemen Situation zu entwinden pflegten. Dialektik ist immer etwas gutes, mag auch jede Anschauung und Begreifbarkeit dabei verloren gehen.

Wie entsteht nun edle Rasse? Fünf Faktoren hält Chamberlain für massgebend: 1. Vorhandensein edlen Grundmaterials, 2. eine gewisse nicht zu weit getriebene Inzucht zur Befestigung des Rassencharakters, 3. Mitwirken der Zuchtwahl, Auslese der besten Elemente zur Fortpflanzung, 4. die Notwendigkeit von Blutmischungen, 5. die Notwendigkeit, dass diese Blutmischungen strenge in der Wahl und in der Zeit beschränkt seien. —

Schon die erste Bedingung ist merkwürdig. Auf die Frage: Wie entsteht edle Rasse? antwortet Chamberlain: aus anderen edlen Rassen. Woher dieser Adel kommt, bekennt Chamberlain, nicht zu wissen, doch gibt er zu, dass der Kampf ums Dasein die schon vorhandene edle Rasse weckt. Über das „Im Anfang war die edle Rasse“ kommen wir also doch nicht hinweg.

Die Notwendigkeit der Blutmischung für die Entstehung edler Rassen betont Chamberlain besonders. Es ist gewiss unbestreitbar, was auch Chamberlain hervorhebt, dass die geistig produktivsten Gegenden Deutschlands die am stärksten

keltisch und slavisch gemischten sind. Das am reinsten germanische Skandinavien bildet dagegen wohl nicht den Höhepunkt germanischer Kultur. — Eine gewisse Möglichkeit dieser Wirkung kann man sich ja vorstellen. Übrigens macht Chamberlain selbst wichtige Einschränkungen. Rassenmischungen nützen nicht unter allen Umständen, sondern 1. nur zwischen nicht zu weit entfernten Rassentypen, 2. mit zeitlicher Beschränkung; das heisst, die Zufuhr neuen Blutes muss möglichst schnell vor sich gehen und dann aufhören. — Augenblicklich macht aber Chamberlain wieder Ausnahmen: auch „die Vermischung zweier sehr fremdartiger Wesen“ kann unter gewissen Umständen zur „Bildung einer edlen Rasse führen“. Beispiele gibt Chamberlain selbst: „Eines der edelsten Wesen, welche die Natur überhaupt aufweisen kann“, der echte Neufundländer, ist aus der Kreuzung zwischen dem Eskimohund und einem französischen Hetzhund entstanden, ebenso das englische Vollblut^{*)} aus arabischen Hengsten und englischen Stuten. — Sollten der Eskimohund und der französische Köter geringere physische Verschiedenheiten aufweisen, als ihre Herren, der Eskimo und der Franzose, oder sonst irgend zwei Mitglieder der menschlichen Rasse?^{*)} Dass die Kreuzung nur einmal stattfinden darf, stimmt übrigens mit vielen Züchtererfahrungen nicht überein und wird von Chamberlain selbst widerlegt, indem er zugibt, dass das englische Vollblut von Zeit zu Zeit mit Arabern aufgefrischt werden muss. Chamberlain hat also die beiden von ihm mit so bedeutsamer Miene aufgestellten Sätze über Mischung sofort wieder umgeworfen.

^{*)} Vergl. ferner: „Das gemeine englische Pferd und das (zweifelloos ursprünglich selber, aus einer Mischung hervorgegangene) arabische Pferd waren physiologisch ebenfalls sehr verschieden und aus ihrer Verbindung erzeugte sich doch im Laufe der Zeit die physiologisch einheitlichste und edelste Tierrasse der Welt, das englische Vollblut“.

^{*)} Tatsächlich kann man sich durch einen Blick von der gänzlichen Unähnlichkeit der genannten Hunderassen überzeugen, die alle menschlichen Differenzen weit übersteigt. — Die südamerikanischen Mestizen nennt Chamberlain Kinder einer naturwidrigen Unzucht, um hinzuzufügen, die Grundmischung des Judentums sei noch ärger gewesen als jene Südamerikas! — Man sieht: buchstäblich Mechaniker Schneider!

Dazu kommt aber noch die später zu behandelnde Unklarheit über den Begriff der verwandten Rassen. —

Als Hauptbedingung nach all' diesen Vorbereitungen soll nun zur Erzielung edler Rasse eine gewisse Inzucht (Fernhaltung der Vermischung) zur Befestigung und Steigerung des Rassentypus stattfinden. Es scheint fast, als ob schon blosser Inzucht selbst bei sonst ungünstiger Grundmischung eine Rasse edel macht, was auch zum Beispiel Lapouge, dem Chamberlain oft folgt, wirklich behauptet. Zur Bekräftigung sollen die spanischen Juden (Sephardim) dienen, die Chamberlain mit übertriebenem Lob überhäuft. Alles nur, weil sie angeblich die Fernhaltung der Mischung, das „heilige Gesetz des Blutes“ strenger beobachtet hätten, als die nördliche Judenrasse (Aschkenasim), obwohl sie doch beide nach Chamberlain aus einer ganz unglücklichen Mischung sehr fremder Elemente stammen. Man verfolge nun mit Staunen die equilibristische Kühnheit Chamberlains: Die nordeuropäischen Juden haben sich doch mit Germanen und Slawen gemischt — und dadurch Rassenverschlechterung der Juden? Doch weiter: In den Nachträgen zur dritten Auflage ist Chamberlain geneigt anzunehmen, dass die edlen spanischen Juden eigentlich — Goten sind, „die früher in grosser Zahl das Judentum angenommen haben sollen“. Wahrscheinlich haben sie sich aber doch mit ihren jüdischen Bekehrern vermengt — warum hier keine Rassenverschlechterung durch Mischung von Germanen und Juden? — Komisch ist auch, dass Chamberlain behauptet, die jüdischen Proselyten jener Jahrhunderte seien nur die Hefe des Völkerchaos gewesen — gilt das für die edlen Goten auch? — Um die Rassenverschiedenheit der Sephardim und Aschkenasim zu unterstreichen, behauptet er, jene hegten vor diesen einen „fast komischen Abscheu“ (275). An anderer Stelle spricht er wieder von der „alle Berge und Meere überfliegenden, alle Verschiedenheiten der Sprachen und Sitten überwindenden, bewundernswerten Solidarität“ der Juden! — Dass schliesslich die Scheidung zwischen Sephardim und Aschkenasim eine ganz willkürliche ist⁷⁾, kommt hier, wo wir

⁷⁾ Vergl. neuestens Dr. J. M. Judt: Die Juden als Rasse, (Berlin 1903), pag. 67.

nur eine kleine Probe Chamberlainscher Logik geben wollten, nicht weiter in Betracht.

Wichtiger scheint uns der Vergleich, den er zwischen den menschlichen und den Rassen der Tierzüchter zieht. Die Zuchtwahl muss offenbar eine fortwährende Anhäufung der von den Züchtern gewünschten Eigenschaften bewirken. Man bedenke aber, dass die Menschenrassen keineswegs unter derselben zielbewussten Auslese stehen, wie die Haustiere, die durch blasse Inzucht auch nicht edel werden würden. Ferner ist die Anwendung des Wortes edel in diesem Sinn überhaupt verwerflich. Wir nennen beim Menschen gerade den von Einseitigkeit freien, harmonisch ausgebildeten Typus edel. Mit viel besserem Recht kann man diese edlen Tiere einseitige Krüppel nennen. Wenn wir schon wirklich die von Chamberlain beliebte moralische Beurteilung der Tierwelt⁹⁾ anwenden wollen, wäre es noch sehr zweifelhaft, ob der wilde Eber, der den alten Völkern als Symbol der ungestümen Kraft und Fruchtbarkeit der Natur heilig war⁸⁾, oder das reingezüchtete Yorkshire Schwein, das beinahe nur mehr aus Fett und Fleisch besteht und wie eine verwöhnte Dame der sorgsamsten Pflege bedarf, edler genannt zu werden verdient. Selbst das von Chamberlain gepriesene Rennpferd ist ein ganz unnatürliches Kunstprodukt, das zwar mit unglaublicher Mühe dahin gebracht wird, einige Minuten lang die höchste Geschwindigkeit einzuhalten, dafür aber zu jeder ernstesten Arbeit unfähig ist und dem nicht reingezüchteten natürlichen Pferd an Mut und Klugheit weit nachsteht. — Oft beruht der Adel dieser Tierrassen direkt auf pathologischer Grundlage, so — von den fettsüchtigen Schweinen abgesehen — das Charakteristische des edlen Mopses auf Rhachitis.¹⁰⁾

Nach Chamberlain wäre eine berühmte Boxerfamilie, die zahlreiche, an Gehirn verkümmerte, an Muskeln starke Champions hervorbringt, ein Muster reingezüchteter „edler“ Rasse. —

Im Gegensatz zur Reinzüchtung soll nun die Vermischung der Rassen die schrecklichsten Folgen haben, vor allem gänz-

⁸⁾ Ein Bastardhund ist nach Chamberlain „sittlich stets ein Lump“.

⁹⁾ Woher sich auch, nebenbei gesagt, das Verbot des Schweinefleisches bei den Juden herschreibt.

¹⁰⁾ Von edlen Dachshunden spricht Chamberlain wirklich.

liche Charakterlosigkeit herbeiführen. Es beruht dies auf der rohen und willkürlichen Annahme, dass die Mischung eine Art mechanisches Gemenge einander widerstreitender Eigenschaften bewirke, kann sie aber nicht ebenso gut einer chemischen Verbindung mit neuem und ausgeprägtem Charakter ähneln? Die wissenschaftliche Psychologie hat noch keine Antwort hierauf.

Wenn schon die allgemeinen Sätze Chamberlains über Rassenzucht jedes festen Halts entbehrten, so steigert sich dies noch bezüglich der besonderen Charakteristik der Rassen. Was nützt alles über Rassenmischung Erfahrene, wenn der Fremdling und der Rassenverwandte nicht genau unterschieden werden können? Wenn überhaupt nicht feststeht, was als fremd, verwandt, nah verwandt u. s. w. zu gelten hat? Da Chamberlain den Umfang seines Rassenbegriffes gar nicht bestimmt, einmal Neger und Arier, ein anderesmal Germanen und Griechen als unverwandte Rassen aufführt, ist jede Anwendung auf die Geschichte unmöglich. Der Untergang der griechischen Kultur und Rasse wird mit dem Einströmen „unverwandter“ Völker erklärt, als solche unverwandte Eindringlinge werden aber lauter „Arier“, Römer, Macedonier, Kelten, Germanen, Slaven aufgezählt! Wenn man den Kreis der Verwandtschaft noch etwas enger zieht, kommt man vielleicht dazu, die Mischung zwischen Bewohnern von Nord- und Süddeutschland, oder des Ostens und Westens eines deutschen Bundesstaates als schädigend und die Individualität verwischend zu verwerfen. Wenn der griechischen Rasse die keltische und slavische Mischung tödlich war, warum hat dieselbe den Germanen so ausserordentlich genützt? Warum hat den Griechen und Römern die Mischung, die sie am Anfang ihrer Geschichte mit Semiten, respektive Etruskern durchmachten, gar nicht geschadet? Und dergleichen mehr.

In die grösste Konfusion stürzt sich unser Panegyriker des Germanentums dort, wo er die Kennzeichen des Germanen angeben soll. Gewöhnlich werden Blondheit, Blauäugigkeit, weisse Hautfarbe, Langköpfigkeit, hohe Statur von ihm gefordert, oder, wie Chamberlain etwas poetischer sagt: „Grosse strahlende Himmelsaugen, goldenes Haar, die Riesengestalt, Ebenmass der Muskulatur, der längliche Schädel, — den ein

ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorn hinaus-hämmert —, das hohe Antlitz (von einem gesteigerten Seelenleben zum Sitze seines Ausdrucks gefordert).“ Doch alsbald besinnt sich Chamberlain seiner Anthropologie. Das goldene Haar fällt zuerst zum Opfer. Sehr sachverständig setzt er auseinander, dass unverfälschte germanische Typen oft tief-schwarze Haare haben, die dafür vorgebrachten Beispiele sind allerdings vollauf beweisend. Er hätte noch hinzufügen können, dass zahlreiche ungermanische Stämme blond und blauäugig sind, so die Finnen, die ja einst in jetzt germanischen Gebieten lebten und manchem auf seine germanischen Abzeichen stolzen Deutschen Vorväter gewesen sein dürften. Auch die Riesen-gestalt stimmt wohl nicht ganz. Nach den grossangelegten Baxterschen Messungen, die durch solche von Weisbach bestätigt werden, haben die Brünetten sogar höhere Statur und breitere Brust als die Blondes. Ganz fatal wird schliesslich die Sache, wenn wir den Schädel in Betracht ziehen. Die langschädeligsten Rassen sind bekanntlich die Polynesier, Australier, Neger, Abessinier, Papuas, Eskimos u. s. w., bei denen kaum anzunehmen ist, dass ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn den Schädel in die Länge getrieben hat. Andererseits findet sich, wie wir bereits gezeigt haben, gerade bei unseren grössten Genies eine Schädelform, die sich sehr bedenklich der Kreislinie tierischen Wohlbehagens nähert.

Chamberlain fühlt sehr wohl den völligen Bankerott seiner auf Merkmale gestützten Rassendiagnose. Mit kühner Hand verwirft er also überhaupt diese Methode und beruft sich auf den Instinkt des Züchters, der angeblich Rasse erkennt, ohne sie beschreiben zu können. Kleine Kinder, die noch nicht von den Vorurteilen der Erwachsenen — und besonders der Gelehrten — besessen sind, haben die wunderbare Fähigkeit, Juden zu riechen, sie instinktmässig zu erkennen. Leider erwies sich die Geschichte, mit der Chamberlain dies beweisen wollte, als Fälschung.¹¹⁾ Aber haben wirklich nur Gelehrte ver-

¹¹⁾ Den aktenmässigen Beweis hiefür siehe in der „Gesellschaft“, 1900, pag. 357.

dammungswürdige Vorurteile? Besitzen kleine Kinder gar keine? Wenn nicht selbsterzeugte, so die ihrer Ammen, Gouvernanten, Eltern, Gespielen? Mit der hier ergriffenen Methode der Rassenbeurteilung lässt Chamberlain das Ammenmärchen über die Wissenschaft, das unkontrollierbare Gefühl über die Vernunft, den atavistischen Instinkt einer tierischen Vorzeit über das vernunftgeleitete Wollen triumphieren. Diese notwendige Folge aus den psychologischen und theoretischen Grundlagen des Chamberlainschen Werkes kommt in ihm zu voller Entwicklung. Was aber einem kenntnisreichen und dabei ehrlich-bescheidenen Forscher nur als bedauerliche Verirrung angerechnet werden dürfte, wird bei Chamberlain, dessen hochmütige Unwissenheit auf sämtlichen von ihm behandelten Gebieten nur durch seine Kritiklosigkeit und Gehässigkeit übertroffen wird, zu einem Attentat auf das gesunde Denken unserer Zeit, dessen teilweises Gelingen die bedrohliche Schwäche unserer Allgemeinbildung beweist. Im Folgenden wird unsere Anklage unter den gehörigen Beweis gestellt.



Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten.

I.

Den Hauptunterschied zwischen arischem und semitischem Geistesleben findet H. St. Chamberlain auf religiösem Gebiete. Dem als Beispiel gewählten Indo-Arier, der die religiöse Anlage am höchsten ausgebildet hat, ist die Religion eine innere Erfahrung, im Gegensatz zur äusseren der Semiten. Sie entspricht dem drängenden Bedürfnis des Gemütes nach Vertiefung, dieser Zustand ist unabhängig von dem Fürwahrhalten äusserer historischer Begebenheiten, göttlicher „Offenbarungen“ in Wort, Erscheinung oder Taten. Indische Religion ist also zeitlos, unhistorisch (oder besser antihistorisch), antirationalistisch. „Schon nach dem Zeugnis der ältesten Urkunden sehen wir den Arier beschäftigt, einem dunklen Drange zu folgen, der ihn antreibt, im eigenen Herzen zu forschen.“ (S. 221 ff.) „Sich und die Welt in Einklang zu setzen“ und so das grosse Mysterium des Seins — nicht zu verstehen — nein im wunderbar erhaltenen Innern zu erleben, das ist der Kern seiner Religiosität.

Die äusseren Formen der inneren Anlage sind dementsprechend rein und edel. Die Götter sind nur Bilder, in denen die schaffende Phantasie das innere Erlebnis nach aussen versetzt, ohne zu vergessen, dass jene geschaffen und vergänglich sind. „In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es zu irgend einer Zeit Götzendienst gegeben. Die unverfälschten arischen Inder, wie auch die Eranier hatten niemals weder Bild noch Tempel“ — Bilderanbetung existierte nicht (S. 230), den Göttern zu Ehren wurden die unzähligen Bildnisse hergestellt, die die Seele mit

der lebendigen Vorstellung höherer Wesen erfüllen sollten. — „Nie sind bei den Indoeuropäern die Götter Weltschöpfer“, sie sind freundliche und gütige Symbole für das göttliche Eine, das seit den ältesten Zeiten geahnt wurde. (S. 396.) Der — geistige — Monotheismus ist also bei den Ariern schon im Anfange der religiösen Entwicklung vorhanden.

Charakteristische Züge dieser Religiosität sind der mystische Zug, die Auffassung der Erlösung des Menschen durch die Gnade, d. h. nicht durch den plötzlichen Willensakt eines despotischen Gottes, sondern durch das innere Wirken des von Liebe zum Göttlichen erfüllten Herzens. Die Gesinnung ist alles, dagegen fehlt der Gedanke der genauen Vergeltung jeder Tat nach ihrer „Gerechtigkeit“, oder nach ihrem äusseren Erfolg, es fehlt das Binden der Sittlichkeit und Frömmigkeit an „Gebote“, es fehlt der Ritualismus, das bevorrechtete „heiligere“ Priestertum und die von diesem getragene Hierokratie. Ganz im Gegenteil ist der Drang nach religiöser Unabhängigkeit, nach innerer Freiheit eine arische Regung, die insbesondere im Christentum überall durchbricht, wo es auf germanischer Grundlage ruht. Der „Los von Rom“-Drang der Germanen (im weiteren Sinn) zeigt sich in allen religiösen Bewegungen vom Arianismus und dem Unabhängigkeitsstreben der slavischen Kirchen bis zur Reformation.

Vor allem aber ist die absoluteste Toleranz ein gemeinsamer Grundzug; niemals lag es in der Natur des Indogermanen, in das Seelenheiligtum eines anderen mit frevler Hand einzugreifen, wo von Ariern Religionsverfolgungen und andere Regungen der Unduldsamkeit vorkamen, ist stets ein fremdes, dem Arier eingetragenes Gift tätig gewesen. (S. 406/7.)

Mit Religion ist Weltanschauung untrennbar verbunden, es sind eigentlich nur zwei Richtungen des Gemütes, die eine zum Erkennen, die andere zum Glauben. (S. 738.) Der Kern der germanischen Weltanschauung, in der die arische Anlage am glücklichsten ausgebildet ist, ist aber in Goethes Wort vom äusserlich Begrenzten, innerlich Unbegrenzten gegeben, dass Chamberlain im kantischen Sinn auf die Unterscheidung einer äusseren streng mechanischen Welt und einer inneren der absoluten sittlichen Freiheit deutet. Diese Weltanschauung stimmt überein mit der „allen Ariern gemeinsamen

und ihnen allein eigentümlichen“ (S. 508) freischöpferischen Anlage, die dem Freiheitsbedürfnis und der Befähigung frei zu sein entspricht, und der „unvergleichlichen und durchaus eigenartigen germanischen Treue“. (S. 504.) Diese zwei Anlagen, die den Grund jener zweiseitigen Formel germanischer Weltanschauung bilden, finden auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens ihren Ausdruck.

Der Zweig der Semiten, mit dem Chamberlain sich vorwiegend befasst, sind die Juden. Doch fällt auch auf die anderen Stämme gerade kein günstiges Licht. Nach Chamberlains Theorie sind übrigens die Juden gar keine echten Semiten, sondern eine Kreuzung unverwandter Rassen. Dieser Frevel gegen die Natur hat in Zusammenhang mit einem historischen Ereignis, das dem Priestertum die Macht in die Hand gab, die ganze unglückliche Entwicklung des jüdischen Geistes verschuldet.

Im Gegensatz zum gemühtiefen, freischöpferisch beanlagten Arier herrscht beim Semiten der auf Kosten aller anderen Anlagen übermässig entwickelte Wille vor.

Egoismus, Fanatismus, Beschränktheit des Geistes sind die Folge. Beim Arier ist die Einsicht in die strenge Naturgesetzlichkeit vorhanden, selbst die Götter sind ihr unterworfen, der Jude projiziert sein eigenes Bild ins Göttliche und schafft mit starkem Willen einen willkürlich handelnden Tyrannen als Gott, dem gegenüber der Mensch nur als Knecht in Furcht und Zittern erscheint. Eine weitere Folge ist auch die Annahme der Willensfreiheit durch den semitischen Geist, ja Chamberlain geht soweit, hierin eine Art Schibboleth zu erblicken. „Überall nun, wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes begegnen: bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, bei Kant, bei Goethe — — —, können wir sicher sein, dass hier eine indoeuropäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet.“ (S. 244.) Hand in Hand damit geht eine Verkümmernng des Rechtsgefühles, eine völlige Missachtung des Rechtes anderer, die die Semiten von Anfang an zu Zinswucherern bestimmte. (S. 170.) Kennzeichnend für die Juden ist die „absolute Ignoranz und kulturelle Roheit des Volkes, welches auf keinem einzigen Felde menschlichen Wissens oder Schaffens jemals das geringste geleistet hat“. (S. 766.) Zwar

schrieb man früher den Juden eine besondere Befähigung für Religion zu, aber diese Fabel ist jetzt endgültig vernichtet. (S. 29.) Ganz im Gegenteil sind gerade die Juden religiös am wenigsten begabt von allen Völkern der Erde, selbst die Neger und Australier überragen sie hierin zuweilen.

Was an religiösen Vorstellungen sich findet, ist ausnahmslos fremden Völkern entlehnt und dabei noch verständnislos auf ein Minimum reduziert. (S. 222.) Vor allem ist den Juden Religion keine innere, sondern eine äussere Erfahrung: sie glauben nicht an das in uns lebende, alles durchdringende Göttliche, sondern sie glauben an einen mächtigen „Götzen“, weil ihre Väter behaupten, er habe einmal vom Sinai herunter zu ihnen gesprochen und allerlei wundersame Kunststücke vollbracht. Die Grundlage der Religion bildet der Glaube an die verheissene Weltherrschaft, an die Unterjochung aller Völker. Der Begriff der Erlösung durch Gnade ist dagegen den Juden völlig fremd. Dem Juden fehlt jede metaphysische Anlage, die fragende Wissbegierde geht ihm ab. Selbst sein Monotheismus ist keine metaphysische Erkenntnis, sondern ein politisches Ergebnis, der Jude ist eigentlich Polytheist. Mehrmals (S. 230/1, 396/7) wird betont, die Juden seien die „greulichsten Götzenanbeter gewesen und vielleicht die einzigen Götzenanbeter, von denen die Menschheit zu erzählen weiss.“

Im Gegensatz zur arischen Betonung der Gesinnung herrscht bei den Juden Werkheiligkeit, strenge Gesetzhlichkeit, ein Überwuchern des ödesten Ritualismus. — Die Tugend geht aus auf irdischen Lohn (S. 573), die Religion verfolgt praktische Zwecke, Herrschaft und Besitz. (S. 400.) Es ist gewissermassen ein Handelsgeschäft mit einem überweltlichen besonders mächtigen Kaufmann, den man natürlich ebensowenig lieben muss, wie irgend einen Geschäftspartner, dessen Bedingungen aber genau zu erfüllen sind. „Die sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind „Gesetze“, die unter bestimmten Bedingungen an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können.“ (S. 234.) Daher sieht auch das semitische Gesetz lediglich auf den Erfolg der Handlung, gar nicht auf die Absicht, umgekehrt wie bei den Indoariern. (S. 413.)

Alles dieses wirkt heute noch, nicht bloss im Judentum, sondern vor allem in der katholischen Kirche. Denn das Völkerchaos, durch dessen Hände die reine Lehre Christi¹⁾ ging, verunstaltete sie mit jüdischem Anstrich, der ihr noch heute anhaftet und unzählige Arier verdorben und „verjudet“ hat. — Das schrecklichste aller Danaergeschenke des Judentums aber ist seine Intoleranz und sein Weltherrschaftstraum, die auf die Kirchen — und nicht bloss auf die katholische! — übergegangen sind. — (S. 342 usw.) „Die vielen Millionen, die durch oder für das Christentum hingeschlachtet wurden, sowie die vielen für ihren Glauben gestorbenen Juden sind alle Opfer der Fälschungen des Esra und der grossen Synagoge (durch die nach Chamberlain das Judentum begründet wurde. D. V.).“ (S. 452.) Im Gegensatz dazu herrscht bei den Ariern aller Stämme stets absoluteste Toleranz und Gewissensfreiheit. (S. 406/7 usw.)

Die jüdische „Religion“ ist also historisch, rationalistisch, materialistisch, nationalistisch, egoistisch. Dass den Juden ausserdem die schöpferische Kraft, die Treue, Tapferkeit und Vaterlandsliebe, sowie manches noch zu Erwähnende fehlt, erklärt ihr Unvermögen, einen dauernden Staat zu gründen, oder auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft etwas zu leisten.

Was uns an Chamberlains Darstellung besonders auffällt, sind nicht die unzähligen Irrtümer, Entstellungen und Widersprüche im einzelnen, sondern das Fehlen des sozialen Schauens, der Fähigkeit, die Einzel Tatsachen der Geschichte in ihrem organischen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen. Freilich ist dies ein notwendiger Fehler aller Rassentheoretiker, dessen psychologische Wurzel wir andern Orts aufdecken wollen. Die Abhängigkeit des individuellen Denkens vom Milieu des Gehirns wird von Chamberlain in schärfster Weise betont, und das Denken der höheren Einheiten, der Völker und Rassen sollte unabhängig sein von dem umgebenden natürlichen und sozialen Milieu? Eine unglückliche — an einem Tage entstandene (S. 424) — Idee sollte imstande sein, nicht nur die geistige Richtung ihres Volkes

¹⁾ Bekanntlich stellt Chamberlain auch die Theorie auf, Jesus (oder wie Chamberlain sagt Christus) sei kein Jude gewesen, seine Lehre sei sogar eine Verneinung des Judentums.

gänzlich umzubiegen, sondern auch durch Jahrtausende Völkern der verschiedensten Rasse und der abweichendsten natürlich-sozialen Lage ein Joch aufzulegen, das ihrem innersten Wesen fremd und verhasst ist? Bedeutet diese Omnipotenz der Idee nicht den gefährlichsten Angriff auf die Grundlagen der Rassentheorie selbst?

Doch die allgemeinen Erwägungen helfen uns hier nicht weiter. Wir wollen versuchen, aus unserer Kritik der Chamberlainschen Theorie ein positives Beispiel der sozialen Betrachtungsweise zu gestalten, indem wir die geistige Entwicklung der extremen Typen des indoarischen und jüdischen Stammes mit grossen Zügen in ihrer sozialen Bedingtheit darstellen.

II.

Boden und Klima²⁾ sind Grundfaktoren der Entwicklung, doch ist ihre Wirkung auf verschiedene gesellschaftliche Entwicklungsstufen grundverschieden. Es gibt nichts Törichtereres als die einfache Zusammenstellung von Völkern, die unter gleichen Naturbedingungen wohnen, ohne dieselbe Kulturhöhe einzunehmen. Ein beliebtes — ursprünglich von Hegel herrührendes — Beispiel ist die gegenwärtige Lage Griechenlands, die trotz des gleichgebliebenen ewig blauen Himmels sich von der perikleischen Kulturstufe himmelweit entfernt. Nur die Rassenmischung soll imstande sein, diese beispiellose Veränderung zu erklären. An anderer Stelle haben wir die Unhaltbarkeit dieser Erklärung nachgewiesen.³⁾ Hat

²⁾ Wenn man die Wirkungen des Klimas richtig beurteilen will, so darf dies nicht in aphoristischer Weise mit vulgärer Verallgemeinerung einiger persönlicher Eindrücke geschehen, sondern auf Grund experimenteller psycho-physiologischer Studien. Leider besitzen wir darüber noch sehr wenig Brauchbares. Doch sei auf die wertvolle Arbeit C. M. Giesslers „Ueber den Einfluss von Wärme und Kälte auf das seelische Funktionieren des Menschen“ verwiesen (in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, 1902, S. 319 ff.). — Vergleiche auch H. Spencer, Prinzipien der Soziologie, vol. I, 1877. Zur Bedeutung des Bodens (im weiteren Sinn) vergleiche Ratzel, Anthropogeographie, I. Band, 2. Auflage, 1899.

³⁾ Der Niedergang Griechenlands war lange vollendet, bevor die grossen Rassenmischungen eintreten, ja die slavische Mischung im 9. Jahrhundert fällt sogar mit einem grossen Aufschwung zusammen.

sich wirklich nichts in Griechenland geändert als Rasse und Volksgeist? Besteht heute noch die Sklaverei, die Grundlage der antiken Kultur, auf deren Boden die Kalokagathie edler Müsiggänger wuchs? Besteht noch die alte Geschlechterverfassung mit ihrem aristokratischen Sinn, ihrer Vorliebe für Poesie und ritterliche Künste, ihrer Dezentralisation des Geisteslebens in zahllose wetteifernde Gemeinwesen?) Das eiserne Zeitalter ist auch über Hellas gekommen. Eine hundertjährige „Barbarenherrschaft“ hat tiefe geistige Spuren hinterlassen. Der Nachkomme des edlen Atheners, der auf der Agora herumbummelte und mit Sokrates geistreich konversierte, schant heute zwölf Stunden täglich in einer Baumwollspinnerei des Piräus. Anstatt Bundesgenossen auszuplündern und auf Staatskosten ins Theater zu gehen, wird der Hellene heute von schnöden barbarischen Gläubigern bedrängt. Nicht mehr erhebt sich in Delphi aus Marmor und Gold der „Erdnabel“, den Zeus selbst als Mittelpunkt der Welt bezeichnete, der Römer hat ihn nach Westen getragen, der Franke und Sachse nach Norden.

Beinahe ebenso geistreich ist die Gobineausche Frage, warum die Indianer aus Nordamerika keinen Kulturstaat zu machen vermochten. Der ungeheuere Lebensspielraum des amerikanischen Kontinents konnte eben nur durch fremde höherzivilisierte Völker ausgenützt werden, dem Fortschritt der Autochthonen war er tödlich. Nichts ist auf tiefer Stufe stehenden Rassen so schädlich, als eine endlose Fläche, über die sie sich widerstandslos ausbreiten können. Die soziale Reibung fehlt diesen „kampflosen Kontinenten“ und damit jeder Ansporn zum Fortschritt. Russland, Australien, Afrika lassen die Wirkung dieses Gesetzes erkennen.⁹⁾

Es ist der Fehler Buckles, dass er den sozialen Faktor nicht gebührend würdigt. Er sucht zu beweisen, dass die

⁹⁾ Die sozialen Grundlagen der antiken Kunstentwicklung sind neuerdings gut beleuchtet worden. Vergleiche Franz Feuerherd, Die Entstehung der Stile aus der politischen Oekonomie, I. Teil, 1902.

¹⁰⁾ S. W. Bagehot, Ursprung der Nationen, 1874, S. 95. — Jsaieff, Sozialpolitische Essays, 1900, S. 292. Schon der grosse Seefahrer Cook hat bemerkt, dass die zu leichte Nahrungsgewinnung aus dem Ertrag des Brotfruchtbaumes ein Hauptgrund für die geringe Entwicklung der Kultur in der Südsee sei.

Natur direkt auf den Einzelmenschen mit grosser Bildnerkraft einwirkt, während doch das historisch entstandene soziale Milieu dazwischen steht. Deshalb erscheint seine Betrachtungsweise uns, die wir nach Karl Marx leben, oft primitiv, ja sogar naiv. Aber solchen Unsinn, wie Chamberlain ihm zuschreibt, hat Buckle niemals verbrochen.⁹⁾

Der Vergleich des historischen und räumlichen Spielraums der indischen und jüdischen Entwicklung gibt uns schon eine wichtige Lehre. Das heutige englische Vorderindien ist 121 mal grösser als das kleine Ländchen Palästina, die Fläche verhält sich also wie ganz Deutschland zu Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt zusammengenommen, die Geschichte der Juden als Volk umfasst etwa ein Jahrtausend, die Indiens mindestens 3000 Jahre. — Die Indoarier standen bei ihrer Einwanderung schon auf einer höheren Stufe primitiver Kultur, die gebirgige Natur des nördlichen Indiens und der Kampf mit den Ureinwohnern gewährten die Möglichkeit einer kräftigen Vorwärtsentwicklung. Es ist natürlich, dass die räumlich und zeitlich grössere Entwicklungsbasis auch eine mannigfaltigere Fülle günstiger Variationen hervorbringen musste, als die beschränkteren Verhältnisse. Niemand wird wohl Sachsen-Weimar vorwerfen, dass es nicht dieselbe Menge grosser Männer hervorgebracht hat, wie ganz Deutschland. — Eigentlich müsste die Vergleichung also ein grösseres Objekt wählen, als den jüdischen Stamm, was aber unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet.

Mehr noch als die Ausdehnung, fällt die Verschiedenheit der äusseren Natur beider Länder ins Gewicht. In Indien ein unbeschreiblich üppiges Sprossen und Wachsen, eine überquellende Zeugungskraft der Natur, die dem Lebensbedürfnis mit freigiebiger Milde leichte Befriedigung gewährt und die Sinne zum lebhaften Spiel der Phantasie anregt. Freilich wirkte das Klima auch erschlaffend auf die von Nordwesten her vordringenden arischen Krieger. In den Veden spüren wir

⁹⁾ Chamberlain macht sich über eine angebliche Aeusserung Buckles lustig, die besagen soll, die indische Zivilisation verhalte sich zur ägyptischen wie Reis zu Dattel. Tatsächlich sagt Buckle in klaren Worten dass in Indien der Reis, in Aegypten die Dattel das Hauptnahrungsmittel sei — sonst kein Wort!

noch oft den frischen Hauch des Lebens im Siebenstromland, in den späteren brahmanischen und buddhistischen Werken, die im Kulturgebiet des Ganges entstanden, haben wir eine Widerspiegelung der veränderten psycho-physiologischen Bedingungen.⁷⁾ Erst in diesen Sitzen stellte sich die welt-abgewandte grüblerische Stimmung der indischen Spekulation, die glühende Erotik und masslose Phantasie der weltlichen Dichtung ein, die alle den ältesten Denkmälern des indischen Geistes noch ganz ferne liegen.

Nirgends lebte der Mensch voller in der Natur, die ihm in zauberischen Bildern ihre tiefsten Geheimnisse ahnen liess. — Bartrihari singt: „Früchte hängen an den Bäumen in jedem Wald, die jedermann ohne Mühe pflücken kann. Süßes und kühles Wasser rinnt in den reinen Strömen da und dort. Ein weiches Bett aus den Zweigen schöner Schlingpflanzen steht bereit. Und doch gibt es elende Menschen, die an den Türen des Reichen leiden.“⁸⁾ „Die Stille und Frische des dichten Waldes, die milde Kühle am Wasserrand sind verlockend gegen die erschlaffende Hitze der Häuser und Felder“ (Lefmann).

Die soziale Organisation Indiens war, wie wir sehen werden, der vollen Ausnützung dieser günstigen Bedingungen überaus günstig.

Die Natur Palästinas bildet in allen Punkten den schärfsten Gegensatz zu der Indiens. Auf kleinem Raum drängen sich die Gegensätze der Natur, wie die in der Seele seiner Bewohner. Neben alpinen Gegenden, die an die Region des ewigen Schnees heranreichen, finden sich Gegenden mit tropischem Klima, neben Steppe und Wüste von grauenhafter Eintönigkeit und Unfruchtbarkeit Oasen von üppigster Ergiebigkeit. Freilich: ein Ganges, ein Nil existiert nicht, der Jordan ist ein reissender Bergstrom, gewöhnlich unschiffbar und unpassierbar. „Von freiwilliger Fruchtbarkeit war das Land nicht, die Wüste frass um sich, wo ihr nicht entgegen-

⁷⁾ Vide Lefmann, Geschichte des alten Indiens, 1890, S. 356, 404, 667.

⁸⁾ Zitiert in Max Müller, India, what can it teach us? (Coll. Works XIII, 1899), S. 96.

gearbeitet wurde.“⁹⁾ Man begreift, wie hier das Wort entstehen konnte: „Im Schweisse Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen!“ und dieses Wort tat hier auch Wunder. „Die terrassierten Berge waren mit Wein und Oliven bedeckt, die Täler und Ebenen trugen Weizen und Gerste die Fülle.“ (Wellhausen a. a. O.) „Landschaftliche Reize bietet Palästina wenig. Die Berge zeigen keine malerischen Linien; Wald und Wiese gibt es nicht, ausser am Karmel, in Galiläa und namentlich auf den rauhen und wasserreichen Höhen Gileads.“ Doch können wir nicht behaupten, dass Israel die Phantasie fehlte; die grossartigen Visionen eines Hesekiel und Jesaia, die lieblichen Bilder der Psalmen, die erhabenen Naturschilderungen des Buches Hiob belehren uns eines besseren.¹⁰⁾ Aber die Phantasie schlug hier eine ganz andere Richtung ein als in Indien. Sie wuchert nicht üppig wie der Urwald und spielt nicht mit den Dingen, wie die heitere Tochter des Zeus, ein strenger und feierlicher Zug zeichnet sie aus, die unendliche Öde der Wüste erzeugt die Gefühle der Unendlichkeit und die Romantik der Monotonie. Vor allem aber befördert die Strenge der Natur den engeren Zusammenschluss der Menschen, das Familienleben und die Richtung auf das soziale Glück. Die äusseren Schicksale und die gesellschaftliche Entwicklung haben dazu geführt, dass alle geistigen Äusserungen des Volkes Israel eine ausgesprochene ethische Färbung angenommen haben, hier liegt die Grösse und die Einseitigkeit dieses Stammes.

Seit den ältesten Zeiten tritt uns Israel als ein Volk harter¹¹⁾ und schwer arbeitender Bauern entgegen, dem die Erinnerung an die Nomadenzeit freilich noch lebhaft im Gedächtnis haftet und zu bunter Sagenbildung Anlass gibt. Diese Tatsache bildet mit der anderen, dass die arischen Stämme überall länger Nomaden geblieben sind, viele der wichtigsten Gegensätze in der Volkspsychologie beider Völkergruppen

⁹⁾ Wellhausen, Israelitische und Jüdische Geschichte, 4. Auflage, 1901, S. 85. Vergleiche auch Stade, Geschichte des Volkes Israel, 1887, I. Band, S. 101, 102.

¹⁰⁾ Man erinnert sich der schönen Worte Humboldts über das Naturgefühl in der Bibel.

¹¹⁾ Wie denn die robuste Natur der israelitischen Weiber das Staunen der verzärtelten Aegypter hervorruft. II. Moses, 1, 19.

heraus. Ihering hat diese in geistvoller Weise zu entwickeln begonnen.¹²⁾ Der die Flachländer Vorderasiens besiedelnde Semite tritt als Ackerbauer in die Geschichte, der Höhen bewohnende Indoarier als Hirte. „Der Arier hat viele Jahrtausende hindurch mühelos als Hirte seinen Unterhalt gefunden, der Semite im Schweisse seines Angesichtes den Acker bestellen müssen, dort ein Leben ohne Arbeit, hier schwere Arbeit.“ Die Musse zum Spiel der Phantasie fehlt dem harten Bauer, der seinen Verstand anstrengen muss, um mit dem Boden zu kämpfen, das unnütze Spekulieren verwirft sein praktischer Sinn. Die leidenschaftliche Spielsucht der alten Inder hält dieser für höchst unmoralisch, dort heisst es „Leicht gewonnen, leicht zerronnen“, hier aber, das mühsam Errungene beisammen zu halten. Mit scharfem Blick führt Ihering die Folgen der natürlichen Lage an dem Beispiel Babylons und Indiens aus. Die weittragendste Konsequenz ist die verschiedenartige Siedlung: der ackerbauende Semite, in der flachen waldlosen Ebene jedem Überfall ausgesetzt, gründet Städte und baut Steinhäuser, beides zum Schutz. Aber das, was „zum Leben“ ersonnen wurde, erzeugte bald das „gut leben“, nach dem genialen Ausdruck des Aristoteles. Die befestigte Stadt, die Erzeugerin höherer Kultur, entsteht zuerst auf semitischem Boden, sie ist „der entscheidende Wendepunkt im Leben der Völker der alten Welt“, um sie bildet sich erst der Staat¹³⁾. Der durch das Gebirge geschützte Arier dagegen bleibt lange beim Holzhaus und der Einzelstiedlung, hier liegt ein Hauptgrund seiner erstaunlich geringen staatenbildenden Kraft wie auch jener sozialen Entwicklung, die seine eigenartige Geistesentwicklung beförderte. Das Steinhaus und die Stadt binden aber an den Boden, erzwingen die Sesshaftigkeit,

¹²⁾ Vergleiche R. von Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer, 1894 (aus dem Nachlass unvollendet herausgegeben). Der grosse Rechtshistoriker vergleicht die babylonische mit der indischen Kultur und obwohl sein Werk keine hinlängliche Materialgrundlage hat, so macht es doch der scharfe soziale Blick des Gelehrten zu einer Fundgrube geistvoller Betrachtungen. — Das Resultat Iherings wird formuliert: „Der Boden ist das Volk.“ (S. 97.) „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht und aus den Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden.“ (S. 98.) Vergleiche auch S. 188—9.

¹³⁾ Vergleiche Ihering a. a. O., S. 117 ff.

was weder das leichte Holzhaus noch der Pflug vermag. — Der Einfluss der Bauarbeit, der Schifffahrt und Wasserwirtschaft auf den Nordsemiten wird von Ihering so vorzüglich dargestellt, dass seine Ausführungen sehr beachtenswert sind. In den letztgenannten Punkten fand Israel andere Entwicklungsbedingungen vor als die Euphratsemiten.

Der Ackerbau blieb Jahrhunderte die Grundlage und einzige Lebensquelle Israels, noch die Propheten zeichnen kein anderes Ideal als das volkstümliche: „Jeder bei seinem Weinstock und im Schatten seines Oelbaumes.“ (I. Kön. 4, 25 und öfters.) Saul pflügt selbst als König noch eigenhändig mit einem Rindergespann (I. Sam. 11, 5) und Fürstensöhne weiden die Herden ihrer Väter. Die soziale Organisation besteht in der Gentilverfassung, der einzelne lebt nur in seinem Stamm, inmitten seiner Angehörigen, und eng mit dem Boden verwachsen. Eine gesellschaftliche Arbeitsteilung existiert nicht, weder Handel noch Handwerk lassen sich nachweisen¹⁴⁾. Dagegen spielt der Krieg, der freilich nicht um hohe Ziele, sondern aus den gewöhnlichen Motiven aller Naturvölker — Raub und Blutrache — geführt wird¹⁵⁾, eine Hauptrolle in dem Leben jener Zeit. Der Name „Israel“ schon ist ein Feldgeschrei, seine wörtliche Bedeutung ist „Gott streiter“. Das älteste literarische Denkmal Israels, das Deboralied (Richter 5), ein Kriegsgesang von gewaltiger Kraft, schildert, wie Jahwe selbst vom Himmel her für sein Volk kämpft. Die Überreste der Heldensagen, die die Bibel noch enthält, erzählen uns von Samgar, dem Sohne Anaths, der 600 Philister mit einem Ochsenstecken schlug (Richter 3, 31), von Jephta, „einem streitbaren Helden“, von Gideon, besonders oft auch von Kämpfen mit Riesen. (Vergleiche das Heldenbuch II. Sam. 23, wo 37 Heroen aufgezählt werden, I. Chro. 21, 4—8, die Goliathsage I. Sam. 17.) Vor allem aber ist es die reizend

¹⁴⁾ Ich hätte diese längst feststehenden Dinge nicht wieder aufgefrischt, wenn Chamberlain nicht den unglaublichen Satz aussprechen würde, die Juden seien „seit den ältesten Zeiten Geldwucherer und Rosstauscher“, hätten niemals Vaterlandsliebe und kriegerischen Sinn gezeigt und dergleichen mehr.

¹⁵⁾ Bei den Indern hat das Wort *gavishti* (ursprünglich: „Begehren nach Kühen“) die allgemeine Bedeutung „Kampf“ angenommen. Lassen, Indische Altertumskunde, 1867, S. 963.

erzählte Sage von Simson, einem ganz weltlichen Helden voll Kraft und Humor, deren charakteristische Züge in den „biblischen Geschichten“ freilich nicht getreu berichtet werden können, die den Geist jener Zeit widerspiegelt¹⁶⁾.

In keiner Weise unterscheidet sich in all' diesem das Volk Israel von den übrigen Völkern auf derselben Entwicklungsstufe. Zwei Ereignisse aber auf politischem Gebiet hoben es aus dem Verborgenen heraus und entzündeten das Licht in Juda, das die Welt überstrahlen sollte. Mit dem Königtum beginnt eigentlich erst für Israel die Geschichte, durch das Exil erhält sie ihren wesentlichsten Inhalt.

Die Notwendigkeit einer stärkeren Verteidigung, die mit der steigenden Zivilisation eintrat, erzeugte das Königtum als erbliches Heerführeramts. Das Unterscheidende des israelitischen Königtums aber liegt in seiner von Anfang an demokratischen Art. Der königliche Absolutismus ist überall erst das Ergebnis einer langen politischen Entwicklung, für die dem Volk Israel nicht Zeit genug gelassen wurde. Die häufigen Dynastiewechsel und das Selbstbewusstsein der wohlhabenden Grundbesitzer, die den König als ihresgleichen betrachteten, verhinderten das Anwachsen der königlichen Hausmacht. — Wellhausen¹⁷⁾ charakterisiert dies Königtum gut; „Die hergebrachten Begriffe von orientalischem Despotismus leiden auf das israelitische Königtum nur beschränkte Anwendung. Wollte Naboth seinen Acker nicht gutwillig verkaufen, so sah Achab keine Möglichkeit, in den Besitz desselben zu gelangen; man begreift die verwunderte Äusserung seiner tyrischen Gemahlin: Du willst den König spielen in Israel! Um die Mittel anzuwenden, durch die es dann doch gelang, ihm den Weinberg zu verschaffen, dazu brauchte man nicht König zu sein; dass sie aber der König anwendete, kostete seinem Hause den Thron. Auch persönlich machen die Könige, wenn wir sie näher kennen lernen, im allgemeinen

¹⁶⁾ Dies erklärt, wieso das alte Testament auf die alten Germanen und Slaven einen viel grösseren Eindruck gemacht hat, als das neue, wie aus den zahlreichen Behandlungen alttestamentarischer Stoffe, der Wahl der Namen u. s. w. erhellt.

¹⁷⁾ A. a. O., S. 89.

nicht den Eindruck von Despoten; ihre sprichwörtliche Menschlichkeit scheint mehr als Redensart gewesen zu sein.“

Das Exil, der Mittelpunkt der israelitischen Geschichte, ist eine der folgenschwersten Tatsachen der Weltgeschichte; die Lage Palästinas erklärt uns dieses Ereignis. Palästina bildet die grosse Heerstrasse zwischen Vorderasien und Ägypten. Auf der einen Seite die Wüste, auf der anderen das Meer, führt dieses Ländchen wie eine Brücke vom Kulturgebiet des Euphrat zu dem des Nil. Auch war es die einzige Position am Mittelmeer, die die mesopotamischen Herrscher erobern konnten, ohne mit den kleinasiatischen Griechen gefährlichen Streit zu beginnen. Das reiche Phönicien, das Palästina vorgelagert war, reizte den Appetit. Andererseits war der Besitz Palästinas eine fortwährende Drohung gegen Aegypten. So entbrannte denn der Jahrhunderte lange Kampf um den Besitz des Brückenkopfes zwischen diesem Reich und den Weltmächten Vorderasiens. Das kleine Israel, das in diesem Kampf hineingeriet, büsste seine nationale Unabhängigkeit ein, gewann aber reiche geistige Schätze. Wir müssen jedoch vorerst einen Blick auf die vor diesen Ereignissen erreichte Stufe werfen.

Die religiösen Angänge Israels waren genau dieselben, wie die aller anderen Völker: Totemismus (Verehrung einzelner Tierarten), Fetischismus (Verehrung einzelner Objekte, heiliger Bäume, Quellen, Steine u. s. w.), Ahnenkult (Verehrung der dahingeschiedenen Vorfahren). — Furcht und Hülfebedürfnis mit einem Ansatz zur Ehrfurcht waren die ursprünglichen Motive, der Kult ein einfacher Naturdienst auf den Bergen und Höhen. Wie bei allen Völkern der Erde hatte auf dieser Stufe jede Familie, jeder Ort, jeder Stamm seine eigenen Götter, deren Schutz den anderen versagt war. Es war ganz selbstverständlich, dass ausserhalb des Stammes, d. h. bei den Feinden, andere Götter existierten, denn wem hätte ein gemeinsamer Gott bei einem feindlichen Zusammentreffen seine Hilfe spenden sollen? Und diese Hilfe — Sieg und Beute zu verschaffen — war doch seine Aufgabe. — Chamberlain erzählt in den „Nachträgen“ (S. 30) hocheifrig, „ein jüngerer Semitist hätte ihm vor kurzem mitgeteilt, dass die neuere Forschung täglich mehr den rein fetischistischen, götzenanbeterischen Charakter aller ursprünglichen semi-

tischen Religionsformen aufdecke“. Man staunt über die Fülle der Unwissenheit, die dieses kleine Sätzchen offenbart. „Fetischismus“ ist ein Ausdruck der Wissenschaft, „Götzenanbetung“ ein pfäffisches Schmähwort, das in der Wissenschaft ebenso wenig etwas zu suchen hat, als etwa die Anwendung von „Ungläubiger“ auf die Moslemin, oder von „Christenhund“ auf ihre Gegner. Wenn nun Chamberlain nur eines von den Büchern, die er über Religionswissenschaft zitiert, gelesen hätte, so müsste er auch ohne den jüngeren Semitisten wissen, dass 1. der Fetischismus bei den Semiten längst wissenschaftlich festgestellt ist, 2. dass gar kein Volk existiert, bei dem er nicht unter den ersten Religionsformen sich findet, 3. dass die Semiten infolge günstiger Umstände diese Stufe viel schneller überwunden haben, als andere Völker. Diese Umstände waren vor allem politischer und sozialer Natur.

Ernest Renan hat vor beinahe einem halben Jahrhundert die geistreiche Hypothese aufgestellt, der Monotheismus entspringe aus dem Rassencharakter der Semiten, wie der Polytheismus aus dem der Arier. Sie hat unzählige Nachbeter gefunden, bis die Fortschritte der Keilschriftforschung und der biblischen Wissenschaften sie beseitigten. Heute ist die Rassenhypothese tot und begraben, soviel aber bleibt von Renans Ansicht, dass aus gleichen Anfängen heraus die Semiten eine grössere Tendenz zum Monotheismus, die Arier zum Polytheismus aufweisen.

Niemand geringerer als Robertson Smith hat die Erklärung dafür gegeben¹⁹⁾. Religion und Staat sind im Bewusstsein der Alten untrennbar verbunden. Während nun bei den meisten Ariern infolge der geographisch-sozialen Bedingungen ihres Wohnens (Gebirge) eine mächtige Aristokratie das Königtum entweder besiegte oder gar nicht aufkommen liess, konnte sich in den wenig geschützten Flachländern Vorderasiens, die von Semiten bewohnt wurden, eine starke Aristokratie nicht bilden, oder sie wurde unter die Oberherrschaft eines mächtigen Herren, der das Königtum errichtete, gebracht.

Der Götterhimmel der Griechen oder Inder mit seinen

¹⁹⁾ W. Robertson Smith, Religion der Semiten, übersetzt von Stübe, Freiburg, 1889, S. 51—53. Vergleiche auch Pfeleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, 3. Auflage, 1896, S. 117 ff.

fast gleich berechtigten Insassen, ihren fortwährenden ritterlichen Fehden, Intrigen, Liebesabenteuern u. s. w. spiegelt genau das Leben und Treiben an den Herrnsitzen Griechenlands und Indiens wieder¹⁹⁾.

Andererseits entsteht in den Despotien Vorderasiens ein streng monarchisches Götterregiment, in dem der oberste Gott (meist der ursprüngliche Stammgott der siegreichen Dynastie) sich ebenso über die anderen erhebt, wie auf Erden der Grosskönig über seine Vasallen und Beamten. Wie wenig Rasseneigentümlichkeiten dabei mitspielen, beweist, dass die Iranier, die den Indern zunächst verwandten Arier, infolge der Natur ihres Landes eine starke Militärmonarchie ausbildeten und auch in der Religion dem Monotheismus von allen Indogermanen am nächsten gekommen sind. Natürlich muss auch der Einfluss der Landesnatur auf die Geistesanlagen selbst in Betracht gezogen werden.

So sehr nun der bunte Götterhimmel Homers dem semitischen Monotheismus an poetischem Reiz überlegen ist, so sehr wird er von diesem an ethischem Gehalt übertroffen, wie ja auch die Monarchie als Hüterin des Friedens nach aussen und des Rechts nach innen der Aristokratie überlegen ist. Die alten Monarchien stützen sich alle auf die Menge, der Unterschied der Stände verblasst vor dem Angesicht des Grosskönigs; während der Grundsatz der kleinen souveränen Raubritter war: „Gewalt geht vor Recht“, und der Niedrige überhaupt kein Recht hatte, sorgten die mächtigen Könige des Orients mit strenger Hand für den Frieden, auch der Geringe konnte bei den königlichen Gerichten Recht finden und die gelegentliche Despotenlaune eines Grosskönigs war immer noch nicht so schlimm, als die täglichen Launen von tausend kleinen Herren. Die Griechengötter waren recht lose Gesellen²⁰⁾, sie überlisteten und überwältigten einander, trieben Ehebruch und Verführung, revoltierten gegen den Göttervater Zeus,

¹⁹⁾ Pfeleiderer a. a. O., S. 178. Dass diese religiösen Anschauungen im Griechenland noch bestanden, nachdem die soziale Grundlage sich längst geändert hat, erklärt sich aus dem ungeheuren Ansehen Homers, das nur mit dem der Bibel für unsere Zeiten verglichen werden kann. Die Autorität Homers war dem geistig-sittlichen Fortschritt vielleicht noch hinderlicher, als es heute noch die orthodoxe Auffassung der Bibel ist.

²⁰⁾ Vergleiche Pfeleiderer, S. 183/4.

handelten überhaupt nach selbstischen Gesichtspunkten und nach Launen. Wenn sie in die Menschenschicksale eingreifen, geschieht dies stets zugunsten einzelner Schützlinge, oder aus Rache wegen einer Beleidigung, freilich gab es daneben auch eine ernstere Volksreligion, von der Homer nichts berichtet²¹⁾. Die Götterkönige der Semiten dagegen hielten — wenn auch zunächst nur durch Furcht und nicht ohne gelegentliche Launen — Ordnung und Recht im Lande, wie ihre Stellvertreter auf Erden.

So auch Jahwe. Ursprünglich vielleicht der Gott des Stammes Josef, gelangte er bald zur Suprematie. Mitgewirkt hat wohl das starke Zusammengehörigkeitsgefühl, das Israel in gemeinsamer Not des Kampfes erworben hatte, das gemeinsame Geschick erfordert einen gemeinsamen Lenker. Dabei aber ist von reinem Monotheismus noch keine Rede, Jahwe ist überaus tolerant²²⁾. Er duldet nicht nur Götter neben sich, sondern auch sich gegenüber. Er ist eben nur der oberste Gott Israels, andere Völker haben andere Götter, die in ihrem Lande mächtiger sind, als Jahwe, dessen Macht auf die Grenzen Israels beschränkt ist.

²¹⁾ Erst bei Hesiod findet sie Ausdruck.

²²⁾ Man kann den Zusammenhang der politisch-sozialen mit den religiösen Begriffen durch alle Weltteile verfolgen. Die mehr feudal organisierten Mexikaner haben eine reichere Mythologie und Götterwelt, als die zentralistisch-absolutistisch regierten Peruaner, bei denen sogar monotheistische Ansätze vorkommen. Dasselbe Verhältnis herrscht zwischen Babel und Assur. (Pfleiderer, S. 39, 44.) Über die sozialen Voraussetzungen des Monotheismus im Islam vergleiche Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, 1868. Ein ausgezeichnetes Beispiel ist auch Aegypten. Wie wenig die Spekulation gegen die Macht der politischen Organisation bedeutet, beweist der Umstand, dass gerade die späteren Zeiten Aegyptens polytheistischer sind, als die älteren, was mit der fortschreitenden Feudalisierung zusammenhängt. Jede Wiederaufrichtung der Reichsgewalt ist mit einer Kräftigung der monotheistischen Tendenz verbunden. Der stete Kampf zwischen der Rechts- und Friedensgöttheit und den Naturgöttern, wie ihn diese soziale Entwicklung bedingt, drückt sich in dem Schwanken der religiösen Vorstellungen zwischen ganz prophetisch-jüdischer Ethik und dem größten Naturalismus aus. Vergleiche der Kürze halber für all dies folgende Belege: Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, 1887, S. 31, 58, 60, 71 ff., 81, 132 ff., 190 ff., 216 ff., 249 260 ff. u. s. w. Ferner P. le Page Renouf, Vorlesungen über die Religion der alten Aegypter, deutsch 1882, S. 66, 81, 82, 85, 198, 208, 210, 212,

Noch die meisten Propheten stehen auf diesem Standpunkte, obwohl spätere Bearbeitungen bemüht waren, ihn zu verwischen.

Das Wesen Jahwes entspricht ganz dem Bilde eines besseren Volkskönigs. Sehr mächtig, obwohl nicht allmächtig, sehr weise und gerecht, obwohl nicht vollkommen, hält er strenge Ordnung in Israel, indem er nach orientalischen Rechtsbegriffen den Frevler mit Kindern und Kindeskindern erwürgt. Der demokratische Zug des israelitischen Königtums drückt sich in seiner häufigen Parteinahme für die Schwachen und Armen, die Witwen, Waisen und Fremdlinge aus.

„Die Sittlichkeit der vorprophetischen Zeit ist volkstümlich beschränkt und durchaus antiker Sittlichkeit ähnlich“²⁵⁾. „Die moralische Pflicht war zunächst auf die Familien-, Stammes- und Volksgenossenschaft beschränkt, im ältesten Israel war sie es sogar in noch höherem Masse als bei anderen Völkern, aber eben in dieser Beschränkung hat das alte Israel wie kaum ein anderes Volk des Altertums das Wesen der

218. Dass die Spekulation ihren Teil bei der Vollendung des ethischen Gottesbegriffes spielen muss, ist selbstverständlich. Wie wenig aber die Spekulation gegen die politisch-soziale Tendenz vermag, beweist das Beispiel der Griechen, wo trotz der geläuterten Vorstellungen grosser Männer, das Volksbewusstsein niemals den Monotheismus fassen konnte und auch die theoretische Sittlichkeit unentwickelt blieb. Zu wenig wird der Zusammenhang zwischen der Tatsache des römischen Imperiums und dem Sieg des Monotheismus beachtet. Notwendig bedingt ein zentralisiertes Weltreich religiöse Konzentration. Ein loses Gefüge, bei dem die einzelnen Teile nichts von einander wissen, mag diese entbehren. Im römischen Kaiserreich lenkte ein Wille das Ganze, eine Wohlfahrt, ein Unglück betraf alle. Der Britanne spürte es, wenn der Parther sich rührte, der Legionar siegte in allen Zonen, eine über allen Lokalgöttern stehende Macht musste es sein, die ihm den Sieg verlieh. Das Völkergedränge erschüttert den lokalen Kult, das Gleichartige in den Sitten und Anschauungen vieler Völker fliesst zusammen. Es entsteht der Kaiserkult, die rechte Repräsentation der Reichseinheit (vgl. Fustel de Conlanges, *Histoire des institutions politiques de l'ancienne France* 2 éd 1877 pag. 101, 106 ff) — In den Soldatenlagern blüht die Mithrasreligion auf, dieser merkwürdige Vorläufer des Christentum, das die letzten Früchte dieser Entwicklung erntet.

²⁵⁾ Stade a. a. O., Band I, S. 510. Chamberlain behauptet, den Juden sei der heidnische Begriff der Sittlichkeit fremd gewesen!

Moral begriffen und das kam zuletzt auch den Fremden zu gute“²⁴⁾.

Gerechtigkeit ist der starke Grundzug der altisraelischen Moral. Es ist höchst bezeichnend, dass nicht nur an vielen Stellen die Bevorzugung des Reichen und Angesehenen im Gericht verpönt wird, sondern auch zweimal (Ex. 23, 3, Lev. 19, 15) die unbillige Rücksichtnahme auf die Niedrigkeit und Armut des Prozessführenden. Die Notwendigkeit eines solchen Verbotes kennzeichnet den sozialen Geist der Rechtspflege, dessen Übermass freilich dem strengen Rechtsgefühl gefährlich werden konnte²⁵⁾.

Schon in jener Zeit bildete ferner ein inniges Familiengefühl einen hervorragenden Zug des Lebens. Juda will lieber selbst als Sklave in Ägypten bleiben, als den Kummer seines Vaters über den Verlust Benjamins ansehen. Die — übrigens auf wirtschaftlichen Gründen beruhende — Polygamie war nicht häufig, die Lage der Frau und Sklaven durch die Sitte milde gestaltet. Zahlreiche „weise Frauen“ und Prophetinnen wie Deborah, Mirja, Hulda, Abigail und andere beweisen das Ansehen, in dem das weibliche Geschlecht stand. Ehebruch und Unsittlichkeit gegen die Natur werden streng gestraft, wenn auch der Verkehr mit Dirnen dem Manne nicht verwehrt ist. Die Lage der Sklaven war wenig drückend, das Volksrecht schreibt ihre humane Behandlung vor²⁶⁾. Friedfertigkeit gegen Stammesgenossen geht Hand in Hand mit Roheit gegen den Feind, doch zeigen sich schon Anfänge eines bemerkenswerten Zartgefühls und Milderung der rohen Sitte selbst gegen jenen. Gastlichkeit, unbefangene Lebensfreude, Vorliebe für Trunk und Gesang sind einige äussere Züge des Bildes, das uns die älteren Bibelteile zeichnen. Die Natur des Menschen wird noch als durchaus gut aufgefasst. Von einer tieferen Auffassung der Sünde, Sittlichkeit und derartigen Begriffen eines durch Erfahrungen und Leiden geläuterten Bewusstseins ist natürlich keine Rede.

²⁴⁾ Rudolf Smend. Alttestamentliche Theologie, Freiburg, 1899, S. 169.

²⁵⁾ Chamberlain behauptet ein völliges Fehlen des Rechtsgefühls bei den Semiten. (70.)

²⁶⁾ Vergleiche Smend a. a. O., S. 168. Grobe Misshandlung zieht Verlust des Eigentumsrechtes nach sich, der entlaufene Sklave soll nicht ausgeliefert werden und vieles dergleichen.

Diese Stufe der jüdischen Entwicklung birgt schon die Keime, die durch die Exilnot und die prophetische Bewegung fortentwickelt und um neue von grösster Bedeutung vermehrt wurden, die schliesslich im Christentum zur schönsten Blüte gelangten. Ein genaues Verständnis dieser einzigartigen Entwicklung erforderte eine umfassende Darstellung der Prophetie, die man in gelehrten Werken finden kann. Hier kann nur eine flüchtige Skizze Platz finden.

Was sind die Propheten? In erster Linie das nicht, was meistens geglaubt wird: Weissager und Wundertäter. Vor allem sind sie Bussprediger, volkstümliche Gestalten voll Kraft und Wahrheitsliebe, politische Idealisten von weitem Blick. Ihre Weissagungen sind nicht wunderbarer Art, als man sie heute von scharfsichtigen Männern des öffentlichen Lebens hören kann, die Wundertäterei verwerfen sie sogar. — Die alte Prophetie kann man am besten durch einen Vergleich mit den Derwischen illustrieren, sie bildeten Orden oder Schulen und wurden ihres ekstatischen Wesens wegen vom Volke mit scheuer Bewunderung betrachtet. Die neue Prophetie bedient sich der Ekstase durch künstliche Mittel nicht mehr, auch die Visionen treten zurück gegen die innere Ergriffenheit, die Spekulation über Gottes Ziele und die politische Lage. Das ganze innere Wesen der Propheten wird uns aus den Worten Jeremias klar: „Du hast mich betört, Jahwe, und ich liess mich betören. Du hast mich erfasst und überwältigtest mich; zum Gelächter bin ich geworden allezeit; jedermann spottet meiner. — Aber dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen reden, — da ward es in meinem Innern wie loderndes Feuer, das verhalten war in meinen Gebeinen. Ich mühte mich ab, es auszuhalten, aber ich vermochte es nicht.“

Noch hat niemand die Entstehungsgeschichte des Genies ergründet, aber ob wir nun die Tatsache teleologisch oder materialistisch deuten, jedenfalls besteht die Gewissheit, dass grosse Zeiten grosse Männer hervorbringen. Die grosse Zahl bedeutender Individualitäten, die dem Volke Israel in der Stunde seines nationalen Untergangs erstanden und sein geistiges besseres Sein retteten, sind ein deutlicher Beleg. Mit dem Zorn der Liebe geisseln sie die Fehler des Volks,

die Jahwes Rache herbeiführen müssen, sie tadeln das Fehlen der inneren Frömmigkeit, die sittliche Entartung und den Leichtsinn des Volkes, mit kühnem Freimut greifen sie die Mächtigen und Reichen an, die das arme Volk drücken und plagen, werfen sie sich zum Sachwalter der Witwen, Waisern und Fremdlinge auf.

Aber auch die verkehrte Diplomatie der Könige, ihr ohnmächtiges Vertrauen auf Ägyptens Hilfe gegen Assyrien, das Treiben falscher (d. h. eine andere Ansicht vertretender) Propheten sind der Gegenstand der prophetischen Predigt die schon damals auf schriftlichem Wege Verbreitung fand. Und als die Katastrophe eingetreten und ein grosser Teil des Volkes (darunter die einflussreichsten Elemente) in das Exil nach Babel abgeführt worden war, benützten sie das Ansehen, das die eingetroffene Prophezeiung ihnen brachte, zur neuerlichen, eindringlichen Busspredigt, zur tröstenden Ausmalung künftiger Erhöhung, zur Versittlichung der Begriffe von Gott und Leben²⁷⁾. Von seinem Standpunkt mit Recht sagt Stade (I. S. 550): „In dieser Bewegung wurzeln im letzten Grunde die höchsten Güter, welche die Menschheit besitzt.“

Das Exil war freilich keine Gefangenschaft, sondern eher eine Art Zwangsdomizil. Trotzdem aber ist es bei der engen Verwachsung des antiken Menschen mit dem Heimatsboden natürlich, dass bitterer Schmerz das Herz Israels erfüllte. Der Gedanke an Jerusalem erfüllte sein Dasein. „Vergess ich dein, Jerusalem“, singt der 137. Psalm, „so werde meiner Rechten vergessen, meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich Jerusalem nicht lasse meine höchste Freude sein.“ „Wie ein Vogel ist“, heisst es Sprüche 27, 8, „der aus seinem Neste weicht, also ist der, der von seiner Stätte weicht“²⁸⁾. Der Hohn und die Schaden-

²⁷⁾ Wie kleinliche Gehässigkeit jede Spur kritischer Besonnenheit unterdrücken kann, beweist Chamberlain, indem er die Sündenvorhalte und Busspredigten der Propheten zur Charakterisierung der gemeinen Richtung des jüdischen Rassegeistes benützt! Mit Recht bemerkt sein Kritiker H. C., es stelle dem Volke ein Ehrenzeugnis aus, dass es die Männer, die in so übertriebener Weise seine Fehler hervorgehoben hatten, unter seine Heiligen zählt.

²⁸⁾ Macht nichts: Der Jude hat kein Heimatsgefühl, so will es Chamberlain.

freude aller Feinde erbitterte die Gedemüthigten noch mehr. Rache war der erste, der natürlichste Gedanke. In abschreckend wilder Form kommt er zum Ausdruck, der Untergang der boshafte Feinde, die bevorstehende Erhöhung Israels wird mit orientalischer Phantasie ausgemalt. Die wichtigste Folge war aber ein noch festeres Anklammern an Gott Jahwe, der allein aus dem Verhängnis retten konnte. Es ist ein interessantes Beispiel dafür, wie verschieden ähnliche Lagen auf die Psychologie verschiedener Zeiten wirken, wenn wir uns den Einfluss solcher Ereignisse auf den heutigen Tag vorstellen. Heute würde nationales Unglück vielleicht eher den Unglauben befördern, wie der Zeitungsbericht von jenen Buren beweist, die beim Friedensschluss entrüstet ihre Bibeln wegwarfen, damals wäre ein Volk ohne Religion einfach nicht zu denken gewesen, alle Kultur, Recht und Moral, Künste und Wissenschaften lagen noch im Schosse der Religion und in der Obhut ihrer Pfleger. — Wichtig für die Bewahrung des eigenen Glaubens wurde der Umstand, dass die Ansiedelung in Babylon geschlechterweise erfolgte, so dass der einzelne dem schützenden Einfluss der gentilen Sitte nicht entzogen wurde. Auch ermöglichte dies den engen Zusammenschluss der Volksgenossen gegen die Heiden, erst damals kamen die unterscheidenden Zeichen, Beschneidung und Sabbatfeier obligatorisch in Gebrauch. Wichtig war auch die Loslösung des Volkes vom Boden Palästinas dadurch, dass einesteils die an Wald, Quelle, Bäumen und Steinblöcken haftenden Lokalgötter in Vergessenheit gerieten, anderenteils Jahwe selbst vom Lande gelöst wurde. Wenn er sein Volk auch im Exil schützen, wenn er es zurückführen und erhöhen wollte, musste ja seine Macht über die Grenzen Palästinas hinausreichen. Wenn er sich der Macht der Heiden bedienen konnte, um sein sündhaftes Volk zu züchtigen, so musste er wohl über den Heidengöttern stehen, vielleicht auch gar der einzige Gott sein. Für die Ausbildung des Monotheismus wurde so das Exil von ausschlaggebender Bedeutung. Dagegen ist die Behauptung, die auch Chamberlain aufstellt, die Juden hätten anderen Völkern ihre ganzen religiösen und ethischen Begriffe von Wert entlehnt, Unsinn²⁹⁾. Gewiss aber hat wenigstens die Berührung mit der vorgeschrittenen babylonischen Kultur und der

erweiterte Gesichtskreis anregend auf das jüdische Denken gewirkt.

Die wichtigsten Erziehungsergebnisse des Exils waren also der Beginn des ethischen Monotheismus, die Auffassung von einer grossen Sündenschuld Israels, die die Strafe Gottes herbeigerufen habe, die Überzeugung, dass Gott aber keineswegs den Tod des Sünders wolle, sondern seine Bekehrung. Er läutert Israel, wie man Silber im Feuer läutert, denn Gott ist „gnädig, barmherzig und von grosser Güte“. Das Mittel aber, seine Gnade wieder zu erlangen, besteht in der Heiligung, die bald als äusserliche Enthaltung vom Unreinen und Verbotenen, bald aber — und gerade von den geistig bedeutendsten Propheten — als eine innerliche Umwandlung aufgefasst wird, zu der das aufrichtige Streben des Menschen und die Gnade Gottes gleicherweise erforderlich sind. An Stelle des alten Bundesverhältnisses zwischen Jahwe und Israel und der Kollektivverantwortlichkeit des Volksganzen tritt jetzt das persönliche Verhältnis des einzelnen zu Gott, jeder verantwortet seine Sünden. Freilich fehlt der Begriff der Unsterblichkeit, weder Himmel noch Hölle kommen in irgend einer Epoche des alttestamentarischen Glaubens deutlich zum Bewusstsein. Der grosse Gedanke an ein kommendes irdisches Reich beherrscht die Propheten gänzlich, sei es in der exklusiv nationalen Form des Hesekeel oder in der universalistischen des Deutero-Isaia. Schon damals ferner beginnt das Gefühl der sittlichen Überlegenheit über die Heiden und ein bedeutungsvoller Bekehrungseifer.

Die politischen Schicksale der Folgezeit sind bekannt: Die Rückkehr der Juden unter Kyros, Esras und Nehemias nationalreligiöse Reform, der Versuch der Theokratie, der Sieg der strengen Gesetzlichkeit. Das Ausbleiben des messianischen

²⁹⁾ Entlehnungen religiöser Begriffe kommen zwischen den noch kompakten Gesellschaften des Altertums überhaupt nicht so häufig vor, als unkritische Forscher meinen. Speziell der angerufene ägyptische Einfluss auf jüdische Ethik und Religion wird heute von allen Fachgelehrten nicht einmal einer ernsthaften Diskussion für wert gehalten. Vergleiche Le Page Renouf, Vorlesungen über die Religion der alten Ägypter, 1882, S. 226 ff. Stade, I. Band, S. 129, nennt die Chamberlainsche Behauptung von der Übertragung des Monotheismus von Ägypten auf Israel „besonders abgeschmackt“.

Reiches verursacht eine grosse Enttäuschung, immer wieder muss der Wechsel prolongiert werden. Der Hellenismus dringt ein und zersetzt den alten Glauben. Das Judentum wäre spurlos im Griechentum aufgegangen, wenn nicht die röhische Hand des Antiochos Epiphanes durch das bewährte Mittel der Religionsverfolgung eine neue eifervolle Reaktion zum alten Glauben erweckt hätte. Die Heldentaten der Makkabäer, die erbitterten Parteifehden unter den Hasmonäern, die Römer und schliesslich der blutige, aber grossartige Herodes leiten zum Beginn einer neuen Weltepoche hin. Diese ganze Zeit hindurch war Israel ein Spielball der grossen Weltmächte, des Blutvergiessens war kein Ende. — Dass die Juden in diesen Zeiten nicht gänzlich verwilderten, verdanken sie dem Erbe der Propheten und der harten Schule des Exils³⁰⁾. Das religiöse Bewusstsein reagierte freilich sehr verschieden auf die verschiedenen Zeiteindrücke. Es ist einer der allergrössten Irrtümer Chamberlains, dass er das ganze nachexilische Judentum als eine in Formelkram und starrer Gesetzlichkeit verknocherte Theokratie hinstellt. Freilich braucht er dies so, um dann den Unterschied zwischen Juden- und Christentum recht gross aussehen zu lassen. In Wirklichkeit war der Geist der Propheten unter der Hülle des Gesetzes nie erstorben. Von der glaubensinnigen Schwärmerei in den Psalmen bis zur klugen und milden Lebensweisheit des Jesus Sirach, von der fanatischen Beschränktheit des Buches Esther bis zum universalistischen Geist und zur Resignation Hiobs und bis zum schrecklichen Pessimismus und Skeptizismus Koheleths finden sich mannigfaltige Abstufungen. Die pharisäische Veräusserlichung der Religion, gegen die Christus auftritt, ist nicht seit Esra herrschend, wie man nach Chamberlain annehmen müsste, sondern eine Folge des grossen Einflusses, den die früher ganz bedeutungslosen Orthodoxen durch die Religionsverfolgungen der letzten Zeit erlangt hatten. Die Wurzeln des Christentums lassen sich in der Stimmung, die in zahlreichen nachexilischen und vorchristlichen Schriften ausgedrückt ist, leicht nachweisen. Vor allem darf man die jüdisch-hellenische Literatur nicht so gänzlich ignorieren, wie Chamberlain es tut.

³⁰⁾ Der ganzen Geschichte des Judentums bis Christus könnte man die Worte als Motto voraussetzen: *Ο μη θαρής άνθρωπο, οδ παιδεύεται.*

Wenn auch der griechische Einfluss auf Jesus wohl nur sehr gering war, so enthalten jene Überreste der grossen Literatur aus der jüdischen Diaspora doch wertvolle Bestandteile zur Beurteilung der im offiziellen Judentum nicht ausgedrückten Unterströmungen (z. B. der essenischen Richtung), ferner der eigentümlichen Auffassung und Veredlung des alten Glaubens in freieren jüdischen Geistern (Philo!). — Dass Chamberlain diese wichtigsten Bindeglieder zwischen altem und neuem Testament, diese unmittelbaren Vorfahren des christlichen Geistes gar nicht kennt, wie aus seiner von Unwissenheit strotzenden Beurteilung Philos hervorgeht, macht ihn gänzlich unfähig, die Entstehung des Christentums überhaupt zu begreifen.

Das Leiden des Exils hatte im zähe an der göttlichen Gerechtigkeit hängenden jüdischen Gemüt das Idealbild eines Zukunftsreiches erzeugt, das wie eine Fata morgana den Wanderer durch die Wüste jahrhundertlanger Leiden und Enttäuschungen aufrecht hielt. Gewöhnliche Geister dachten es wohl in keiner anderen Form, als in der einer weltlichen Erhöhung Israels, wofür der Anonymus von Jes. LX ein Beispiel ist. Die grossen Seelen aber, die damals Israel in so reicher Fülle erstanden, erträumten ein Reich ewigen Friedens und Glücks, das auf alle Völker sich erstrecken sollte. Dieser Traum blieb unvergessen und erfüllte die Herzen um so mehr, je stärker die Friedenssehnsucht in ihnen wurde.

Kein Volk wird mehr gegen das andere ein Schwert aufheben, sagt Micha (4, 3 ff.), ewiger Friede wird herrschen. Jegliches Volk wird wandeln im Namen seines Gottes und Israel im Namen des Herrn immer und ewiglich. Die Schwerter werden zu Pflugscharen, die Spiesse zu Sicheln gemacht werden. Die Tierwelt selbst nimmt einen friedlichen und sanftmütigen Charakter an²¹⁾. Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen, ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen wie Vieh miteinander treiben, Kühe und Bären werden auf der Weide gehen und ihre Jungen beisammen liegen; Löwen werden Stroh essen, wie die Ochsen. Ein Säugling wird mit Schlangen spielen.

²¹⁾ Jes. 2, 4, 11. 11, 6 ff. 19, 24 ff.

können und seine Hand in die Höhle des Basilisken stecken dürfen. Man wird nirgends verletzt noch verderben auf Gottes heiligem Berg, denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie mit Wasser des Meers bedeckt. Gott wird alle Völker segnen, die im Frieden beisammen leben und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk und du, Assur, meiner Hände Werk, und du Israel, mein Erbe³³⁾.

Dieselbe Friedenssehnsucht spricht aus der Hoffnung des 85. Psalms, dass der Tag nahe sei, „wo Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue“.

Das grundlegende Prinzip — wenn auch nicht die höchste Spitze — der jüdischen Ethik ist der Gedanke des Friedens und der Gerechtigkeit, hervorgegangen aus dem sehnsüchtigen Ringen einer Seele, die beides entbehren musste. Wie stark die Friedensgrundlage noch den späteren Zeiten erschien, zeigt die denkwürdige Stelle des Talmuds, wo gesagt wird³⁴⁾, „wenn Israeliten selbst Götzendienst treiben (also das eine der drei besonders todeswürdigen Verbrechen Götzendienst, Blutvergessen, Blutschande), aber zugleich den Frieden, die friedfertige Einmütigkeit untereinander bewahren, so spricht Gott: ich kann ihnen nichts anhaben, weil Frieden unter ihnen ist“³⁵⁾. Von einem Gott, der die Verkörperung des Prinzipes der höchsten Gerechtigkeit ist, erwartet man aber auch einen deutlichen Beweis dieser Eigenschaft in der äusseren Weltregierung. Das Unglück Israels wird als Prüfung, als Läuterung aufgefasst, ja bei Jesaias erscheint selbst der Gedanke des stellvertretenden Leidens Israels, dessen Frucht auch der Heidenwelt zu gute kommen wird. Gleichzeitig wird dieses Motiv der Läuterung durch Leiden auch auf die inneren sozialen Verhältnisse angewendet. Schon haben wir den demokratischen Zug der jüdischen Religion erwähnt. Die Propheten waren meist Leute aus geringem Stande, Landpriester, Bauern, Hirten.

³³⁾ Jesaias nimmt hier schon an, dass alle Völker sich zum Gott Israel wenden werden, während Micha (vergleiche früher) noch das Gegenteil sagt.

³⁴⁾ Vergleiche Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 359.

³⁵⁾ Vergleiche bes. charakteristisch Spr. 6, 16—19.

Mit grösster Schärfe tadeln sie die sozialen Übelstände, die Bedrückungen der Armen, Waisen, Witwen, Fremdlinge, sie rufen wehe über die, welche den Bauer von Haus und Hof treiben, über die Mächtigen und Fürsten in Israel²⁶⁾. Und gleichzeitig wird den Armen und Elenden die tröstliche Botschaft, dass der Herr nach überstandener Prüfung sich ihrer annehmen werde: Kaum eine Sentenz wird in den nachexilischen Stücken des alten Testaments öfter wiederholt als das: Die Hohen werden erniedrigt, die Niedrigen erhöht werden! das uns fortwährend in immer wechselnden Variationen in den Ohren liegt²⁷⁾. Den Armen und Unterdrückten zu helfen wird in zahllosen Sprüchen eingeschärft. Und immer wieder wird betont, dass Werke der Barmherzigkeit aus liebevoller Gesinnung geübt, Gott mehr erfreuen als Opfer.

Der Gottesbegriff selbst passt sich den Anforderungen an Gott an. Nicht mehr die Attribute der Macht, der strafenden Gerechtigkeit und unermesslichen Weisheit werden betont, sondern die der Güte und Barmherzigkeit. „Gnädig, barmherzig und von grosser Güte“, diese Worte sind es, die immer wieder bei der Anrede Gottes gebraucht werden. Das Bild des guten Hirten, des liebevollen Vaters wird auf ihn angewendet. Das ist nicht mehr der Gott, der über das Unglück der Juden „mit den Händen frohlockt und seinen Zorn gehen lässt“²⁷⁾. (Hesek. 21. 17.)

Nicht mehr ist die Fürsorge Gottes auf „sein Volk“

²⁶⁾ „Hier wagten es Männer mitten aus dem Volk, die Fürsten dieser Erde als „Diebgesellen“ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, „die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis dass sie allein das Land besitzen“. Das war eine andere Auffassung des Rechtes als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte, als der Besitz.“ (Chamberlain, S. 47.) Kurz darauf sagt derselbe, den Juden habe die moralische Grundlage für die Ausbildung eines Rechtes, wie das römische gefehlt!

²⁷⁾ Sprüche 31, 8. 9. „Tue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind, tue deinen Mund auf und richte recht und räche den Elenden und Armen.“ „Wer dem Geringen Gewalt tut, der lästert seinen Schöpfer, aber wer sich der Armen erbarmet, der ehret Gott. (14, 31.) „Wer seine Ohren verstopft vor dem Schreien der Armen, der wird auch rufen und nicht erhört werden“ u. s. w.

²⁷⁾ Sollte diese Stelle übrigens nicht als ein Beweis der Konstanz der Rassenmerkmale verwendet werden können?

beschränkt: „Eines Menschen Barmherzigkeit“, sagt Sirach 18, 12, gehet allein über seinen Nächsten; aber Gottes Barmherzigkeit gehet über alle Welt.“ Freilich wollte manchem gesetzestreuem Juden nicht eingehen, warum Gott dieser sündigen Heidenwelt so viel Nachsicht entgegenbringe. Wo aber ist vor Jesus jemals der beschränkte Eifer der strengen Gerechtigkeit in so sinniger Weise und mit so milder Nachsicht gegen den beschämten Kritiker von Gottes Güte abgewiesen worden, wie in der Erzählung von Jona und seinem Kürbis? (Jona 4, 10. 11.) Schön sagt die Weisheit Salomonis (11, 23 ff.) „Du liebest alles, das da ist und hassest nichts, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, da du Hass zu hättest. Du erbarmest dich aller, denn sie sind dein, Herr, du Liebhaber des Lebens und dein unvergänglicher Geist ist in allen.“

Leute von engem Geist, die die Vielseitigkeit einer weltgeschichtlichen Entwicklung mit einem Schlagwort decken zu können glauben, finden den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum in dem von Furcht und Liebe ausgedrückt. Auch Chamberlain ist weit entfernt, auf derartige bequeme Phrasen zu verzichten. Die Furcht vor Gott sei die Grundlage der ganzen jüdischen Religion (S. 228/229), im neuen Bund sei ein Gott der Barmherzigkeit, im alten einer der Hartherzigkeit gelehrt, auf der einen Seite werde Furcht, auf der anderen Liebe eingeschärft. Daher bestreitet Chamberlain, dass das Christentum eine Fortentwicklung des Judentums darstelle, zwischen beiden besteht vielmehr ein absoluter Gegensatz, ja Chamberlain geht so weit, daraufhin selbst die jüdische Rasse Jesus zu bestreiten.

Es ist selbstverständlich, dass der alte Naturgott Jähwe nichts besonders Liebenswertes an sich hatte und auch der strenge Rechts- und Friedensgott der monotheistischen Anfänge und der exilischen Prüfung mehr durch Furcht, als durch Barmherzigkeit wirkte. Das finden wir aber bei allen Göttern dieses Typus — bei allen Völkern, ja hochbegabte Völker sind über diese Stufe infolge ungünstiger Umstände niemals hinausgekommen³⁹⁾. Wer aber in bezug auf die vor-

³⁹⁾ Gewiss fanden sich auch bei den Griechen Geister, die einer edleren Auffassung der Gottheit fähig waren. Aber es war ungeheuer

alten Testaments, die hier vielleicht gemeint sein konnte, ist 5. Mos. 23, 6. Dafür aber finden sich zahlreiche Vorläufer der eigenen Weisung Christi, die deutlich verschiedene Entwicklungsstufen bezeichnen. In den Psalmen wird oft noch das Verderben der Feinde gewünscht, selten aber sind es persönliche Feinde, meist Feinde Gottes, die „Gottlosen“, „in deren Blut der Gerechte seine Füße zu baden“ wünscht. (Ps. 58, 11.) Im 37. Psalm wird schon gesagt, dass der Ärger über das Glück der Gottlosen sündlich ist, Gott sei besser als Gut. Zahlreich sind die Warnungen, jedermann Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen, denn „Hass erregt Hader, aber Liebe deckt zu alle Übertretungen“. (Spr. 10, 12.)

Der Gedanke: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, findet sich Sirach 28, 1 ff. „Wer sich rächt, an dem wird sich der Herr wieder rächen und wird ihm seine Sünde auch behalten. Vergib deinem Nächsten, was er dir zu Leide getan hat und bitte dann, so werden dir deine Sünden auch vergeben. Ein Mensch hält gegen den anderen den Zorn und will bei dem Herrn Gnade suchen! Es ist nur Fleisch und Blut und hält den Zorn; wer will denn ihm seine Sünden vergeben? Gedenke an das Ende und lass' die Feindschaft fahren“ und so fort. —

Die Freude über das Unglück des Feindes wird direkt verboten, anfangs noch mit recht egoistischer Motivierung (Spr. 24, 17—19), alsbald aber aus rein menschlichem Mitgefühl. (Sir. 8, 8. „Freue dich nicht, dass dein Feind stirbt, gedenke, dass wir alle sterben müssen“⁴¹⁾). Auch Hiob (31, 29) forscht nach der Ursache seines Unglücks mit den Worten: „Habe ich mich gefreut, wenn es meinem Feinde übel ging und habe mich erhoben, weil ihn Unglück betreten hatte?“⁴²⁾ Aber auch die Aufforderung zu tätiger Feindesliebe fehlt nicht. Schon eine so alte Stelle, wie 2. Mos. 4, 5, befiehlt: „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, dass er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen; wenn du des, der dich hasset, Esel unter seiner Last liegen siehest; hüte

⁴¹⁾ In merkwürdigem Gegensatz hierzu steht Sir. 25, 10.

⁴²⁾ Vergleiche einen interessanten historischen Beleg, der zeigt, dass diese Stimmung auch auf weite Volkskreise wirken konnte, bei Stade a. a. O., II. Band, S. 523.

dich! lass' ihn nicht liegen! sondern versäume gerne das Deine um seinetwillen.“ —

Sprüche 25, 21, 22: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser. Denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen und der Herr wird dirs vergelten.“ — Freilich ist diese Entwicklung keine geradlinige, sie ist abhängig von den Wandlungen der Zeiten, von den Vor- und Rückschritten des sittlichen Bewusstseins. Ebenso wenig drückt sie immer das sittliche Empfinden der grossen Masse aus. Aber in wie vielen von den Millionen Christen ist wirklich das Wort Jesu lebendig geworden?⁴³⁾ Wie viele haben wirklich jene Stufe der Bändigung der natürlichsten Instinkte erreicht, die die Feindesliebe voraussetzt? — Das Angeführte aber dürfte genügen, um zu beweisen, dass jene unüberbrückbare Kluft zwischen Judentum und Christentum zur Zeit ihrer Trennung nur in der Phantasie Chamberlains besteht.

In der hellenistischen Epoche ging auch die entscheidende Wendung der Juden zum städtischen Leben und zum Handel vor sich, den sie im Exil näher kennen gelernt hatten und der aus verschiedenen Gründen später ihr Hauptgebiet bildete. Gewiss hat dieses neue Milieu, gegen das die Sittenlehrer lange ankämpften⁴⁴⁾, sehr zu jener verflachenden Richtung der späteren jüdischen Religiosität beigetragen. Die strenge Buchstabengerechtigkeit, die in der Vorstellung gipfelt, Gott trage jeden kleinsten Verstoss und jedes Verdienst in das himmlische Hauptbuch ein, um am jüngsten Tag jedem Menschen seinen Saldo zu präsentieren, ist ein Anpassungsprodukt mit Bezug auf die neue Lebensrichtung. —

Noch eines bedarf der Erwähnung. Religiöse und philosophische Strömungen sind überall nur für die führenden Kreise ihres Volkes bezeichnend. Niemand wird so weit gehen, jeden schönen oder abstossenden Gedanken unter Vernach-

⁴³⁾ Man erinnere sich, dass noch bis ins vorige Jahrhundert nicht bloss ein Strandrecht (d. h. ein Recht zur Ausplünderung der Schiffbrüchigen) existierte, sondern sogar in den Kirchen öffentlich um einen „gesegneten Strand“ gebetet wurde, d. h. also um möglichst viel Unglück der Mitmenschen.

⁴⁴⁾ Vergleiche besonders Stellen wie Sirach 26, 28; 27, 1 — 3; 31, 4 — 7.

lässigung des individuellen Moments dem Volksgeist zuzuschreiben. Wir haben daher gewiss kein Recht, etwa die Lehren eines Geheimbundes, einer esoterischen Sekte (wie der Essener) auf das Denken aller Juden zu beziehen. Das aber, was in den anerkannten Schriften stand, war gerade bei den Juden in kaum wieder erreichtem Masse den breitesten Volksschichten zugänglich gemacht und zwar durch das Institut der Synagoge. Nicht nur war das fortwährende Studium der heiligen Schriften die höchste Pflicht, die Ausbreitung und Verdeutlichung der Lehre war hier in ein mit Eifer gehandhabtes System gebracht. In der Synagoge herrschte Lehrfreiheit, jeder, der bibelfest war, konnte vortragen und disputieren, ohne nach seiner religiösen Richtung gefragt zu werden. Jesus durchwandert alle Flecken Galiläas und predigt allerorten in den Synagogen⁴⁵⁾, obwohl er der herrschenden pharisäischen Richtung doch sehr unangenehme Wahrheiten zu sagen wusste. Ebenso⁴⁶⁾ die Apostel. Paulus, der als Fremdling nach Antiochien kommt, wird von dem Vorstand der Synagoge freundlichst aufgefordert, über einen eben verlesenen Text zu predigen. — (Ap.-Gesch. XIII, 15.) Man kann sich vorstellen, dass ein solches System die Massen mehr anzog und mit religiösem Interesse erfüllte, als die Aussicht, jeden Feiertag denselben Rabbiner oder Pfarrer die immer gleich bleibenden Floskeln reden zu hören. Gleichzeitig verhütete die Synagoge, solange noch die Zeit einen freien Zug in ihr ermöglichte, das Übermächtigwerden einer theologischen Doktrin, das Erstarren des lebendigen Geistes. Religion und Ethik haben in der Synagoge ein ebenso mächtiges Mittel der Fortbildung gefunden, wie etwa nur noch das römische Recht im prätorischen Edikt. Beidemal hat eine vortreffliche Institution die Ausscheidung und Ansammlung des Lebenskräftigen aus der anonymen Weisheit von Jahrhunderten ermöglicht, beidemal ist ein Unvergleichliches entstanden. Auf rechtlichem Gebiet konnte ein Kreis genialer Juristen das Werk vollenden, auf religiösem Gebiet, wo es sich gerade um das Gegenteil der Kodifizierung, um das Loslösen des Geistes vom Buchstaben, vom

⁴⁵⁾ Math. IX. 33.

⁴⁶⁾ Zahlreiche Zitate bei Friedländer a. a. O., S. 28/9.

Einzelnen, Zufälligen, Beschränkten handelte, musste freilich auch ein Unvergleichlicher hinzukommen.

III.

Die Entwicklung des indischen Geistes ging unter dem Einfluss bestimmter Naturtatsachen vor sich. Das feuchtwarme Klima im Stromgebiet des Ganges machte aus dem kriegerischen Hirtenvolk des Siebenstromlandes eine Menschenart, deren Ziel nicht im lebendigen Betätigen der Kraft, sondern in ungestörter Ruhe, im Fernhalten von Leidenschaften und Veränderung lag. Der tausendjährige Friede, dessen sich der Indoarier nach einem leichten Sieg über einen unebenbürtigen Feind⁴⁷⁾ erfreute und die Freigiebigkeit des fruchtbaren Bodens trugen zur Erschlaffung des Willens bei, während die üppige Natur eine lebhafte Phantasie zum Ersatz der äusseren Betätigung schuf. — „Das Nachdenken über die Natur tritt frühe bei den Indern ein und bildet die Grundlage der kontemplativen Richtung, die so eigentümlich mit der ältesten indischen Poesie verwebt ist. Die sorgenlose Leichtigkeit des äusseren Daseins kam dieser Richtung fördernd entgegen: wer konnte sich ungestörter und inniger der Betrachtung hingeben, als der alte indische Büsser, der in der Laubhütte des Waldes von seinen Quellen, Wurzeln, Früchten und der Rinde seiner Bäume sich nährend und kleidend, einsam und sorgenlos leben konnte und kein anderes Geschäft noch hatte, als über Leben, Tod, das zukünftige Leben und das Göttliche nachzudenken und die Schüler darüber zu belehren? Die Schulen der waldbewohnenden Brahmanen, die in der alten Zeit so bedeutsam hervortreten, bilden eine der eigentümlichsten Erscheinungen des indischen Lebens und haben auf seine geistige Entwicklung den grössten Einfluss geübt. Ihre äusserlichen Bedingungen waren aufs engste mit der eigentümlichen Natur des Landes verknüpft“⁴⁸⁾.

Das zweite Grundmoment des indischen Geistes ist die soziale Organisation. Leider sind wir über ihre historische Ent-

⁴⁷⁾ Von Oldenberg hervorgehoben.

⁴⁸⁾ Lassen, Indische Altertumskunde, 2. Auflage, 1867, Band I. S. 493. Dort (S. 491–494) Näheres über den Zug zur absoluten Ruhe als höchstes Ziel und die Einwirkung des Klimas.

wicklung viel schlechter unterrichtet als über die Israels. Der Grund ist der völlige Mangel des historischen Sinns infolge der Unveränderlichkeit des Kastenwesens, des beschaulichen, dem Ewigen zugewandten Lebens, des das lebhaftes Streben verabscheuenden Fatalismus, des Ueberwucherns des Wunderbaren und Mythologischen, wovon die Geschichtserzählungen ganz durchsetzt sind. Schliesslich hat auch das Fehlen grösserer Reiche das Aufkommen des Nationalismus, der die Geschichtsschreibung erzeugt, verhindert. „Der Indische Staat löst sich bekanntlich in eine Unzahl von einzelnen Dorfschaften auf, die für sich bestehen und sich um das allgemeine Schicksal des Landes nicht weiter kümmern, wenn keine Neuerung in der Steuerverfassung ihnen aufgedrängt wird. Es konnte sich daher nicht die Idee des Vaterlandes bei ihnen ausbilden, jeder Kaste war die Kaste das Vaterland“⁴⁹⁾. Hierin liegt auch der Grund der ausserordentlichen politischen Schwäche Indiens, das seit Jahrtausenden jeden Feind, ob nun Skythe, Araber, Mongole, Holländer oder Engländer, eine leichte Beute war und sich widerstandlos beherrschen liess.

Mannigfache Umstände, die Gliederung des Landes, das Fehlen mächtiger Feinde, der grosse Abstand der unterworfenen Rassen haben die politische und soziale Zersplitterung des Landes, das Feudalwesen und das Kastensystem begünstigt, die bei den vedischen Hirten noch völlig fehlten.

Diese Zerklüftung der Gesellschaft hat nun auch eine weitgehende Verschiedenheit in den religiösen Anschauungen erzeugt. Die von jeder materiellen Sorge befreite, in ungeheuerem Ansehen stehende Brahmanenkaste brachte Denker hervor⁵⁰⁾, deren weltabgewandte Spekulationen die tiefsten Fragen des Seins mit kaum erreichter Gedankenschärfe behandelte. In vielen Punkten gelangte der kühne Blick und die grossartige Phantasie dieser Weisen zu Resultaten, die unser methodisches Forschen und der die Summe einer tausendjährigen Gedankenarbeit beherrschende Geist der Neuzeit zu den neuesten Errungenschaften zählt. Aber diese Möglichkeit verdanken sie nicht ihrer Rasse, sondern ihrem einzigartigen

⁴⁹⁾ Lassen a. a. O., Band II, 1874, S. 5.

⁵⁰⁾ Womit nicht behauptet werden soll, alle indischen Weisen seien Brahmanen gewesen, aber die weitaus meisten waren es.

Milieu. Der beste Beweis hierfür ist der Tiefstand des Denkens und Glaubens bei der grossen Masse der Stammesgenossen, die jenes Milieu nicht berührte und die von ihren grössten Geistern weit mehr überragt wird, als jemals ein Volk⁵¹⁾, und schliesslich auch das viel weltlichere Streben zahlreicher Mitglieder derselben Kaste.

Die ältesten Religionsformen der Inder waren genau dieselben, wie die anderer Völker, Totemismus, Fetischismus, Ahnenkult in systemlosem Gemenge⁵²⁾. Das Eigentümliche der indischen Entwicklung ist nur, dass trotz der Höhe der religiös-philosophischen Spekulation, trotz der unzähligen von reiner Absicht getragenen Reformationen, die regelmässig eine neue Sekte hervorriefen, die grosse Menge der arischen Inder stets auf den Niederungen des religiösen Denkens verharrete oder aber nach einer Wendung zum Besseren bald wieder zum dicksten Aberglauben (vom Standpunkt der vorher innegehabten Stufe) zurückkehrte.

Es ist ein ungeheurer Betrug, der von manchen Schriftstellern versucht wird, die Gedanken der Upanishaden oder selbst nur vereinzelter Stellen der Veden, die einen höheren Aufschwung nehmen, als indisches Gemeingut auszugeben. Die Upanishads waren stets nur Besitz eines kleinen Kreises brahmanischer Denker, aber auch die Kenntnis der Veden war gesetzlich auf die oberen Kasten durch grausame Strafen beschränkt.

Die Veden sind ein Kunstprodukt priesterlicher Poesie und Theologie. Nur der Rigveda erhebt sich zeitweilig auf eine höhere Stufe, die drei anderen — insbesondere der Atharvaveda — sind angefüllt mit rituellen und Zauberformeln, denen wir keinen Geschmack abgewinnen. An Stelle umfangreicher Zitate aus den Veden selbst will ich die Stimmen einiger hervorragender Forscher anführen. Lehmann⁵³⁾ sagt: „Von Schönheit ist in den heiligen Büchern der Inder nicht

⁵¹⁾ Lefmann, Geschichte des alten Indiens, 1890, S. 62.

⁵²⁾ Hardy, Indische Religionsgeschichte, 1898, S. 20, 28, 36. Vergleiche ein beliebiges Lehrbuch der Religionsgeschichte; ferner Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, Band I, S. 355, 546 ff.

⁵³⁾ Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 2. Auflage, 1897, Band II, S. 6, 7, 10 ff.

viel zu finden, selbst von den vedischen Hymnen gehören die dichterisch wertvollen zu den Ausnahmen.“ „Der grösste Teil der so hochgepriesenen vedischen Dichtungen ist formell und dürr, gedankenarm und gesucht und selbst für den Inder schwerfällig und dunkel.“ Whitney urteilt, ein grosser Teil der Rigveda sei rein mechanische Poesie künstlichen Ursprungs, voll von Gemeinplätzen und absichtlichem Mystizismus u. s. w. Regnaud nennt⁵⁴⁾ den Rigveda „das monotonste der Bücher“ und sagt, die 10.000 Verse der Rigveda können vielleicht als ebensoviele Varianten eines und desselben malerischen Gedankens betrachtet werden: „Das heilige Feuer entzündet sich trotz aller Hindernisse auf dem Altar, wenn die nährende Spende ihm von den Opfern dargebracht wird. Bringen wir sie dar.“ — Ein ähnliches Urteil fällen Oldenberg und die übrigen Forscher.

Der Inhalt der vedischen Religion besteht in der Anrufung und Verehrung zahlreicher Götter, unter denen fast jeder gelegentlich als Höchster bezeichnet wird, immerhin bewahrt Indra eine gewisse Suprematie. Der ethische Charakter fehlt, wie in allen aristokratischen Religionen, den Göttern. Indra wird geschildert als stierstarker, heftiger aber gutmütiger und freigiebiger Gott, als Trinker und Dreinschläger, lärmend Staub aufwirbelnd, alles kurz und klein schlagend, aber auch wieder gnädiger Natur, wenn ihm reichliche Opfer gebracht werden⁵⁵⁾. Oft wird von seiner Betrunktheit geredet und ein Lied schildert sie recht humorvoll⁵⁶⁾. Auch die Liebesabenteuer fehlen natürlich nicht⁵⁷⁾. Die Hauptsache aber ist das reichliche Opfer und die entsprechende Gegengabe. „Die vedische Religion ist in erster und letzter Linie eine Opferreligion.“ (Lehmann.) Das Opfer hat den Charakter eines freundlichen Gastmahles

⁵⁴⁾ Regnaud, le Rig Veda in der Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1900, X. vol. S. 183 ff.

⁵⁵⁾ Vergleiche Oldenberg a. a. O., S. 174.

⁵⁶⁾ Vergleiche Rig Veda X, 119, besonders charakteristisch von Oldenberg, S. 171, übersetzt.

⁵⁷⁾ Vergleiche die schamlose Geschichte von Indras Frau und seinem Lieblingsaffen Vrishakapi (Rig Veda X, 86, Grossmanns Uebersetzung, Band II, S. 484. Erklärung bei Oldenberg, S. 173). — Die bekannte homerische Netzgeschichte ist dagegen eine unschuldige Kinderfabel. Offenbar ist dies ein frivoles Zotenlied eines aristokratischen Hofpaffen.

für die Götter, die dabei freilich die Rolle wichtiger Geschäftsfreunde spielen. Die Absicht ist eine rein geschäftsmässige, auf materielle Güter gerichtet, von ethischen ist keine Rede. „Es wird erwartet oder geradezu gefordert. Ich dir — du mir; do ut des ist die kurze Formel des vedischen Opfers. „Hier ist die Butter — wo sind Deine Gaben?“ und ganz wie bei einem Geschäft wird aufgezählt, wie viele Leistungen die Götter als Entgelt zu liefern haben.“ „Die Gebete sind selten von Frömmigkeit oder Inbrunst, nie von Demut getragen, sie gehen auf die Erhaltung äusserer Güter oder Abwehr von Gefahren aus, von Dankbarkeit sind wenig Spuren zu finden; das Wort „danken“ fehlt überhaupt in der vedischen Sprache⁵⁸⁾. — In einer jüngeren Formel heisst es z. B.: „Gib mir, ich gebe Dir. Lege hin für mich, ich lege hin für Dich. Darbietung bietest Du mir, Darbietung ich Dir u. s. w.“ — Die Götter sind vom Opfer abhängig, es ist ihre Nahrung. Indra geht zu Susravas und sagt: „Opfere mir, ich habe Hunger“⁵⁹⁾. Die sogenannte Suktavakaformel sagt: „Gott N. N. nahm dies Opfer an; er ist erstarkt; er hat sich höhere Macht verschafft.“ „Möge dem Sieg des Gottes N. N. folgend auch ich siegen.“ Ja, diese Vorstellung geht so weit, dass dem Opfer schliesslich zwingende Macht über die Götter zugesprochen wird, es unterscheidet sich vom Zauber eigentlich nur dadurch, dass letzterer sich auf die kleinen Dämonen, ersterer auf die anerkannten Götter bezieht. Das tadellos verrichtete Opfer zwingt die Götter. „Die Andacht“ heisst es, „herrscht über die Götter“, ja noch plumper „der Opferer jagt den Indra wie ein Wildbret“, er ruft den Indra zum Opfer wie die Kuh zum Melken, oder er macht den Gott wie eine Quelle von Reichtum fliessen⁶⁰⁾.

Man kann nicht mehr sagen, dass dies nur die naive Religion eines primitiven Hirtenvolkes ist, vielmehr ist dies theologische Arithmetik zauberkundiger Priester, denen schliesslich der Hauptvorteil des reichlichen Opfers wurde. Oldenberg urteilt von den späteren Veden „man kann sagen, dass für die Anschauung des Atharvaveda der Schwerpunkt verdienstlichen Tuns sich geradezu vom Kultus der Götter auf die

⁵⁸⁾ Lehmann a. a. O., S. 32.

⁵⁹⁾ Oldenberg a. a. O., S. 309, 311 ff.

⁶⁰⁾ Oldenberg a. a. O., S. 311.

Beschenkung, Speisung, Ehrung der Brahmanen verschoben hat⁶¹⁾.

Der Ausgangspunkt der Brahmanenmacht lag in der Stellung des königlichen Opferpriesters, der allmählich eine den merowingischen Hausmeiern ähnliche Macht erhielt⁶²⁾. Auf dieser Grundlage erhob sich eine Priestergewalt, die kaum je bei einem anderen Volk erreicht wurde. Die Zersplitterung der Staaten und der Kulte machte aber allerdings die Entstehung einer einheitlichen Kirche unmöglich, wie sie sich auf dem Fundament des Römerreiches erheben konnte. Aber was tatsächliche Macht anbelangt, haben die Brahmanen die Zweiswertertheorie ganz anders durchgeführt als das Papsttum. Die Sage enthält die (historische?) Erinnerung an einen Kampf zwischen der Kriegerkaste und den Brahmanen, der mit dem Siege der Priester endete. Dem Priester Kacjapa wurde sogar die ganze Erde geschenkt, die Held Rāma den Fürsten abgenommen hatte (Lippert, S. 383, 396). Da aber die Brahmanen die Ordnung selbst nicht hätten erhalten können, wäre sie von diesen den Königen gewissermassen zum Lehen gegeben worden. Das Gesetzbuch stellt die vollkommene Unterwürfigkeit der Könige unter die Brahmanenmacht dar (S. 403), die er schon durch sein stets bescheidenes Benehmen den Priestern gegenüber zu beweisen hat. Die erste Pflicht der Könige und überhaupt aller Menschen ist reichliche Beschenkung der Priester, die Glück und Segen nach sich zieht. Der Geizige aber wird mit Unglück bedroht und dem, der sich gar an Priestergut oder Priestermacht vergreifen wollte, werden die fürchterlichsten Flüche und Höllenstrafen in Aussicht gestellt (vergleiche besonders S. 404). Das musste unter anderen König Nachusha erfahren, der so gerecht und tapfer war, dass selbst die Götter ihm nicht widerstehen konnten. Als er aber den Priestern eine Steuer⁶³⁾ auferlegte und gar den Brahman Agastja mit dem Fusse stiess, da verfluchte ihn dieser,

⁶¹⁾ Vergleiche auch Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte, 1899, S. 444.

⁶²⁾ Vergleiche Lippert, Allgemeine Geschichte des Priestertums, 1884, Band II, S. 362—419. Dort finden sich zahlreiche Beispiele und Quellenstellen für das im folgenden Skizzierte.

⁶³⁾ Dies gilt in allen priesterlichen Religionsbüchern (auch im alten Testament) als besonders gottlos.

10.000 Jahre auf der Erde als Schlange zu leben. Und des Priesters Rache brachte zustande, was selbst den Göttern nicht gelungen war. Wer der Brahmanen Speise isst, verschlingt einen hundertfachen Widerhaken, der ihn erstickt, wer eines Brahmanen Kuh kocht und zum Speisen gibt, der verbreitet Unglück, wohin immer ein Stückchen von ihr kommt, „so weit vernichtet sie den Glanz des Königreichs, kein zeugender Mann wird dort geboren“. Wer dagegen Brahmanen eine Kuh gegeben hat, „der erlangt die sämtlichen Welten“. „Indra hilft dem, der reichlich schenkt und opfert; eine heilige Handlung hat keine Wirkung, wenn die entsprechende Dakshina (Opferlohn) nicht gereicht wird.“

Dass der Brahmane unter solchen Umständen kein Freund der Armen ist, versteht sich. Die Armut macht in seinen Augen schlecht; auch „Indra wendet sich ab von Dürftigkeit und Hunger“. Ueber „Werkfeindliche“ und „Opferlose“ ergiessen sich Fluten von Verwünschungen. „Böse“ ist nur der Kultverweigerer, „gottlos“ der „nicht Opfernde“. Er ist dafür rechtlos, sein Besitz den „Frommen“ preisgegeben. Von einem ethischen Charakter des „Gut“ und „Böse“ ist keine Spur. (Lippert.) Die Religion trägt da natürlich einen ganz äusserlichen formalen Charakter. Das rechte Handeln und Opfern entscheidet, die Gesinnung ist meist Nebensache. Daher wird die Sünde ganz mechanisch durch „Abwaschungen“ und Reinigungen getilgt⁶⁴⁾. Die Moral hat einen formellen unbiegsamen Charakter, das „moralische Walten der Götter ist viel eher polizeiliche Aufsicht oder richterliche Ahndung als väterliche Fürsorge“. (Edward Lehmann, S. 40.) Hoffnung auf materielle Genüsse im Jenseits für diejenigen, die den Priestern reichlich spenden, und Furcht vor den Höllenstrafen derjenigen, die ihnen Uebles tun, sind Hauptmotive⁶⁵⁾.

⁶⁴⁾ Die Buddhisten spotten daher über diese Wasserbussen der Brahmanen: „Da müssten ja alle Frösche und Schildkröten in den Himmel kommen, die Wasserschlangen und Delphine und was sonst im Wasser lebt.“ Vergleiche Oldenberg, Buddha, 3. Auflage, 1897, S. 195. Auch in späteren hinduistischen Religionen spielen diese äusserlichen Reinigungen eine grosse Rolle. „Keine Sünde ist so hässlich, keine Seele so schwarz, das Wasser des Ganges gibt die Reinheit wieder.“ (Lehmann, S. 139.)

⁶⁵⁾ Oldenberg a. a. O., S. 543.

Wie dieselbe katholische Kirche einen Pedro Arbuez und einen Franz von Assisi umfasst, so kann man auch das Brahmanentum nicht charakterisieren, ohne wenigstens ein Wort über die erhabene Religionsphilosophie zu sprechen, die in der Vedanta enthalten ist und für die Wort für Wort das Gegenteil des Gesagten gilt⁶⁶⁾. Über die Richtung dieser Lehren haben populäre Schriften genügend Aufklärung verbreitet, ihr letztes Ziel ist die Erlösung durch Erkenntnis, die die höchste sittliche Reinheit und die höchste Seligkeit einschliesst. Aber wir dürfen sie ebensowenig als „die“ indische Religion ausgeben, wie dies Chamberlain tut, als wir wagen dürfen, die Jesuslehre als „die“ jüdische Gesinnung schlechtweg hinzustellen. Der Vergleich passt um so besser, als auch in Indien die fernere religiöse Entwicklung immer weiter sich von jenem hohen Standpunkt entfernte. Bei aller Gedankentiefe fehlt aber doch selbst den vornehmsten Erzeugnissen des indischen Geistes der Zug lebenswarmer Liebe, der die Jesusreden durchströmt und den die edle Ruhe des brahmanischen Gemüts nicht zu ersetzen vermag. Wie alle aus dem Judentum hervorgegangene Moral Sozialethik ist, so jede auf indischem Boden gewachsene Individualethik. Die eine wird von dem Streben beherrscht, die Welt besser zu gestalten, die andere von dem, sich von der Welt zu befreien. Das eifervolle Mitleid mit den vom Schicksal Geschlagenen, die Gerechtigkeitsforderung der prophetischen Predigt: „die Niedrigen müssen erhöht, die Hohen erniedrigt werden“, ist dem indischen Geist fremd geblieben; die eigene Vervollkommnung bleibt das höchste Ziel jedes Strebens. Der Glaube an die Seelenwanderung findet seinen Kernpunkt darin, dass jede Seele je nach ihrem Verdienst in einer höheren oder niedrigeren Kaste

⁶⁶⁾ Nur bemerkt kann werden, dass sich in der Veda schon Ansätze und Übergänge zu dieser Richtung finden, wenn auch in geringer Zahl. Vergleiche Deussen, Geschichte der Philosophie, Band I, Abt. I, 1894, S. 105—127. Deussen vergleicht (Band I, Abt. II, S. 44) das Verhältnis der Veda zu den Upanishads mit dem des alten zum neuen Testament, wobei das alte Testament den Veden überlegen sei infolge seiner grösseren ethischen Tendenz gegenüber der rituellen der Veda. Man darf ferner das Alter dieser Religionsphilosophie nicht überschätzen, wie es oft vorkommt, keine der Upanishads rührt aus vorbuddhistischer Zeit her.

wiedergeboren wird. Wozu also Mitleid mit dem Armen und Verachteten, der ja mit seinem Elend nur die Sünden eines früheren Lebens büsst? Im Gegensatz zur Grundforderung des Evangeliums fordert die aristokratische Tendenz der indischen Religion eine strenge Sonderung der Stände schon durch äussere Kennzeichen und Ehren, verbietet jeden näheren Verkehr mit den unteren Kasten und verwehrt diesen mit grausamer Strenge selbst den Versuch eines geistigen Aufschwunges. Buckle hat eine Anzahl von Illustrationsfällen zur Lage der unteren Kaste zusammengestellt⁶⁷⁾. „Wenn einer aus dieser verachteten Klasse sich herausnahm, denselben Sitz einzunehmen, wie seine Oberen, so sollte er entweder verbrannt werden oder eine schmerzliche und schmachvolle Strafe erleiden. Wenn er verächtlich von ihnen sprach, so sollte ihm der Mund verbrannt werden; wenn er ihn wirklich beleidigte, so sollte ihm die Zunge aufgeschlitzt werden; wenn er einen Brahminen belästigte, sollte er mit dem Tode bestraft werden; wenn er sich mit einem Brahminen auf demselben Teppich niederliess, so sollte er für immer gelähmt werden; wenn er aus Lernbegierde auch nur ein heiliges Buch vorlesen hörte, so sollte siedendes Öl in seine Ohren gegossen werden; wenn er sie aber gar auswendig lernte, so sollte er getötet werden; wenn er eines Verbrechens schuldig war, so wurde er härter dafür bestraft als die höher Stehenden; sollte er aber selbst ermordet werden, so war die Strafe die nämliche, wie für die Tötung eines Hundes, einer Katze oder einer Krähe. Sollte er seine Tochter an einen Brahminen verheiraten, so war keine Vergeltung, die ihm in dieser Welt auferlegt werden konnte, hinreichend; es wurde daher verordnet, dass der Brahmine zur Hölle fahren müsse, weil er durch ein Frauenzimmer, das so unermesslich unter ihm stehe, befleckt sei. Ja, es wurde verordnet, dass der blosser Name eines Arbeiters verächtlich sein solle, damit die ihm gebührende Stellung unmittelbar anerkannt sei. Und als wenn dies noch nicht genug wäre, die Unterordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, wurde es ausdrücklich zum Gesetz gemacht, dass kein Arbeiter

⁶⁷⁾ H. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England, übersetzt von Ruge, 1860, I, 1, S. 69/70. Dort die eingehenden Belege.

Reichtum erwerben dürfe; während eine andere Klausel erklärte, selbst wenn sein Herr ihm die Freiheit geben sollte, so bliebe er in Wahrheit doch ein Sklave; denn, „sagt der Gesetzgeber, — durch wen kann er eines Standes, der ihm natürlich ist, entkleidet werden“? —⁶⁹⁾.

Eine ganz andere Richtung schlug nun der Buddhismus ein. Sein Hauptziel ist die Erlösung vom Leiden durch Erlösung vom Willen, dessen Bewegung stets Leiden hervorruft und die Erreichung einer gleichmütig willenlosen Seligkeit schon zu Lebzeiten. In vielen Punkten knüpft der Buddhismus an Vorhandenes an, aber neuartig klingt uns die Mahnung zur Milde und Güte gegen alles Geschaffene, die eine grossartige Wohltätigkeitspflege hervorgerufen hat. Buddha ist nicht als Sozialreformer aufgetreten — dies hätte ja dem Grundstreben widersprochen — er rührte nicht an den Bestand der Kasten ausserhalb des Ordens⁶⁹⁾, aber doch ist seine Bewegung eine entschieden volkstümliche, gleichzeitig eine Reaktion gegen die hochmütige Brahmanenaristokratie. Aber die drei Parzen des indischen Geistes: Die äussere Natur, die soziale Verfassung und das Fehlen der willenserziehenden, nationenbildenden Macht der gemeinsamen Not liessen auch den Buddhismus nicht über die dem indischen Denken gezogenen Grenzen gelangen. Die buddhistische Ethik reicht nicht an das Wort und Beispiel Jesu heran, sie ist eine Vernünftigkeit-moral, die zu Güte und Freundlichkeit auch gegen die Tierwelt anleitet, das Vergeben der Feindschaft gutheisst — aber stets aus Gründen der Verständigkeit und mit Hinblick auf Lohn und Strafen, d. h. Leiden oder Erlösung. Die begeisterte Liebe, die Poesie der Hingabe, das selbst- und grundlose Streben, ohne die selbst der mit allem Glauben und Wissen Begabte nur ein tönend Erz oder eine klingende Schelle ist,

⁶⁹⁾ Es ist wichtig zu bemerken, dass auch in den verachteten Kasten sehr grosse „arische“ Bestandteile erscheinen und die Drawidavölker, denen die übrigen zugerechnet zu werden pflegen, in einigen Zweigen eine selbständige und hohe Kultur erreicht haben.

⁶⁹⁾ Vergleiche Lassen a. a. O., Band II, S. 439 ff. Es wird sogar gelehrt, dass der Buddha nur in den beiden obersten Klassen wiedergeboren werden kann, wie überhaupt die Vergeltungslehre diesbezüglich beibehalten wurde. Innerhalb des Buddhaordens aber war der Kastenunterschied bedeutungslos. —

all das kennt der Buddhismus nicht. Im Gegenteil lehrt er⁷⁰⁾: „Alle Schmerzen und Klagen, alle Leiden in der Welt von mancherlei Gestalt, sie kommen durch das, was einem lieb ist; wo es nichts Liebes gibt, entstehen auch sie nicht. Darum sind freudenreich und von Schmerz frei, die nichts Liebes in der Welt haben. Darum möge, wer dahin strebt, wo es nicht Schmerz noch Unreinheit gibt, nichts in der Welt sich lieb sein lassen.“ Oldenberg setzt hinzu: „So ist die Güte des Buddhisten weit entfernt von der grundlos rätselhaften Selbsthingabe des Liebenden; das treibende Moment in ihr ist reflektierende Verständigkeit, die Ueberzeugung, dass es so für alle das Beste ist, nicht zum mindesten aber die Erwartung, dass an gütiges Handeln das Naturgesetz der Vergeltung den reichsten Lohn knüpft⁷¹⁾. Das wahre, heilige Leben ist das Mönchsleben. Auch die Mahnung zur Wohltätigkeit geht zunächst nicht auf die Armen und Elenden, sondern auf Mönche, Geistliche und Weise. „Die Grundforderung aber für den Mönch heisst nicht: du sollst in dieser Welt leben und diese Welt gestalten zu einer solchen, die des Lebens wert ist — sondern sie heisst: du sollst dich von dieser Welt lösen.“ — Im speziellen äussert sich dies in der Geringschätzung der Arbeit, der Frau⁷²⁾ — als Verführerin zur Lust — und aller Bedingungen des sozialen Lebens. —

Indien ist nicht mehr das Land des Buddhismus, sein Schwerpunkt liegt bei den mongolischen Völkern des Nordens. Wie die Verdrängung des Buddhatums aus Indien vor sich ging, ist nicht bekannt. Der indische Geist hat noch zahllose Sekten hervorgebracht, unter denen die der hinduistischen Richtung angehörenden am stärksten sind und heute die eigentliche indische Religion bilden. Der nie rastende religiöse Drang

⁷⁰⁾ Herrmann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 3. Auflage, 1897, S. 336.

⁷¹⁾ Vergleiche besonders auch Edward Lehmann in Chantepie de la Saussaye, Religionsgeschichte, 1897, Band II, S. 96—98.

⁷²⁾ Zwar gibt es Nonnenorden und fromme Buddhistinnen. Aber lange hat man sich dagegen gesträubt und schliesslich die Frauen in allem niedriger gestellt als die Männer. So hat eine Nonne, selbst wenn sie hundert Jahre dem Orden angehören sollte, den jüngsten Mönch zuerst zu grüssen und vor ihm aufzustehen.

hat noch viele schöne Blüten hervorgebracht⁷³⁾, trotzdem hat die Metaphysik nie mehr die Höhe der Vedanta überschritten, ist die Ethik nicht über den Buddhismus hinausgelangt. Das Gesamtergebnis ist eher ein Verfall als ein Fortschritt. Die Religion ist sehr äusserlich, eine wüste Phantasie gefällt sich in der Ausmalung abschreckender Bilder, besonders in Höllenschilderungen, grausame und unsittliche Kulte wuchern im geheimen, wo die europäische Herrschaft sie aus der Öffentlichkeit verdrängt hat, selbst das Menschenopfer soll heute noch nicht ganz unterdrückt sein.

Die indische Entwicklung ist der beste Beweis für die Abhängigkeit der Religionen von dem natürlichen und sozialen Niveau. Zum Schluss sei eine sehr interessante Hypothese erwähnt, die wir Pfeleiderer⁷⁴⁾ entlehnen. Es findet sich in den Veden ein Götterkreis, an deren Spitze Varuna steht, und der wahrscheinlich älter ist als der des Indra. Die ganze Gestalt Varunas ist in der Richtung zum ethischen Monotheismus hin gezeichnet, das gerechte und gütige Walten des Gottes erstreckt sich über Menschen, Natur und Götter und bildet einen scharfen Kontrast zu Indra, dessen moralische Anlage sehr zweifelhaft erscheint. Der Grund der Verdrängung des ethischen Götterkönigs durch den naturalistischen Helden und Säuer Indra scheint in dem Sieg der Aristokratie über ein älteres Volkskönigtum zu liegen, wovon bei der Mangelhaftigkeit der indischen Geschichtsquellen freilich keine Nachrichten sich erhalten haben.

Wie wenig Rasseeigentümlichkeiten die Religion gegenüber dem Milieu zu bestimmen vermag, zeigt ein vergleichender Blick auf die persische Entwicklung. Die Perser sind die

⁷³⁾ Von den hinduistischen Lobliedern (Stotras) sagt Lehmann, sie stünden „an religiösem Wert unvergleichbar höher als die viel gepriesenen Vedahymnen“. (A. a. O., S. 138.)

⁷⁴⁾ Otto Pfeleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtliche Grundlage, 3. Auflage, 1896, S. 126/7. Dieses Werk nimmt auf die sozialen Beziehungen der Religion überall gebührend Rücksicht. Es ist ein trauriges Zeichen für das Verständnis unseres Publikums, dass dieses vortreffliche Werk, das den Gegenstand nicht nur in gediegenster Weise, sondern auch in einer edlen und anziehenden Art behandelt, in 25 Jahren nicht so viel Auflagen erreicht hat, als das Chamberlainsche Machwerk trotz doppelten Preises in drei Jahren.

nächsten Verwandten der Inder, möglicherweise ist ihre Trennung erst in historischer Zeit erfolgt. Leider liegt die indische und altpersische Tradition so im argen, dass die Hypothesen einen grossen Raum einnehmen. Es ist nun interessant, wie grundverschieden derselbe Stamm sich unter verschiedenen Bedingungen entwickelt hat⁷⁶⁾. Die üppige Natur Indiens fehlt und mit ihr die Phantasie und die Schwäche des Willens. Die iranische Hochebene war die Wiege eines der grössten Weltreiche. Die Naturverhältnisse Irans zeigen einen scharf ausgeprägten Dualismus, der Kontrast zwischen Sommer und Winter, Tag und Nacht, wüster und fruchtbarer Natur ist grösser als irgendwo. Die Bewältigung der feindlichen Naturmächte ist eine Existenzbedingung. Dies erklärt den Charakter der altpersischen Religion, den eigenartigen Dualismus zwischen Ahuramazda, der die gute Natur und Ahriman, der die üblen Dinge, schlechtes Land und Klima, giftige Insekten, böse Lüste u. s. w. geschaffen hat⁷⁶⁾. Im Gegensatz zu Indien trägt die persische Religion einen nüchternen, aber dabei von gesundem ethischen Streben zeugenden Typus. Von allen arischen Völkern ist dies dem ethischen Monotheismus am nächsten gekommen, was durch die politische Entwicklung leicht erklärt wird (vergleiche oben). Ahuramazda ist der oberste Götterkönig, Heiligkeit, Reinheit, Gerechtigkeit sind sein Wesen. Er liegt im steten Kampf mit dem bösen Prinzip Ahriman und es ist die höchste Pflicht seiner treuen Anhänger, ihn darin zu unterstützen, heilige und gerechte Gesinnung und die Vollbringung von Kulturwerken (Vertilgung böser Tiere, Landbau u. s. w.) zu fördern. Die Würde der Frau, das Ansehen der Arbeit, die Kinderzeugung, das Eigentum werden höher gestellt als bei den Indern. Aber auch die Tugenden der Demut, Wohltätigkeit und Barmherzigkeit (nur gegen Glaubensgenossen) werden gepriesen. Freilich finden sich, wie in jeder orientalischen Religion, ein ungemein kompliziertes Ritual⁷⁷⁾

⁷⁶⁾ Wir folgen im nachstehenden hauptsächlich Edward Lehmann und Otto Pfeleiderer.

⁷⁶⁾ Aehnlich ist in Aegypten der Gegensatz zwischen dem Wüsten-gott Set und dem segenspendenden Râ.

⁷⁷⁾ „Das Gesetz über religiös Unreines und über die Zeremonien seiner Beseitigung ist im Avesta ebenso oder noch peinlicher ins kleinste Detail ausgeführt, wie in Indien oder im Judentum.“ „Sehen wir auf die

und starke priesterliche Vorrechte, aber bei jenem sind doch die ethischen Grundlagen nicht zu übersehen und die Priester spielen eine viel würdigere Rolle als die Brahmanen. Die Opfergabenbettelei der Veden teilt und die Götter sind überhaupt weniger vom Opfer abhängig. Die Moral betont die sozialen Pflichten und erinnert stark an die des alten Testaments, z. B. in der Wertung der Kindespflicht: „Das Kind ist den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig. Antwortet er seinem Vater oder seiner Mutter dreimal ohne zu gehorchen, so ist es des Todes schuldig.“ Die indische Moral weiss viel weniger von Kindespflicht und Elternliebe⁷⁹⁾. Auch das Preisen des Fleisses und der Arbeitsamkeit findet dort kein Gegenstück.

Sehr bemerkenswert ist der eigentümliche Gegensatz zwischen iranischen und indischen Religionsbezeichnungen. Der Name der indischen Götter (Daevas) ist in Iran zur Bezeichnung der Dämonen geworden, Indra erscheint als „Dämon der Dämonen“, wie in der Veda als „Gott der Götter“. Andererseits ist der iranische Gottesname Ahura — in der älteren vedischen Religion noch ein Ehrenname der hohen Götter, besonders Varunas, — in den späteren vedischen Teilen zum Namen der widergöttlichen Wesen (asuras) geworden. Derselbe Parallelismus kehrt auch in anderen Bezeichnungen wieder⁷⁹⁾.

Es ist nun höchstwahrscheinlich, dass bei der Sesshaftwerdung eines Teiles der Iranier eine religiöse Reform sich vollzog. Die nomadischen Raubfürsten behielten die naturalistischen Gewaltgötter, Indra an der Spitze, bei, während die friedlichen Bauern sich die Herrschaft des Rechtsgottes Ahuramazda wählten, dessen Stellvertreter auf Erden ihnen

Form, die sie (die Zarathustra-Religion) in dem eben besprochenen Ritualgesetz angenommen hat, so könnten wir sie nur in gleiche Linie mit dem pharisäischen oder talmudischen Judentum stellen: ein kleinlicher und harter Formalismus, der, jedes religiösen Schwunges bar, seine albern und rohen Satzungen gleichwohl auf direkte göttliche Offenbarung zurückzuführen wagt u. s. w. Vergleiche Pfeleiderer S. 168, 169 auch Orelli a. a. O. S. 558. Selbst kleine Verstösse gegen rituelle Vorschriften werden höchst grausam mit Köpfen, Pfählen, Schinden u. s. w. bestraft.

⁷⁹⁾ Oft wird in der indischen Literatur betont, dass der Lehrer über den Eltern stehe, denn diese hätten nur den Leib, jener den Geist gebildet.

⁷⁹⁾ Pfeleiderer, S. 156.

seinen königlichen Schutz gegen die Nomaden gewährte und die alten Götter, die dem Feind halfen, zu Dämonen stempelten. In Iran führt der Volkskönig Vishtaspa und der Priester Zarathustra den Sieg des Rechtes über die Gewalt auf Erden und im Himmel herbei, in Indien fehlten solche Männer zur kritischen Zeit, um den Sieg Indras über Varuna zu verhindern.

IV.

Chamberlain stellt die Theorie auf, dass der Religion als „innerer Erfahrung“ des Ariers die Religion der „äusseren Erfahrung“ des Semiten gegenüber steht. Diese geistreich klingende Entgegensetzung ist aber ganz unbrauchbar. Religion ist ein viel zu kompliziertes Gebilde, als dass zwei Etiketten ausreichen würden, sie zu bestimmen. Man kann fast behaupten, dass das ganze Seelenleben des ursprünglichen Menschen, das sich über die Triebbefriedigung erhebt, Religion sei, freilich nicht im Chamberlainschen Sinn. Alle Affekte zwischen den beiden Polen der Furcht und Liebe auf ein Ausser- oder Uebermenschliches gerichtet, bilden in mannigfacher Mischung die Grundlage des religiösen Gefühls, wobei freilich selbst heute noch der weitaus grösste Teil der Menschheit der Furcht weit näher steht. Die Auffassung der Religion als „innerer Erfahrung der frommen Seele“ bildet die berühmte Tat Schleiermachers, den Chamberlain merkwürdigerweise ganz ignoriert⁶⁹⁾, wie er dies überhaupt gegen seine Vorgänger zu tun liebt. Dass aber diese fromme Seele durch zahlreiche äussere Erfahrungen erst geworden ist, fällt der Religionswissenschaft nicht ein zu leugnen. Freilich mag schon in der furchtgetränkten Scheu, mit der der Naturmensch die klugen Augen seines Schlangenfetisch betrachtet, etwas wie innere Erfahrung liegen; aber selbst Jesus beruft sich oft genug auf das Gesetz und auch der von jeder historischen Religion Gelöste, der nur aus dem Streben seines eigenen Herzens den Glauben an die fortschreitende Menschheit schöpft, bedarf doch der Unterstützung durch die „äussere Erfahrung“ der Weltgeschichte. Die äussere Erfahrung ist die grosse Erzieherin der inneren.

⁶⁹⁾ Nach dem Index wird er nur einmal (S. 875) ganz im Vorübergehen zitiert.

Wenn aber die Einteilung Chamberlains falsch ist, so sind es seine historische Belege noch viel mehr. Es ist unmöglich, dass ein in der Religionsgeschichte auch nur oberflächlich Bewandter solche Behauptungen im ehrlichen Glauben aufstellt: „In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es zu irgend einer Zeit Götzendienst (Chamberlains Ausdruck für Fetischismus d. V.) gegeben“, Bilderanbetung habe nie existiert, nie seien die arischen Götter Weltschöpfer, der Monotheismus werde schon seit den ältesten Zeiten von den Indoeuropäern geahnt u. s. w. (vergleiche S. 230, 397 u. s. f.). Die Wissenschaft hat vielmehr mit absoluter Gewissheit festgestellt, dass die primitiven Formen der Religion, Fetischismus, Totemismus, Ahnenkult bei Ariern und Semiten und überhaupt bei allen Völkern der Welt sich in gleicher Weise, oft mit überraschender Aehnlichkeit vorfinden. Wie es heute noch in Indien damit bestellt ist, haben wir ja gesehen.

Ebenso verhält es sich mit der Chamberlainschen Auffassung, die indoarischen Götter seien nur freundliche und gütige Symbole für das göttliche Eine, deren Bilder die Seele mit der lebendigen Vorstellung höherer Wesen füllen sollten. Das passt zum Beispiel wunderbar auf den grossen Shiva, den die orthodox-brahmanische Sekte der Shivaiten als höchsten Gott verehrt und der an die Stelle des alten Rudra getreten ist. Schon der Atharaveda beschreibt diesen: „blauschwarz ist sein Bauch, rot sein Rücken“ —, nach der Umwandlung bemächtigte sich eine wüste Phantasie der Gestalt¹¹⁾. Um seinen Nacken sieht man Totenschädel baumeln, er hat drei Augen im Gesicht und je 1000 Köpfe, Arme, Beine u. s. w. Seine Verehrung war später mit den rohesten Ausschweifungen verbunden¹²⁾. Der Religionshistoriker betrachtet solche Erscheinungen ganz gelassen; über die bildliche Form, die in unkultivierten und überkultivierten Gehirnen die Idee der zerstörenden Naturkraft angenommen hat, zu moralisieren, wäre abgeschmackt, aber falsche Verhimmelungen von tief

¹¹⁾ Vergleiche E. Hardy, *Indische Religionsgeschichte*, 1898, S. 89.

¹²⁾ Vergleiche Hardy a. a. O., S. 117.

unter unserer Stufe stehenden Kulturerscheinungen brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen.

Ebenso unwissenschaftlich sind aber die übrigen Belege dieses Schriftstellers. An vielen Orten mag übrigens seine soziologische Ignoranz als mildernder Umstand gelten. Überaus komisch ist z. B. die Behauptung, „der Götterglaube Homers sei die erhabenste und geläuterste Erscheinung griechischer Religion“, das Spätere aber Verfall! Diese homerischen Götter voll List und Trug, Gewalttätigkeit und recht losen geschlechtlichen Sitten hält Chamberlain für die Gestalten des Volksglaubens, obwohl in Büchern, die er selbst zitiert, mit Sicherheit nachgewiesen wird, dass sie der primitiven Aristokratie jener Zeit angehören, deren Lebensführung sie widerspiegeln⁸³⁾, während die viel ernstere Volksreligion erst bei Hesiod zum Ausdruck kommt. Überhaupt nimmt Chamberlain aus Büchern immer nur das, was ihm passt, so zitiert er triumphierend Robertson Smiths grundlegendes Werk, worin nachgewiesen werde, dass der gerühmte semitische Monotheismus nur ein politisches Ergebnis sei; dass aber an derselben Stelle auch der Zusammenhang zwischen dem arischen Polytheismus und der sozialpolitischen Struktur gezeigt wird, findet er gut zu verschweigen, obwohl doch die Ehre der arischen Religiosität dadurch nicht berührt werden dürfte.

Die Religion der Semiten im allgemeinen und der Juden im besonderen ist nach Chamberlain religiöser Materialismus, was ihm gleichbedeutend ist mit Werkheiligkeits, Fehlen frommer Gesinnung, Abhängigmachung der Gottesverehrung von irdischem Lohn oder Bedingtheit derselben durch Furcht vor Strafe, Fehlen der Idee der Gnade und Erlösung (als inneres Erlebnis) u. s. w.

Für einzelne Stufen der jüdischen Entwicklung stimmt das gewiss, aber es heisst grosse Voreingenommenheit besitzen, wenn man die Tatsache übersieht, dass einerseits der Judentum weit über diese Etappe hinausgekommen ist, andererseits alle diese Dinge bei allen arischen Völkern sich oft sogar in

⁸³⁾ Die zahlreichen Liebesabenteuer der Griechengötter verdanken übrigens hauptsächlich der Eitelkeit der Adelfamilien ihre Entstehung, die, wenn nicht in „legitimer“, so doch wenigstens in „illegitimer“ Weise von Göttern abstammen wollten.

viel schärferer Ausprägung vorhanden. Nirgends finden wir in der Bibel solche entwürdigende Betteleien und sogar Drohungen des irdischen Reichtums wegen gegenüber der Gottheit wie in der Veda, nirgends fasst das alte Testament Jahwe in so roh materialistischer Weise vom Opfer abhängig, wie der Brahmane seinen rauschfrohen Indra. Die leere Geschwätzigkeit, der öde Ritualismus und das Fehlen der Frömmigkeit bei den Brahmanen erregte den gerechten Spott der Buddhisten und selbst vereinzelter vedischer Stellen, von Demut war bei den stolzen Brahmanen, die sich ihrer Heiligkeit bewusst über die Götter stellten, wenig zu finden.

Auf der ganzen Welt sei Religion eine idealistische Regung, sagt Chamberlain auf S. 400, einzig bei den Semiten sei sie krasser Materialismus, verfolge sie durchaus praktische Zwecke, vor allem „Herrschaft und Besitz“ in dieser Welt und Wohlergehen in der jenseitigen. Dazu einige illustrative Bibelstellen^{*)}, Psalm. 42: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?“ Psalm 73: Der Sänger verwirft die Rede des „Pöbels“, der da sagt „Siehe das sind die Gottlosen, die sind glücklich in der Welt und werden reich. Soll es denn umsonst sein, dass mein Herz unsträflich lebet und ich meine Hände in Unschuld wasche?“ sein Bekenntnis lautet: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ — Sprüche 30, 7—8: „Zweierlei bitte ich von dir, die wollest du mir nicht weigern, ehe denn ich sterbe: Abgötterei und Lügen lass ferne von mir sein; Armut und Reichtum gib mir nicht; lass mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahin nehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes

^{*)} Wir zitieren absichtlich nur Stellen aus nachexilischer, späterer Zeit, in der nach Chamberlain die frischen Triebe des Prophetenglaubens schon in härtestem Formalismus und Materialismus erstarrt wären.

vergreifen“⁸⁵⁾ Es muss geradezu wundernehmen, wie wenig begehrlche Stellen aus alter Zeit in den Bibeltext gerettet wurden. Es wird wohl als lehrhaftes Beispiel angeführt, dass Gott den Gerechten auch mit irdischen Gütern lohnt, ja es wird sogar erwartet, dass Gott als Bestätigung seiner Zufriedenheit mit rechtem Wandel den Frommen segnet, aber höchst selten finden sich in den späteren Teilen direkte Bitten um Belohnung oder gar Forderungen, wie etwa das vedische: Lege hin für mich, ich lege hin für dich. In den ganzen Psalmen ist mir nur die Stelle 144, 13—14, aufgefallen, wo aber Gottes Segen auch nur als Folge rechter Gesinnung hingestellt wird.

Ebensowenig kann wohl die Jenseitshoffnung viel ausgemacht haben, da Chamberlain selbst ausführt, dass das alte Testament kein Jenseits in unserem Sinne kennt.

Die Vorstellung der Hölle nennt Chamberlain den „eigentlichen Schandfleck der kirchlichen Lehre“, sie sowohl als die Gestalt des Teufels sollen jüdische Erfindungen sein, denen das arische Bewusstsein heftig widerstrebt. Nun kennt das biblische Judentum überhaupt keine Vergeltung im Jenseits, die Guten und Bösen kommen ohne Unterschied in den Scheol, der ganz nach Art des griechischen Hades vorgestellt wird. Von Lohn und Strafe ist keine Rede. Die grosse Menge des Volkes hat wohl immer die Vergeltung im Diesseits erwartet, die in älterer Zeit noch auf das ganze Volk Israel, nicht auf den Einzelnen bezogen wurde. Freilich blieb das Problem: Wie kommt es, dass der Gute leidet und der Böse blüht? Die Propheten haben das Leiden auf Erden als pädagogisches Mittel Gottes betrachtet, als Strafe und Prüfung mit dem Ziel der Läuterung. Das Judentum hat, besonders nachdem der Unsterblichkeitsglaube schon begründet war, geradezu Enthusiasmus für das Leiden entwickelt. Im Talmud heisst es, dass, wer 40 Tage ohne Leiden bleibe, an seiner Seligkeit verzweifeln solle, da Gott ihn offenbar der Läuterung für unwert halte⁸⁶⁾. Erst in vorchristlicher Zeit finden wir unklare Ansätze zu einem Vergeltungsglauben mit Aussicht

⁸⁵⁾ Solcher Stellen lassen sich viele anführen, man lese nur noch die eine 1. Könige 3, 9—12 (Salomos Gebet).

⁸⁶⁾ Ferdinand Weber, Jüdische Theologie, 2. Auflage, 1897, S. 322.

ins Jenseits, die Gerechten werden auferstehen, die Ungerechten aber tot bleiben. Die Pharisäer vertraten die Unsterblichkeit gegen die Sadduzäer und siegten über diese. Die Evangelien aber beweisen, wie wenig noch die Entwicklung im Judentum zu einem Abschluss gediehen war. Erst der Talmud kennt einen Himmel, der bald rein geistig, bald mehr materiell gedacht wird und eine Hölle (Gehinnom) für die Bösen, die dort zwölf Monate gepeinigt werden (sechs Monate durch Hitze, sechs Monate durch Kälte, sagen die Talmudweisen), worauf ihre gänzliche Vernichtung erfolgt. Jedenfalls eine barmherzigere Vorstellung, als die des katholischen Dogmas, das heute noch — unter Androhung der Hölle — dem Gläubigen an die Ewigkeit der Qualen im Höllenfeuer zu glauben befiehlt.

Hölle und Himmel fehlen aber auch im entwickelten Glauben der Inder keineswegs und werden recht materiell vorgestellt⁸⁷⁾. Hardy schreibt: „Bezeichnend für diese Epoche ist die Wollust im Ausmalen der Höllenstrafen. Er genügt eine Hölle nicht mehr, man erdenkt deren mehrere und stattet sie auf die raffinierteste Weise mit Marterwerkzeugen aus, wofern man nicht in der „Hölle auf Erden“, einem neuen Dasein in niederen Existenzen (Würmern und dergleichen), die Bösen noch besser quälen zu können hofft.“ Der Seelenwanderungsglaube der Inder ist ja tatsächlich eine recht rohe Form des Vergeltungsglaubens und dazu noch eine, die der Entwicklung tätiger Sittlichkeit nicht günstig ist⁸⁸⁾.

„Die starke Betonung der „Gerechtigkeit“ im weltlichen Sinne des Wortes, d. h. also des gesetzmässigen und moralischen Handelns und der Werkheiligkeits im Gegensatz zu jedem Versuch innerer Umwandlung und zur Erlösung durch meta-

⁸⁷⁾ Hardy a. a. O., S. 96.

⁸⁸⁾ Die Vergeltung im Jenseits kann doch wenigstens in geistiger Weise vorgestellt werden, als Lohn Anschauung Gottes, als Strafe Entziehung dieses geistigen Genusses. Die bedeutendsten Kirchenlehrer haben selbst die Höllenstrafen geistig erklärt als Behinderung der Seele an freier Bewegung (Thomas Aquinas) u. s. w. — Wenn aber Lohn und Strafe nur als eine höhere oder niedere Wiedergeburt, also in irdisch-materieller Weise in Aussicht stehen, muss die Sehnsucht nach Ruhe, nach Erlösung von dem ewigen Rade der Wiedergeburt erwachen, die man durch Aufgabe jedes Strebens — ob gut oder böse — zu erreichen hoffte.

physische Einsicht oder durch göttliche Gnade“, sind in Chamberlains eigener Zusammenfassung weitere Erscheinungen, die überall, wo semitisches Blut oder semitische Ideen (also nicht nur jüdische! d. V.) eingedrungen sind, sich vorfinden. Dann müssen die arischesten der Arier, die vedischen Brahmanen und die alten Iranier, recht viel semitisches Blut aufgenommen haben, nach dem, was wir über ihren Formalismus und Ritualismus gehört haben⁸⁹⁾. Es ist dies eben ein ganz natürliches Entwicklungsstadium jeder Religion. Dass aber die angeblich indogermanische Betonung der Gesinnung und der Erleuchtung durch Gnade dem Judentum nicht fremd geblieben sind, bezeugen zahlreiche Bibelstellen. Unaufhörlich mahnen die Propheten, dass Gott nicht auf die Opfer sehe, sondern auf das Herz, auf die Gesinnung des Menschen; nicht Ochsen und Schafe, sondern Liebeswerke (die mit denen der Bergpredigt übereinstimmend aufgezählt werden) erfreuen ihn, nicht schwere Busse, sondern Sinnesänderung und Reue verschaffe seine Gnade, die Werke sollen aber nicht öffentlich vor den Augen der Menschen, sondern im geheimen vollbracht werden. Und nicht nur die Propheten, auch viele Stellen der nachexilischen Literatur wiederholen diese Gedanken in mannigfacher Weise, besonders die Psalmen⁹⁰⁾. Im gänzlichen Gegensatz zu Chamberlains Behauptung fehlt auch die Erkenntnis menschlicher Schwäche und der Notwendigkeit der inneren Umwandlung durch Gnade keineswegs. Der 130. Psalm fragt: So du willst Sünde zu rechnen, Herr, wer wird bestehen? Die Antwort lautet: Vor Gott ist kein Lebendiger gerecht (Psalm 143, 2; Hiob 14, 4; 15, 14; 25, 5—6; Sprüche 20, 9). Aber Gott richtet nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Barmherzigkeit⁹¹⁾. Als höchste

⁸⁹⁾ Die Sprache der Avesta kennt überhaupt keinen Unterschied zwischen Gesetz und Religion. Beides = daēna (Gesetz). — Besonders gross ist die Werkhelligkeit und der Formalismus in der altrömischen Religion, die mit grösster Nüchternheit ausschliesslich ein Geschäftsverhältnis mit den Göttern darstellt. Immerhin hat das disziplinierte soziale Leben der römischen Bauernsoldaten eine vom moralischen Standpunkt viel ehrenwertere Götterwelt hervorgebracht als die Griechen.

⁹⁰⁾ Vergleiche z. B. Jesaias 1, 11—18; 29, 13; 33, 15; 58, 2—7; 66, 3; Hesekeil 18, 22 ff.; 33, 11; Hosea 6, 6; Joel 2, 12—13; Micha 6, 7—8; Amos 5, 21—24; Psalmen 4, 6—7; 40, 7—9; 50, 8—13, 23; 51, 18—19; 69, 32 ff. 141, 2 und viele andere.

Gnade aber verheißt er seinen Kindern ein neues Herz und einen neuen Geist, (Hesekiel 11, 19 und 32, 26), seinen heiligen Geist, wie der 51. Psalm (Vers 12, 13) sagt. Nirgends finden wir in der Bibel mehr die Vorstellung von der Zauberkraft gewisser Formeln und Handlungen ohne gleichzeitige gottgefällige Gesinnung, ja es kommen bedeutungsvolle Stimmen vor, die das Opfer überhaupt anzweifeln und seine Abschaffung ahnen lassen. Im talmudischen Judentum findet zwar eine Rückbildung zur neuerlichen Betonung der Werkgerechtigkeit statt, der Formalismus wächst ins Ungeheure. Gleichzeitig aber wird der Gedanke aufs nachdrücklichste hervorgehoben, dass allen Geboten nur insoweit Bedeutung zukommt, als sie dem Gehorsam Israels als Prüfstein und Erquickung dienen, also eine ethische Motivierung von nicht zu unterschätzender Bedeutung⁹¹⁾. Stets wird überdies den ethischen Geboten vor den rein rituellen der Vorrang eingeräumt⁹²⁾. Chamberlain illustriert die Gesetzesknecht-

⁹¹⁾ Nach dem Talmud betet Gott täglich: Es sei der Wille bei mir, dass meine Barmherzigkeit meinen Zorn überwinde und meine Barmherzigkeit alle meine Eigenschaften umhülle, dass ich mit meinen Kindern verfare nach Barmherzigkeit und ihnen nicht begegne nach dem strengen Recht (Weber, a. a. O., S. 159).

⁹²⁾ Vergleiche Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 189, 225. Herr Dr. Heinrich Cohn ist so freundlich, mich auf folgende schamlose Fälschung aufmerksam zu machen: Seite 455 der „Grundlagen“ heisst es: „Der Talmud sagt: Wie aus der Uebertretung des Gesetzes deine Zertretung erfolgt, so wird Gehorsam gegen das Gebot dadurch belohnt, dass du selber gebieten wirst.“ (Aboth IV, 5 nach Montefiore.) Dagegen schreibt in Wirklichkeit Montefiore: „Grade das Zeremonialgesetz wurde um seiner selbst willen und aus Liebe zu Gott befolgt. Nackte zu kleiden, Hungrige zu nähren, hat seinen Zweck zum Teil im Erfolg; aber den Sabbath-Segen zu sprechen, die Gebotenen anzulegen, das Haus vor Ostern von Gesäuertem zu reinigen, birgt Ziel und Genugtuung nur in der Ausführung der Akte selbst. Man fühlte einen geistigen Segen in der Ausführung eines göttlichen Befehls, religiöses Entzücken bei der Beobachtung der scheinbar lächerlichsten Gebräuche. Das Gesetz brachte den Himmel auf die Erde, und brachte die Gegenwart Gottes der Seele zum Bewusstsein. Die Fülle religiöser Befehle ist das hohe Privilegium Israels. Wie der Lohn der Sünde Sünde ist, so ist der Lohn des Gebots das Gebot.“ (Aboth IV, 5. Ausg. Taylor). — Nach Rabbi Eleasar besteht die wahre Glückseligkeit des Mannes, der Gott für seine Befehle freudig dankt, darin, dass er an ihrer Ausführung Freude empfindet, aber dass er keine Belohnung erwartet, weder in dieser Welt, noch im Jenseits.

schaft des Judentums mit der bekannten Tatsache der 613 Gebote und Verbote, die das Tun Israels in der Bibel regeln. Ein hervorragender talmudischer Gelehrter, Rabbi Simlai, lehrte hierüber: „613 Gesetze (Gebote und Verbote) sind im mosaischen Gesetzbuch enthalten; da kam David und brachte sie auf elf (die im 15. Psalm enthaltenen, die angeführt und erläutert werden; dann kam Jesaias und stellte sie auf sechs (Jesaias 33, 15), „wer da wandelt in Gerechtigkeit und Wahrheit spricht, wer Gewinn durch Übervorteilung verschmäht, wessen Hand sich weigert, Bestechung zu nehmen, wer sein Ohr verstopft, nicht zu hören den Blutratt und seine Augen schliesst, nicht zu schauen das Böse“, — dann kam Micha und reduzierte sie auf drei (Micha 6, 8): „Es ist dir verkündet Mensch, was gut ist, und was Gott von dir verlangt: nur Rechttun, liebevolles Wohlwollen und demütigen Wandel vor deinem Gott“, — wiederum Jesaias auf zwei (Jesaias 56, 1: „Haltet auf Recht und übet Gerechtigkeit“) und Amos und Habakuk (Amos 5, 3: „Suchet mich und lebet“; Habakuk 2, 4: „Der Fromme lebt in seiner Treue“) und stellten sie auf eins. Das Hochbedeutsame in dieser Zurückführung der biblischen Lehren auf wenige Grundsätze ist nun, dass diese ohne Ausnahme rein ethischer Natur sind und gar kein Hinweis auf das bloss Rituelle sich findet. Der ethische Grundzug der jüdischen Glaubenslehre kann nicht deutlicher hervortreten.

Nun behauptet aber Chamberlain, die jüdische Ethik sei rein äusserlich. „Die sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind Gesetze, die unter bestimmten Bedingungen an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können (234). Daher ist dem Juden „der heidnische Begriff der Sittlichkeit und Heiligkeit fremd“ (239). Nun stellt die Bibel allerdings kein System der Ethik auf, dies würde ja ihrem Wesen widersprechen. Die Moral wird kasuistisch entwickelt, wie überall. Trotzdem ist

⁹³⁾ Nach einer Talmudstelle wird Gott beim jüngsten Gericht die Heiden nur daraufhin prüfen, ob sie die sieben noachidischen Gebote, die reine Sittenregeln sind, gehalten haben und ihnen, da sie dies nicht nachweisen können, noch einmal eine leichte Gehorsamsprobe aufgeben, die sie aber wiederum nicht bestehen.

Chamberlains Behauptung unbegründet. An unzähligen Stellen heisst es, dass Gott das Gute liebt und das Böse hasst, womit die Selbständigkeit dieser Begriffe ausgesprochen wird. In der vorchristlichen Zeit findet sich eine eigentümliche Entwicklung des Begriffes „Weisheit“. Ursprünglich bedeutet dieses Wort nicht mehr als „Lebensklugheit“⁹⁴⁾, die Kunst, glücklich zu werden. Später nimmt es eine immer ausgesprochenere religiös-ethische Färbung an. Es gewinnt die Bedeutung „individuell angewandter Religion“, und zwar auf Grundlage der allen Völkern gemeinsamen religiösen Moral. Dann wird die Weisheit als Ausfluss Gottes hingestellt und geradezu mit seinem sittlichen Wesen identifiziert. Diese Weisheit, wie sie in der durch allegorische Deutung dem modernen Bewusstsein versöhnten Thora ausgedrückt ist, wird dann sogar über Gott gestellt. Anfangs zwar habe Gott die Thora geschaffen, noch vor der Welterschöpfung, bezüglich derer er sich mit ihr beriet. Sie wird als ein Stück seines Wesens, als „Tochter Gottes“ hingestellt, dessen Änderung natürlich nicht seiner Willkür unterliegt. Ja, schliesslich befolgt Gott selbst die Thora bis ins kleinste, studiert drei Stunden täglich in ihr, und was dergleichen phantastische Ausschmückungen mehr sind⁹⁵⁾. Die Gebote aber, die nicht direkt Forderungen der Sittlichkeit sind, dienen doch sittlichen Zwecken, nämlich der Selbstzucht des Menschen.

Die ganze ethische Richtung des Gesetzes und seine schliessliche Vergötterung machen es möglich, die Brücke zu unserer modernen, auf Kant fussenden Moralanschauung zu schlagen. Die Heteronomie der von Gott gebotenen Moral verblasst vor der Tatsache, dass Gott nur das geoffenbart hat, was schon in ihm und uns als ein Teil unseres Wesens lag.

Schon im 5. Buch Moses (30, 11—14) wird dies kräftig und zweifelfrei ausgedrückt: „Das Gesetz, das ich dir heute gebiete, ist nicht entrückt, noch fern von dir. Es ist nicht im Himmel, dass du sagen möchtest, wer will für uns in den Himmel hinaufsteigen, dass er es uns hole und uns hören lasse, auf dass wir es tun. Es ist auch nicht

⁹⁴⁾ Vergleiche Smend, *Alttestamentliche Theologie*, 1898, S. 483—493.

⁹⁵⁾ Vergleiche Weber, a. a. O., S. 14 ff., S. 157 ff.

jenseits des Meeres, dass du sagen möchtest, wer will für uns über das Meer hinüberfahren u. s. w.“ „Sondern es ist das Wort dir sehr nahe in deinem Munde und in deinem Herzen, dass du es tuest.“ Das göttliche Gebot hat also hier den Charakter einer pädagogischen Weisung. Wie ein Vater seine Kinder über Recht und Unrecht belehrt und die Belehrung eventuell auch mit der Rute oder einer süßen Belohnung unterstützt, so hat das Sittengesetz der Thora Gott zum Weiser, aber nicht zum Schöpfer, so kann auch Lohn und Strafe die Selbständigkeit der moralischen Pflicht nicht antasten. Professor Lazarus hat in seiner „Ethik des Judentums“ auf Grund eines grossen Materials die Übereinstimmung der talmudischen und Kantischen Sittenlehre zu beweisen unternommen. Nun kann man bekanntlich aus dem Talmud jede Sache samt ihrem Gegenteil nachweisen. Wenn auch der Lohn nicht zur Bedingung der Sittlichkeit gemacht wird, so wird er doch vom gewöhnlichen Bewusstsein in der Regel erwartet, sei es selbst nur als Beweis der Zufriedenheit Gottes. Um diese wesentlichste Klippe, den offenen und ausdrücklichen Verzicht auf Lohn, die Ablehnung des Vergeltungsgedankens in jeder Form, ist das Judentum ebenso wenig herumgekommen, wie irgend eine religiöse Ethik. Aber die innerhalb einer solchen möglichen Ansätze zur Überwindung dieser Stufe hat Lazarus recht überzeugend nachgewiesen. Die ausschliessliche Richtung des jüdischen Geistes auf die soziale Moral hat wesentlich beigetragen, ihn von der Beschäftigung mit der Natur und metaphysischen Fragen, die daraus hervorgehen und einen so grossen Bestandteil der indischen Religion bilden, abzulenken. Die ganze Natur wird nicht objektiv als Selbstzweck, sondern, subjektiv, ethisch, auf die sittlichen Zwecke des Menschen bezogen aufgefasst. Immerfort werden die Tugenden der Tiere den Menschen als Vorbild hingestellt, Naturvorgänge als Symbole sozial-ethischer Beziehungen erklärt. Die ganze Natur scheint ein grosses Lehrbuch der Ethik zu sein.

Daraus erklärt sich leicht das Fehlen metaphysischer Spekulationen. „Wer über vier Punkte philosophiert: was über dem Himmel und was unter der Erde, was vor der Welt war und was nach der Welt sein dürfte, der wäre glücklicher,

nicht geboren worden zu sein“, sagt die Mischna. — Eine Rassenanlage ist es nicht, sondern ein weltgeschichtliches Erziehungsresultat.

Ein Hauptunterschied zwischen Indogermanen und Semiten soll nach Chamberlains oft und lebhaft wiederholter Behauptung in Sachen der Toleranz bestehen. Der Semite prinzipiell intolerant und fanatisch gegen jede freie Gedankenregung, der Arier von weitherzigster Duldsamkeit. Erklärt wird dies mit der engen Geistessphäre des Semiten, in der der Wille herrscht und zwar wie Chamberlain unbedenklich sagt, der egoistische Wille⁶⁶⁾. Zwar wird der gewöhnliche Verstand sofort verwundert auf die fanatische Intoleranz katholischer und protestantischer Indogermanen hinweisen, die Chamberlain selbst wiederholt hervorhebt. Aber Chamberlain hat die Antwort bereit, dass gerade diese Erscheinung auf semitischem Einfluss beruht, alle die Millionen von Menschenleben, die die Kirchen auf dem Gewissen haben, sind Opfer des alten Testaments und des jüdischen Geistes im Christentum⁶⁷⁾. Diese paradoxen

⁶⁶⁾ Chamberlain, S. 385, 406/7, 415.

⁶⁷⁾ Auch die Intoleranz der Spanier führt Chamberlain auf Beimischung semitischer (arabischer) Blutes zurück. Leider heben aber alle Geschichtswerke gerade die Toleranz der Araber gegenüber der Intoleranz und dem Fanatismus der Westgoten und Spanier hervor. (Vergleiche z. B. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien, 1865, Band II, S. 308, 309 oder jede beliebige Weltgeschichte.) — Es ist interessant, die wirklichen Gründe der spanischen Intoleranz in sozialen Verhältnissen zu finden. Bereits der Westgotenstaat war derart fanatisch, dass Felix Dahn meint, „nicht der ehemalige Kirchenstaat, höchstens der Staat der Jesuiten in Paraguay gewähre so völlig das Bild einer Priesterherrschaft“. In dem durch seine Gebirge partikularistisch gebauten Spanien entwickelte sich frühzeitig der Feudalismus und ein mächtiges Vasallentum, das ununterbrochen mit den Königen im Kampf lag. So blieb den Königen nichts übrig, als sich dadurch die Hilfe der Kirche zu sichern, dass sie sich in ihre gänzliche Knechtschaft begaben und fussfällig, unter Tränen die Gebote der Priester empfangen. Auch der politische Gegensatz der aryanischen Westgoten zu den katholischen Römern und später der Kampf gegen die Araber haben den religiösen Fanatismus gefördert. Schon König Kindila (636–640) hatte den bündigen Grundsatz aufgestellt: „in meinem Reiche darf niemand leben, der nicht katholisch ist“. So wurde das Volk durch Jahrhunderte zum Fanatismus gezüchtet, höchstwahrscheinlich kommt das Wort „bigott“ von „Visigoth“ (Westgote). — Wo findet man in der Geschichte semitischer Fanatismus, der dem dieses Germanenstaates

Sätze Chamberlains haben viel Widerhall gefunden, merkwürdigerweise auch in vielen Kreisen Glauben. Trotzdem sind sie geradezu Muster der Unfähigkeit dieses Autors zu sozialer und historischer Betrachtung.

Vor allem wird trotz der Weitschweifigkeit der Darstellung nicht klar, was Chamberlain eigentlich unter Toleranz und ihrem Gegenteil versteht. Einmal scheint es als ob der jüdische Rassenhochmut das Ziel seines Angriffes sei, ein anderes Mal wieder das angebliche Streben der Juden nach der Welt-herrschaft, die Gott ihnen als Lohn der Gesetzerfüllung verheissen habe, dann wieder ihre gänzliche Negation fremder Götter und Religionen u. s. w. Eine knappe historische Darlegung wird den Knäuel von Widersprüchen am sichersten entwirren. Der alte Naturgott Jahwe war überaus tolerant⁸⁹⁾, er duldete zahlreiche Götter neben sich, ausserhalb Israels hatte er überhaupt keine Kompetenz, dort herrschten die Götter der anderen Völker, denen auch der frömmste Israelit diente, wenn er ausser Landes ging. Salomo baut schon den Göttern der von ihm unterworfenen Völker Tempel, Ahab dem Gott der verbündeten Tyrier u. s. w., ein Zeichen zunehmenden Verkehrs, der sich auch auf die Götter erstreckte. Von Exklusivität ist keine Rede, dies beweisen die überaus zahlreichen Mischehen⁹⁰⁾ und die harmlose Art, in der mit Fremden

gleichkäme? (Vergleiche die genauen Belege bei Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Band I, 1881, S. 372, 386, 388, 394, 399, 501, 517.) Eine interessante Parallele bietet Tirol. Hier lag der Brennerpass, die Heerstrasse der deutschen Könige für ihre Italienfahrten. Unmöglich durfte der König dulden, dass Vasallen hier sich einnisteten, die mit einer Handvoll Leuten die Felsenspässe sperren und den König zwingen konnten. Aus diesem Grunde verliehen die deutschen Könige das Gebiet treuergebenen Bischöfen, die ja keine Dynastie gründen konnten. So wurde die geistliche Herrschaft über Tirol gebreitet und das Volk in die Pfaffenschule geschickt, bis es auf das spanische Niveau herabsank. — Beide Fälle zeigen recht deutlich die Unzulänglichkeit der Rassenerklärung gegenüber der Milieutheorie. Übrigens ist sowohl in Spanien, als in Tirol noch in Betracht zu ziehen, dass schon das blosse Leben in den einsamen weltabgeschiedenen Gebirgstälern mit ihren mannigfachen Gefahren Aberglauben und Bigotterie befördert.

⁸⁹⁾ Vergleiche zahlreiche Belege bei Smend, a. a. O., S. 155 ff. Stade, a. a. O., Band I, S. 508.

⁹⁰⁾ Chamberlain phantasiert, die Juden hüteten sich streng vor jeder Mischung mit Christen, wobei nichtjüdisches Blut in den Stamm geraten

verkehrt wird. Die Absperrung der Ägypter vor Fremden erregt das Staunen der Israeliten. Selbst Moses heiratet die Tochter eines midianitischen Priesters, der andere Götter verehrte und verkehrt mit ihm in freundschaftlichster Weise. Von Welt-herrschaft konnte natürlich bei einem Volk, dessen Horizont mit den Landesgrenzen zusammenfiel, nicht die Rede sein. Kurz, wir finden ein genaues Beispiel der Auffassung, die bei allen Völkern herrschte, die über die Stufe der Naturreligion nicht entschieden hinauskamen. Die Götter sind eben Natur-gestalten, mit denen sich zunächst jene abzufinden haben, die ihnen lokal oder durch Stammesverwandtschaft zunächst sind, der Gedanke der Propaganda wäre jenen Menschen unver-ständig gewesen. Was geht die anderen Völker unser Jahwe an, der auf seinem Berg sitzt und den Nachbarn fruchtbrin-genden Regen sendet oder manchmal mit dem Blitz drein-schlägt? Was war der Nil den Römern, ein römischer Wald-gott den Ägyptern oder den Bewohnern des baumlosen Mesopotamien? Die meisten Völker des Altertums sind über diesen Standpunkt nicht hinausgekommen, jede Stadt, ja jedes Geschlecht und jedes Haus hatte seine Götter, die der Fremde zu respektieren hatte, wogegen er die Verehrung seiner Götter als Privatsache ruhig betreiben konnte.

Dies ändert sich mit der Stufe der ethischen Religion, mit dem Gedanken, dass Gott oder die Götter sittliche Wesen sind, nicht Naturgewalten, deren Macht so weit reicht, wie das menschliche Sittengesetz.

Der Anhänger des ethischen Gottes fühlt sich selbst als ein Stück höherer Art, er blickt mitleidig oder verachtungsvoll auf den „Götzendiener“ herab, dessen niedere Moral den Launen seines „Götzen“ entspricht. Oft bildet auch der Gegensatz der sittlichen Anschauungen einen Gegensatz der Existenz-

würde, hätten aber nichts dagegen, durch ihre Weiber im „feindlichen Lager Fuss zu fassen“! Die Statistik zeigt uns jedoch, dass Juden Christinnen in grösserer Zahl heiraten, als Christen Jüdinnen. Man staunt über die überaus rasch fortschreitende Verschmelzung der Juden mit ihrer Umgebung überall, wo nicht legale oder soziale Hemmnisse entgegen- stehen. — Die Warnungen vor Mischehen im alten Testament reden natürlich nie von Rasse, vielmehr stets von der dadurch erzeugten Mög- lichkeit der Verführung zur Abgötterei.

bedingungen, der nur im Kampfe gelöst werden kann. Moral ist aggressiv.

In Indien war die Religion metaphysisch auf den höchsten Stufen, materialistisch — wie überall — auf den niederen, von aktiver Ethik finden wir auf beiden nicht viel, was uns die soziale Verfassung Indiens erklärt. Zwischen den zahlreichen Schulen und Sekten bestand genug Streit, Hass und Geringschätzung, aber doch wohl mehr persönlicher Art. Die Fragen um das Wesen des Seins und dergleichen, die den Gegenstand der indischen Spekulation ausmachten, sind keine solchen, die Fanatismus erwecken könnten. Die Behauptung Chamberlains von der Toleranz der indischen Religiosität könnte ebensogut auf das Verhältnis der Philosophenschulen in unserer Zeit angewandt werden, höchstens, dass Professor A den Professor X für einen Esel hält und umgekehrt. Intoleranz wird man dies kaum nennen. Die einzige Bewegung, die im grossen Masstab ethische Bedeutung besass, war der Buddhismus. Aber er lehrte nicht die soziale Auflehnung, sondern die Lösung von der Welt, sein Prinzip war der bestehenden Ordnung nicht feindlich. Trotzdem genügte die Geringschätzung, die er dem eitlen Brahmanentum entgegenbrachte, um dieses zu erbittern. Die gegenseitigen Schmähungen der Sekten bezeugen dies Gefühl. Die Ketzer kommen nicht in den Himmel. Das Manugesetz, das eine Reaktion der Brahmanenmacht gegen den Buddhismus darstellt, befiehlt, ketzerisches Volk aus der Stadt zu treiben¹⁰⁰⁾. Aber das Brahmanentum war viel zu zersplittert, um die jugendkräftige Bewegung, die auch oft die Fürstengunst erlangte, unterdrücken zu können. Der einzige mir bekannte Versuch einer gewaltsamen Bekämpfung ist der des Königs Pushpamitra, der, von den Brahmanen zur Unterdrückung des Buddhismus aufgehetzt, ein Kloster zerstörte, alle Insassen ermordete, auf das Haupt jedes Buddhisten hundert Goldstücke setzte und alle ihre Heiligen im Lande erschlagen liess¹⁰¹⁾. Ob die Verdrängung des Buddhismus aus Indien auf friedlichem Wege geschah, wissen wir infolge des Mangels an Geschichtsquellen nicht, doch ist es wahrscheinlich.

¹⁰⁰⁾ Oldenberg, a. a. O., S. 195, 198—200.

¹⁰¹⁾ Lassen, a. a. O., Band II, S. 363, 445.

Ein anderer Geist beseelt die persische Religion, aktive Sittlichkeit ist ihr höchstes Gebot. Ahuramazda hasst das Böse und seine Anhänger, ihre Bekämpfung ist heilige Pflicht. Zwischen der Moral der friedlichen Bauern und der der Indra verehrenden Nomaden, denen Gewalt über Recht ging, gab es einen Gegensatz, der nur durch Unterwerfung oder durch Schädeleinschlagen gelöst werden konnte. Toleranz liegt der kräftigen Religion der Friedens- und Rechtsordnung ganz ferne. „Lass den Erleuchteten allein sprechen zum Erleuchteten! Lass nicht den Unwissenden ferner uns täuschen! Lasst keinen Mann unter euch (der gläubigen Gemeinde) ein Ohr leihen dem Spruch oder Gesetz jenes Sünders oder Unwissenden, denn Haus und Hof und Gau und Provinz würde er dem Tod und Verderben überliefern, sondern greift zu den Waffen und schlägt sie nieder! (die Ungläubigen oder Indifferenten). Ihr Los soll in dem Dunkel sein und Fäulnis ihr Mahl u. s. w.¹⁰²⁾ Pfeleiderer fügt hinzu: „Es ist zu bemerken, dass Ahuramazdas Reich, weil es die sittliche Weltordnung ist, sich nicht auf die nationalen Grenzen der Iranier beschränkt, sondern auch fremde Volksangehörige unter seine Bekenner aufnimmt —“, wofür das Beispiel turanischer Stämme angeführt wird. Das Wesen der ethischen Religion erfordert also Intoleranz und Propaganda, wie die Naturreligion es geradezu ausschließt.

So sehen wir auch, dass gerade die besten römischen Kaiser die heftigsten Christenverfolger waren, der Gegensatz der moralischen und sozialen Prinzipien war nicht zu überwinden. Intolerant waren aber nicht die Cäsaren, die die Christen den Bestien vorwarfen, um nicht den Bestand des Staates dem Zorn der Götter auszusetzen und um die gefährlichen sozialen Lehren¹⁰³⁾ zu unterdrücken, sondern die Christen

¹⁰²⁾ Yasna, 31, 17, 22 zitiert nach Pfeleiderer, a. a. O., S. 164. Man erinnere sich der fanatischen Intoleranz und barbarischen Grausamkeit der Perser gegen das Christentum (Lehmann, S. 208/9). Sollten die arischen Iranier auch jüdisch infiziert worden sein? — Auch im Islam sind die Perser fanatischer als die Araber und Türken.

¹⁰³⁾ Vergleiche Brentano, Die wirtschaftlichen Lehren des christlichen Altertums. (Sitzungsberichte der königlich bayrischen Akademie, phil. hist., Klasse 1902. Heft 2. S. 141 ff. und Gibbon, History of the decline and fall [passim].)

waren es und mit vollem Recht. Ohne die Intoleranz des sittlichen Fortschritts wäre die Welt nicht zu verbessern. —

Von dieser notwendigen Intoleranz der ethischen Religionen, die gerade oft aus Menschenliebe dem anderen die eigene bessere Art aufzudrängen sucht¹⁰⁴⁾, ist jene Intoleranz zu unterscheiden, die sich auch in naturalistischen Religionen findet, die auf die Abwehr beschränkt bleibt und aus Furcht vor der Rache beleidigter Götter entspringt. Niemals hätte der Athener daran gedacht, einem Korinther oder Perser seine Götter oder seinen Kult aufzudrängen. Wehe aber, wenn etwa ein Philosoph Dinge lehrte, die die heimischen Götter verletzen oder gar ihre Existenz verneinten. Der Vorwurf der Asebeia (Gottlosigkeit) war tödlich. Das humane Athen hat nicht nur Sokrates zum Giftbecher verdammt, kaum ein freier und offener Denker entging der bigotten Verfolgungssucht ohne Gefahr. Scheichl¹⁰⁵⁾ schildert in einer sorgfältigen Spezialstudie die Religionsprozesse und Verfolgungen gegen Aeschylus, Phidias, Damon, Anaxagoras, Aspasia, Perikles, Sokrates, Diogenes von Apollonia, Euripides, Alkibiades, Andokides, Diagoras von Melos, Protagoras, Prodikos von Keos, Aristoteles, Theophrast, Theodoros, Stilpon, Phormios, Demades, Aristarch, Archias, Leokrates und einige andere. Manchmal lag der Intoleranz auch hier ein sozial-ethisches Motiv zu Grunde, das Vorgehen richtete sich gegen gemeinschädliche Gesellschaftslehren, unzüchtige Kulte u. dgl. Meist aber war nur die Angst vor der Götterrache das treibende Moment. Nicht die Verehrung fremder Götter, wie bei schon ethisiertem Religionsleben, bloss die Vernachlässigung oder Antastung der eigenen, gab Grund zur Verfolgung. Dabei war alles freie Denken ebenso verdächtig und gefährlich, wie irgendwo auf streng katholischem Boden. Schon 433 v. Chr. beantragte der Pfaffe Diopieithes, dass die ungläubigen Philo-

¹⁰⁴⁾ Man erinnere sich, dass vornehmlich ein Wort Christi Anlass zum Bekehrungseifer mit Gewaltanwendung gegeben hat. Siehe Lukas 14, 23, wo der Gastgeber seinen Knechten sagt: „Nötige sie hereinzukommen.“ —

¹⁰⁵⁾ Scheichl, das Griechentum und die Duldung 1903. — Schon A. Lange hat neben anderen (z. B. Renan, Burckhardt u. s. w.) den religiösen Fanatismus der Griechen betont. Vgl. den Exkurs in Lange, Geschichte des Materialismus, 5. Aufl. 1896. Bnd. I. S. 4, 124—6.

sophen, die sich in ihren Gesprächen mit Himmelserscheinungen befassten, vor Gericht gezogen werden sollten. Anaxagoras wurde tatsächlich angeklagt, weil er lehrte, die Sonne sei eine glühende Steinmasse. Aristarch von Samos wurde angegriffen, weil er behauptete, Erde und Planeten bewegten sich um die Sonne und dadurch die Erdgöttin beleidigt worden sein sollte. Also ein buchstäblicher Vorläufer Galileis im „arischen“ Hellas! — Plato, den Chamberlain für eine der herrlichsten Verkörperungen des arischen Geistes hält, befasst sich im X. Buch der „Gesetze“ eingehend mit der Gottlosigkeit. Die Gottesleugner sollten alle vor Gericht gezogen werden und allen mindestens Gefängnisstrafe zuerkannt werden. Wer glaubt, dass die Götter sich um die Menschen nicht kümmern, soll fünf Jahre in einem Zuchthause in Gewahrsam gehalten werden. Bessert er sich während dieser Zeit nicht, so ist er mit dem Tode zu bestrafen. Diejenigen, die für ihren Unglauben noch Propaganda machen, werden lebenslänglich eingekerkert, ihre Leichen unbeerdigt aus dem Lande geschafft. Wer sie dennoch beerdigt, ist auch der Gottlosigkeit schuldig. Niemand darf ein Privatheiligtum in seinem Hause halten. Wer andere Götterdienste feiert, als die öffentlich anerkannten, verfällt einer angemessenen Strafe. Wer dies nicht aus Unwissenheit, sondern aus Bosheit tut, um gegen die Götter zu freveln, soll mit dem Tode bestraft werden. Scheichl fügt hinzu: „Erinnern diese Äusserungen nicht geradezu an die schärfsten Bestimmungen der Ketzerrichter des Mittelalters? Mit Bedauern muss man sagen, dass Platon den Totengräbern freien Denkens die wirksamsten Waffen geliefert hat. Er steht da Seite an Seite mit den Verfassern des jüdischen Buches Deuteronomion.“

Eine bemerkenswerte Tatsache in der Geschichte religiöser Duldung ist die Entstehung von Weltreichen. Alle grossen Eroberer sahen sich genötigt, durch Duldung fremder Kulte die Unterworfenen zu versöhnen und wenn möglich sogar der eigenen Herrschaft durch diese eine religiöse Weihe zu verschaffen, die die Hilfe der Priesterschaft verbürgte. Das gilt ebenso von der Duldung Kyros und Alexanders, als der der Mongolenchane.

Israel erhielt durch das Exil und die Prophetie den

Anstoss zur Ueberwindung des religiösen Naturalismus. Gleichzeitig sehen wir das Steigen des Selbstbewusstseins. Die Heidengötter werden bekämpft, nicht wegen der „angeborenen“ semitischen Intoleranz, sondern mit ausdrücklichem Hinweis auf die niedrige sittliche Stufe ihrer Verehrung und Verehrer, die Kinderopfer, religiöse Unzucht, die Härte und Grausamkeit ihrer Gesetze u. s. w. Die Juden werden von da an nicht müde, ihre eigene Ueberlegenheit, die Erhabenheit ihres Gottesbegriffes, die „Humanität“ ihres Gesetzes, die Versunkenheit der heidnischen Moral hervorzuheben¹⁰⁶⁾. Aber auch den schlechten Elementen im eigenen Volk gilt die strafende Predigt. Wenn man bedenkt, welche Heidenwelt die Juden in Babylon, den grossen ägyptischen und kleinasiatischen Seestädten vorfanden, begreift man wohl diese Stimmung. Erst der Hellenismus trat dem Judentum als gleichwertiger Kulturfaktor entgegen. Der jüdische Geist wurde von ihm aufs stärkste beeinflusst. Griechisches und jüdisches Wesen durchdrangen einander völlig. Wie weit man ging, möge die Tatsache beweisen, dass selbst ein jüdischer Hoherpriester Jesus sich den griechischen Namen Jason beilegte und dem Herakles Opfer brachte. Der strenggläubige alexandrinische Philosoph Philo¹⁰⁷⁾, der die jüdisch-hellenische Richtung am

¹⁰⁶⁾ Schon im Deuteronomion 4, 6--8, 32, 33 heisst es, die von Gott gegebenen Gebote und Satzungen würden ob ihrer Vortrefflichkeit den Ruhm Israels bilden, so dass die Leute sprechen: „Ei, welche weise und verständige Leute sind das und ein herrliches Volk.“ „Und von ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alles dies Gesetz u. s. w.“ Und bald darauf (V. Moses 7. 7) ertönt schon der unerbittliche Tadel des Moralisten, dem die Überhebung aus dem Bewusstsein eigener Vortrefflichkeit gefährlich dünkt. „Nicht weil ihr mehr als andere Völker seid, hat Gott euch erwählt, denn ihr seid das geringste unter den Völkern“, sondern nur seiner eigenen Treue wegen. — Ein Volk, dem man bereits dieses sagen durfte, bewies wohl schon dadurch, dass es moralisch nicht mehr zu den Geringsten zählte.

¹⁰⁷⁾ Die ganze Unwissenheit Chamberlains zeigt sich schon darin, dass er Philo für einen irreligiösen Freidenker, „der an Jahwe so wenig glaubte, wie an Jupiter“, hält!! (S. 143.) Dass bei dieser Gelegenheit das Antisemitenmärchen von der jüdischerseits angezettelten Christenverfolgung durch Nero auftaucht, ist nicht verwunderlich. Es muss aber folgendes ausdrücklich erwähnt werden. Chamberlain bringt mehreremale (wenigstens viermal, S. 223, 224, 328, 411) als besonderen Beweis jüdischen Rassenhochmuts vor, selbst der freisinnige Jude Philo habe erklärt, „einzig

besten repräsentiert, erklärt sogar, dass nur der Boden von Hellas wirkliche Menschen hervorbringe. Nach seiner Ansicht stimmt die griechische Weltweisheit mit der jüdischen Offenbarung zusammen, ja, er erkennt sogar den heidnischen Religionen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu, indem er die Verfluchung der heidnischen Götter untersagt und lehrt, dass die göttliche Vorsehung die Verletzung heidnischer Heiligtümer bestrafe. Plato ist ihm „der grosse und heiligste Mann“, er redet von der heiligen Gemeinde der Pythagoräer, von dem heiligen Verein der göttlichen Männer, eines Parmenides, Empedokles u. s. w. Die Sittlichkeit lässt sich nach Philo in zwei Sätze zusammenfassen, dieselben, die Jesus lehrte: Verehrung gegen Gott und Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen.

Ein so geläutertes Judentum macht uns den ungeheueren Erfolg begreiflich, den die jüdische Propaganda in der Heidenwelt erzielte und der seine Träger mit rechtem Stolz erfüllte. Lange schien es zweifelhaft, ob die Welt christlich oder jüdisch sein werde. Jedenfalls hat die jüdische Mission dem Christentum unendlich vorgearbeitet. Im Konkurrenzkampf mit dem Christentum und noch später inmitten wenig zivilisierter christlicher Völker, die mit Verwunderung und argwöhnischem

die Israeliten „seien Menschen im wahren Sinne“, wobei er sich auf Graetz beruft. Selbstverständlich liegt hier ein Irrtum vor, zu dem Chamberlain durch die leichtfertige Art seiner Benutzung fremder Zitate verleitet wurde. Die Stelle steht bei Philo: De sacrificantibus M. 257. Wir setzen sie aus dem schwülstigen Griechisch des Alexandriners hierher: Gott, sagt Philo, verlange keine schweren und lästigen Dinge, sondern nur Liebe. Gegen die Einwendung, was denn Gott an der Liebe der Menschen gelegen sei, da er ja alles Leibliche und Geistige besitze, fährt er fort: „Und doch hat Gott aus dem ganzen Menschengeschlecht wahre Menschen nach ihrer edlen Art erwählt und sie seiner ganzen Fürsorge gewürdigt, indem er die ewig strömende Quelle der Sittlichkeit zu seinem Dienst berief und aus ihr auch die anderen Tugenden sprühen liess (wörtlich: sie bewässerte) und jene zum besten Genuss erhob — besser als Nektar, ja ein wahrlich unsterblich machender Trank: bemitleidenswert und elend sind aber die, die an der Mühe der Tugend nicht Anteil erhalten und als Unselige gelebt haben, die gar nicht der Kalokagathie genossen haben, obwohl es ihnen freistand, sich ihrer zu erfreuen und zu schweigen in Gerechtigkeit und Billigkeit“ u. s. w. — Ob hier unter den „wahren Menschen“ die Israeliten gemeint sind, ist sehr zweifelhaft (Quelle der Sittlichkeit, Kalokagathie u. s. w. . .). Es sei aber, da Graetz — Chamberlains

Hass auf die sonderbaren Gestalten aus dem Morgenland herabblickten, wuchs der Stolz des älteren Kulturvolkes zum borniertesten Eigendünkel heran. Und je trauriger sich im Mittelalter die Lage der Juden gestaltete, desto verzweifelter klammerten sie sich an das eine Erbe aus grossen Tagen, die Ueberzeugung der eigenen Überlegenheit. Es ist oft der Fall, dass ein gealtertes Volk die Träume der Jugend auffrischt und ins Masslose verzerrt; so wird auch ein herabgekommene Adelsgeschlecht immer hochmütiger, je weniger dies seiner Lage entspricht. Man weiss aus Mommsen, wie die Griechen der Dekadenz mit grenzenloser Verachtung auf die römischen Sieger herabblickten. Doch sind die Juden durch den lebendigen Schatz der Prophetie stets vor dem Aussersten bewahrt worden. Es ist eine der vielen Chamberlainschen Verleumdungen, dass nach der überwiegenden rabbinischen Meinung alle Nichtjuden vom Anteil an der zukünftigen Welt ausgeschlossen seien. Der bedeutendste christliche Darsteller der jüdischen Theologie, auf den sich Chamberlain zum Beweise seiner Behauptung bezieht, indem er ihn ohne eigene Kenntnis aus zweiter Hand zitiert, sagt vielmehr, dass das gesamte spätere Judentum annimmt, dass nur die gottlosen „Heiden“ in die Hölle

Gewährsmann — es meint. Wo aber steht „einzig“ die Juden seien es, wie Chamberlain zitiert? Philo hat für den Ausdruck „wahrer Mensch“ eine besondere Vorliebe. (Vergleiche z. B. de Abrahamo § 2, wo Philo den auf Gott Hoffenden einen „wahren Menschen“ nennt und dem Verzweifelnden diesen Titel abspricht, da die Hoffnung das Beste in der Seele sei.) Ja in dem Fragment seiner Schrift de providentia sagt er sogar: „einzig Hellas bringe wahre Menschen hervor, indem es das himmlische Gewächs, den weisen Verstand erzeugt“ u. s. w. (Vergleiche Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung, 1892, S. 81.) — Mag Philo hier in hellenistischer Begeisterung übertreiben — keinesfalls kann jemand, der die geringste Ahnung von seiner Richtung hat, ihm solchen Unsinn zuschreiben, wie Chamberlain es tut. Das entscheidende Wort ist von Chamberlain frei erfunden. Dies beweist aber weiter, dass Chamberlain von dem grössten Repräsentanten des vorchristlichen hellenistischen Judentums keine Kenntnis hat, obwohl er ihn später ganz verständnislos beschimpft. (S. 569.) Und mit solcher Vorbildung wagt es Chamberlain, über die Entstehungszeit des Christentums zu schreiben und sein Urteil über das der bedeutendsten Fachgelehrten zu setzen? — (Über Philo vergleiche besonders Zeller, Philosophie der Griechen, 1881, III. 2, S. 338 ff.)

kommen, die anderen aber sich zu Gott wenden und der Seligkeit teilhaft werden¹⁰⁸⁾. Kommen wir nun zur „Weltherrschaft“. Ganz im Stil der sensationslüsternen Antisemitenpresse teilt uns Chamberlain mit, dass die Juden stets auf eine ihnen von Gott verheissene Weltherrschaft mit gleichzeitiger Knechtung aller „Heiden“ hingestrebt hätten und sie noch jetzt im Auge hätten, wozu ihm die fälschende Auslegung des Wortes eines Zionisten dienen muss. Nun finden wir in den bekannten Verheissungen Gottes in der Thora nirgends etwas von Weltherrschaft, sondern überall wird den Juden bloss der Besitz Kanaans versprochen und dies — ein Beweis der späten Abfassung! — überall ethisch motiviert: wegen der Sünden der früheren Bewohner, ihrer Menschenopfer, ihres feindlichen Verhaltens gegen das friedliche Israel u. s. w. solle ihnen das Land genommen und an Israel gegeben werden¹⁰⁹⁾. Als Hauptbeweis führt Chamberlain die bekannte Stelle Jesaias LX an, wo die Herrlichkeit des zukünftigen Jerusalems geschildert wird, Könige würden kommen und „Israel die Füßen lecken“, die Heiden ihre Schätze bringen, diejenigen Könige aber, die nicht dienen wollen, würden umkommen u. s. w. Dass die ganze Stelle eine orientalische Gefühlshyperbel ist, die den Kontrast gegen das Exilseleid deutlich machen soll, erhellt schon daraus, dass eben dort unter anderem behauptet wird, Sonne und Mond würden aufhören zu scheinen und Gott allein auf wunderbare Art für die Beleuchtung sorgen. Es ist wohl nicht nötig, solchen Absurditäten weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Hesekiel hat nach Chamberlain „das spezifische Judentum gegründet“, auf ihn geht alles Beschränkte und Bösertige dieser Religion zurück, auch die jüdische Welttheokratie (S. 428.)

¹⁰⁸⁾ Weber, a. a. O., S. 392.

¹⁰⁹⁾ Vergleiche V. Moses 9, 5; 18, 10—12; 25, 17; Richter 11, 15, II. Könige 16, 4. Mit einiger Geduld kann man wohl noch Stellen finden, in denen Israel eine grosse Herrschaft prophezeit wird, so V. Moses 28, wo es als höchstens unter den Völkern gepriesen wird. Aber wo gibt es eine Nationalliteratur, in der das gar nicht vorkommt? Bekanntlich haben alle orientalischen Herrscher vom kleinsten indischen Fürsten bis zum ägyptischen Grosskönig sich selbst als „Herren der Welt“, „Könige der Könige“, „Sonne unter den Fürsten“ u. s. w. bezeichnet. Soll dies beweisen, dass sie wirklich alle die Weltherrschaft angestrebt haben?

Gerade Hesekei hat aber die Grenzen des Landes, das Gott Israel zum Wohnen geben wird, geographisch auf das genaueste fixiert und beschränkt. (Vergleiche Hesekei 47, 13—20, Stade, Band II, S. 55.) Danach verzichtet er sogar auf das ganze Ostjordanland, das schon früher von Israel besessen worden war, während er im Süden die alte Landesgrenze beibehält und im Norden einige syrische Landstriche in Anspruch nimmt. Von Weltherrschaft kein Wort!

Im Talmud finden sich dann aus den erwähnten Motiven heraus, insbesondere als Vorstellung einer Belohnung für das geduldige Ertragen der gehäuften Leiden, genug Erwartungen, die über die biblische Vorstellung hinausgehen¹¹⁰⁾. Danach soll ein Messias die Juden nach Palästina zurück bringen, wo sie in vollster Gesetzlichkeit und Reinheit leben würden, die in Palästina wohnenden Heiden sollten ihre Hörigen sein, die ausser Palästina wohnenden behalten ihre Religionen und Staatsformen, werden aber verhalten, das den Juden Geraubte zurückzuerstatten und Tribute zu zahlen. Die Wunderkraft des Messiasreiches äussert sich auch darin, dass die Juden vom Tod befreit werden und die Heiden wenigstens das Leben auf hundert Jahre verlängert erhalten, Rabbi Josua ben Levi lehrt überdies, dass auch die Heiden dann unsterbliches Dasein auf Erden gewinnen würden. Irgend, welchen praktischen Einfluss hat diese Phantasie wohl nie gehabt.

* Das Ärgste, was eigentlich die Welt nach Chamberlain dem Judentum verdankt, ist die Idee der Kirche, die mit weltlicher Macht ausgestattete Organisation zur Beherrschung geistiger Regungen, die jedem Zwang widerstreben. Die Intoleranz, Werkheiligkeit, Herrschsucht, Feindschaft gegen alles Germanische hat die römische Kirche vom Judentum. Das Leitmotiv vom „innerlich Begrenzten, äusserlich Unbegrenzten“ als Ziel der antigermanischen universalistischen Mächte wird in verschiedenen Variationen¹¹¹⁾ vorgetragen. Im Gegensatz zu diesem Streben ringt das Wesen des Germanentums bei äusser-

¹¹⁰⁾ Vergleiche Weber, a. a. O., S. 385 ff.

¹¹¹⁾ In rein scholastischer Weise wendet Chamberlain dieses Prinzip auf Kapitalismus, Sozialismus, Kartelle, Kirche u. s. w. an, wobei jede Rücksicht auf die Zeittatsachen ausseracht bleibt. Offenbar „arischer Dogmendrang“.

tlicher Begrenzung seiner Eigenart gegen Störendes und Fremdes nach innerer Freiheit und unbeschränkter Bewegung. Alle „Los von Rom“-Strebungen, alle Bemühungen um geistige Selbständigkeit werden daher von Chamberlain sofort als Regungen des germanischen Geistes reklamiert. Wo aber Intoleranz, Fanatismus u. s. w. herrscht, da sind die Antigermanen am Werk. Trifft es sich, dass die germanische Abkunft der handelnden Personen zweifellos ist¹¹²⁾, dann haben sie unter dem korrumpierenden Einfluss des jüdischen Geistes gehandelt. Chamberlain findet es dann jedesmal „höchst bedeutungsvoll“, dass der Betreffende einmal ein jüdisches Buch gelesen hat, oder mit einem getauften Juden freundschaftlich verkehrte oder dergleichen mehr.

Wie so oft, haben wir auch hier Gelegenheit, das gänzliche Fehlen sozialer Gesichtspunkte bei Chamberlain hervorzuheben. Alles wird ohne weiteres auf Rassengrundkräfte zurückgeführt, selbst wo dies die Zeitumstände gar nicht erlauben. Die Kirche ist jüdischen Ursprungs, sie ist die Fortsetzung der jüdischen Theokratie unter Anpassung an die Formen des römischen Weltreiches. Priesterherrschaft widerstrebt dem arischen Geist, Sektenbildung, geistliche Freiheit sind ihm gemäss. So hebt er hervor, dass „die Germanen kein berufsmässiges Priestertum besaßen, jegliche Theokratie ihnen folglich fremd war“. (S. 626.) Diese Behauptung ist völlig falsch¹¹³⁾. Nicht nur den Germanen, sondern auch vielen anderer arischen Völkern war keines von beiden fremd. Wie ausgebildet in Indien und Persien die Priestermacht war, haben wir

¹¹²⁾ Thomas Aquinas, Karl der Grosse (Hinrichtung der 4000 Sachsen) u. s. w.

¹¹³⁾ Bei den Sueben bestand nach Tacitus (Germ. 39) geradezu eine Theokratie (alles sei dem Gott untertänig und hörig, sagt er). Bei vielen Stämmen (Burgundern, Goten u. s. w.) standen die Oberpriester über den Königen. — Höchst rätselhaft ist der Satz Chamberlains (S. 90) „Bei den Germanen dekretiert der König, was sein Volk glauben soll“, das cuius regio illius religio sei „ein von alters her bestehender Rechtszustand gewesen“!! Woher diese historischen Entdeckungen? Wo bleibt da die germanische Toleranz und die von den Semiten eingeschleppte Intoleranz? Dass das Christentum bei den Germanen geradezu das Entstehen der Theokratie gehemmt hat, erwähnt Seek, Untergang der antiken Welt. 1. Auflage, Band I, S. 211.

ja gesehen.¹¹⁴⁾ Nach Chamberlains eigener Theorie sind Gallier und Germanen in nichts unterschieden gewesen. Von dem mächtigen gallischen Druidentum, demgegenüber nach Cäsar die grosse Masse des Volkes in fast sklavischer Lage sich befand, wird wohl selbst Chamberlain gehört haben.

Die Arianer fasst Chamberlain als eine Art Vorläufer des Protestantismus auf. Der Begründer der modernen kirchengeschichtlichen Forschung charakterisiert diese Richtung folgendermassen¹¹⁵⁾: „Der Arianismus ist in seiner letzten Konsequenz der entschiedenste Rationalismus, welcher in seinen abstrakten Verstandsbegriffen und Kategorien das objektive Wesen der Dinge selbst zu haben glaubt. Die Religion ist ihm daher vor allem ein blosses Wissen und es muss für ihn alles, was sich auf das Verhältnis Gottes und des Menschen bezieht, klar und durchsichtig sein. Er ist der Feind von allem Mystischen und Transzendenten, von allem, was sich nicht dialektisch definieren und auf bestimmte Begriffe bringen lässt. Da es für ihn keine reale Gemeinschaft Gottes und des Menschen gibt, Gott und Mensch dem Wesen nach dualistisch voneinander getrennt sind, so kann der Inhalt der Religion, soweit er nicht rein theoretisch ist, nur darin bestehen, dass der Mensch den Willen Gottes kennt und befolgt.“ — Wort für Wort glaubt man Chamberlain seine Auffassung vom Wesen semitischer Religion vortragen zu hören. — Und doch soll es sich hier um eine germanischer Art besser als die römische zusagende Richtung handeln?

Höchst eigentümlich sind die Entdeckungen „altarischen Stammgutes“, die Chamberlain im Gebiete der Kirchengeschichte macht. Die Dogmatik verdankt ihr Dasein dem „arischen Drang, Dogmen zu bilden“!¹¹⁶⁾ In welchem tieferen Zusammenhang steht dieser Drang mit der allgemeinen Anlage des Ariers, von

¹¹⁴⁾ Bei den Assyern, die man für weit reinere Semiten hält als die Babylonier, gab es keine Priesterherrschaft, der König war selbst Priester.

¹¹⁵⁾ Vergleiche Ferd. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, 2. Ausgabe, 1863, Band II, S. 99.

¹¹⁶⁾ Chamberlain, 406, 572. Ich will nicht bestreiten, dass die indischen und griechischen Philosophen gerne Dogmen aufgestellt haben, aber das lag doch nicht in der Rasse, sondern in dem noch recht unkritischen Optimismus betreffend die Macht der Deduktion!

der Chamberlain so viel zu erzählen weiss? — Kein Wort darüber; wir müssen Chamberlain einfach glauben, dass ein solcher „Drang“ vorhanden ist. In der Dreieinigkeit findet Chamberlain ebenfalls den Ausfluss einer altarischen Neigung, die Dreizahl symbolisch zu gebrauchen. (S. 554/5.) Zum Vergleich bringt er die indische Lehre von der Dreieinigkeit (Trimurti), die „mehrere Jahrhunderte vor Christus“ ausgebildet worden sei. Leider stimmt die gelehrte Forschung¹¹⁷⁾ darin überein, dass diese indische Lehre sehr späten Datums ist, niemals populär geworden ist und keine Bedeutung im indischen Denken erlangt hat. Sehr merkwürdig ist auch die Wendung Chamberlains: schon vor dem Auftreten des „Slavokeltogermanentums“ habe es „protestantische Gesinnung“ gegeben (S. 609), das ganze Urchristentum sei von „grösstmöglicher Innerlichkeit“ und Toleranz (610), aber im germanischen Norden waren es ganze Nationen, die einheitlich dachten und fühlten, während es im Süden, „unten im Chaos ein Zufall der Geburt war, wenn ein einzelner Freiheit liebend und innerlich religiös zur Welt kam“. — Ja, waren die Urchristen etwa lauter versprengte Arier? Chamberlain scheint gelegentlich derartiges anzudeuten. Jedenfalls ist aber die Erklärung der Toleranzforderung der Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten viel einfacher in dem Umstand zu suchen, dass die Christen damals noch stark in der Minorität waren und überdies noch keine Macht und Herrschaftsorganisation ausgebildet hatten. Die Kirche aber ist ebenso wenig ein „Rassengedanke“ als das Dogma. Beide hat das Christentum als notwendige Organe im Kampf sich angebildet. Dass es vorher keine Kirche gab, erklärt sich höchst einfach daraus, dass Kirche und Staat noch identisch waren, wenigstens der Gewaltbefugnis nach¹¹⁸⁾. Der Organisationsform nach konnte die antike Religion keine einzige Kirche bilden infolge der riesigen Zersplitterung der Götter und Kulte und infolge

¹¹⁷⁾ Vergleiche Hardy, a. a. O., S. 108. Wahrscheinlich stammt jene Formel erst aus dem siebenten oder achten nachchristlichen Jahrhundert. Man erinnere sich auch der Göttertriaten in Babylon und Phoenicien.

¹¹⁸⁾ Vergleiche auch Treitschke. Politik, 1897, Band I, S. 321, 329 ff.

des Fehlens des religiösen Kampfes, das die unethische Natur der antiken Religion bedingte. Die christliche Religion aber wäre unter dem zersetzenden Einfluss der griechischen Philosophie und Mystik, orientalischen Aberglaubens und aller möglichen Sonderinteressen zugrunde gegangen, wenn es nicht den grossen Vätern und Lehrern der Kirche gelungen wäre, eine feste Organisation zu schaffen und den Streit um unlösbare Fragen damit zu beenden, dass man „Lösungen“ zu glauben befahl, die so unsinnig waren, dass der Verstand eingeschüchtert überhaupt sich nicht mehr zum Wortetraute und die famose Doktrin entstehen konnte: *credo quia absurdum est*. — Was befohlen wurde, ist ziemlich gleichgültig, dass befohlen wurde aber war eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Chamberlain selbst hat gelegentlich eine flüchtige Ahnung dieser Zusammenhänge (S. 572, 605), aber seine Rassenmonomanie lässt ihn sofort wieder jede historische Besonnenheit verlieren.

Von woher nun diese Umbildung am meisten beeinflusst worden ist, ob von jüdischer oder arischer Seite, ist nicht von besonderer Bedeutung. Unstreitig hat man vielfach das alte Testament zugrunde gelegt. Aber beweist das, dass jene aus den Zeitverhältnissen selbst entspringenden Vorgänge nicht notwendig stattgefunden hätten, wenn das alte Testament etwa nicht existiert hätte, oder für aufgehoben erklärt worden wäre? Jede Zeit hat das aus der Bibel herausgelesen, was sie brauchte; anlässlich der Sklavenemanzipation wurde die Bibel für und gegen den göttlichen Ursprung der Sklaverei ausgegützt. Hasbach hat nachgewiesen¹¹⁹⁾, wie die Grundlehren der individualistischen Gesellschaftsauffassung direkt auf antike Quellen zurückweisen. Haben deshalb die Stoiker den modernen Kapitalismus verschuldet? Chamberlain spendet Edwin Hatch für seine Schrift über den griechischen Einfluss auf das Christentum das höchste Lob. Mit vollem Recht. Das Hauptergebnis dieser vortrefflichen Arbeit ist aber, dass das meiste von dem, was Chamberlain auf Einflüsse des Semitentums oder des Chaos zurückführt, eigentlich griechisch ist

¹¹⁹⁾ Vergleiche Wilh. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von Smith und Quesnay begründeten politischen Ökonomie, 1890.

und zwar direkt aus dem eigentichsten Wesen des ausgebildeten Griechentums abgeleitet, nicht etwa als Verfallsprodukt. „Das Griechentum, sagt er¹⁰⁹⁾, lebt noch: es führt nicht nur ein Scheinleben in den Hörsälen der Universitäten, sondern viel frischer und mächtiger in den christlichen Kirchen.“ „Ihre Ethik, die mehr von Recht und Pflicht, weniger von Liebe und Selbstaufopferung redet, ihre Theologie, der Gott mehr metaphysisch als geistig ist, dessen Wesenheit zu definieren wichtig ist; ihre Herausbildung einer Klasse von Menschen, deren Hauptpflicht im Leben darin besteht, anderen ethische Mahnungen zu erteilen und deren Äusserungen nicht die spontanen Ergüsse einer Prophetenseele, sondern die künstlichen Perioden eines Redners sind; ihr religiöses Zeremonial mit Dunkelheit und Licht, der Weihe und dem Vorspiel eines symbolischen Dramas; ihre Auffassung von der verstandsmässigen Zustimmung zu einem Satz, weniger dem sittlichen Ernst als der Grundlage der religiösen Gemeinschaft — in all dem und den zugrunde liegenden Ideen lebt das Griechentum noch fort!“ — Wer aber wollte so töricht sein, zu behaupten, die Verflachung des Christentums gehe auf griechischen, also „arischen“ Volksgeist zurück? Hat nicht Harnak recht, dass das Urchristentum untergehen musste, damit das Evangelium lebe?

Es wäre verlockend, die Weiterbildung der hier skizzierten Anfänge zu verfolgen. Das Thema würde damit überschritten werden. Chamberlain hat ja in der Behandlung des Katholizismus auch recht Fragwürdiges geäussert. Wer ihm hierin auf die Hände sehen will, darf es jedenfalls nicht so machen, wie Professor Ehrhard, der seine Kirche in höchst matter Weise zu verteidigen unternommen hat¹¹⁰⁾. Stets finden wir denselben Mangel der Chamberlainschen Denkart, das Fehlen jeden sozialen Blickes. Es ist z. B. unglaublich, dass man die Reformation heute noch zu behandeln wagt, ohne ihre wirtschaftlich-sozialen Triebkräfte zu berücksichtigen. Nur die Tatsache, dass in Frankreich von 1300—1500 eine grossartige

¹⁰⁹⁾ E. Hatch, Griechentum und Christentum, deutsch von Preuschen, 1892, S. 259/60.

¹¹⁰⁾ Chamberlain empfiehlt die Broschüre Ehrhards sogar den Lesern der 3. Auflage. Ich hoffe, dass mir so etwas nicht passieren wird.

Bauernbefreiung stattgefunden hat und später der König, gestützt auf Bauer und Bürger, den Provinzialfeudalismus völlig entwurzelte, hat es ermöglicht, dass Frankreich katholisch blieb, während in Deutschland die soziale Revolution und die Usurpation der übermächtig gewordenen Landesherren die Grundlage für eine gänzlich andere Entwicklung schufen. Die Rasse hat dabei gar nichts gewirkt.

Wer freilich mit unnachahmlicher Naivität versichert, dass „nichts auf der Welt (sic!) schwerer ist, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden —“ (Chamberlain, S. 735), dem können wir in voller Würdigung seiner schwierigen Situation nicht zumuten, über die vulgäre Geschichtsphilosophie des „Gut“ und „Böse“ hinaus zu gelangen.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen:

1. Die religiösen Anfänge sind bei allen näher erforschten Rassen ganz gleich, wie in diesem Aufsatz speziell für Arier und Semiten gezeigt wurde.
2. Ganz nah verwandte Rassen (Inder — Iranier) weisen unter Umständen eine gänzlich entgegengesetzte religiöse Entwicklung auf.
3. Nach gewöhnlicher Annahme nichtverwandte Rassen weisen bei gleicher politisch-sozialer Grundlage eine sehr übereinstimmende religiöse Entwicklung auf¹²⁷⁾.
4. Jene religiöse Spekulation, die unabhängig von diesen Grundlagen besteht, zeitigt keine für den Volksgeist typischen

¹²⁷⁾ Die allgemeine Gültigkeit der hier skizzierten sozial-religiösen Zusammenhänge zeigt z. B. auch die altamerikanische Entwicklung. Überall sehen wir gleichzeitig mit politischem Zentralismus den religiösen auftreten. Speziell die Inkas bezeichnen einen energischen sozialetischen Fortschritt und eine straffe Zentralisation. Daher ihr Monotheismus, aber auch ihr aggressiv-intolerantes Vorgehen gegen fremde Kulte. Erst mit Beginn ihrer auswärtigen Erobererpolitik werden sie wieder tolerant. (Vgl. zahlreiche Belege bei Haebler, Amerika in Helmolts Weltgeschichte. Bnd. I. 1899, S. 284, 321, 324/5 u. s. w.) — Infolge des Vernichtungskrieges, den die Inkas gegen die „Götzenbilder“ der umliegenden Völker führten, bildete sich auch hier, wie bei den Juden, das Verbot heraus, überhaupt lebende Wesen nicht in Stein nachzubilden.

Resultate, doch müsste sich gerade hier eine in der Rasse liegende Schranke zeigen.

5. Weder nach oben, noch nach unten bildet die Rasse eine Schranke für die religiöse Entwicklung, wie unser Vergleich indischer und jüdischer Religion zeigt.



Die Zivilisation bei Ariern und Semiten.

Unsere bisherige Untersuchung hat als Hauptmangel der Rassentheorien im allgemeinen und der Chamberlains im besonderen das völlige Fehlen des sozialen Schauens nachgewiesen. Obwohl Chamberlain theoretisch das Milieu anerkennt und gelegentlich von den „anonymen Kräften“ in der Geschichte (S. 24, 26) so redet, als sei er bereit, die moderne soziologische Auffassung der Geschichte völlig zu vertreten, ist doch seiner Darstellung nicht das Mindeste davon anzumerken.

Religion, Recht, Wirtschaft, Staat u. s. w. sind nicht Erzeugnisse eines geographisch - historisch - anthropologisch bestimmten Gesellschaftszustandes, sondern Exponenten der Rassenveranlagung. Nie hören wir bei Chamberlain von einer Wechselwirkung der Einzelfaktoren, vom Einfluss des Eigentums auf Recht und Staat, der Familie auf das Eigentum und die Religion, des Staates auf Religion und Wirtschaft u. dgl., die Rassengrundkräfte „Freiheit“, „Treue“, „der egoistische Wille“, „Gemüt“ u. s. w. sind das in der Geschichte Wirksame. An anderer Stelle haben wir die Mängel dieser Denkart in Anwendung auf die Religion ausführlich dargestellt, so dass wir auf den anderen Gebieten, die ohnehin der soziologischen Betrachtung weit öfter unterworfen werden, als das religionswissenschaftliche, uns kürzer fassen können. Es sei noch bemerkt, dass wenn unsere Kritik mehr als uns lieb ist sich um den behaupteten Gegensatz arischer und semitischer Art dreht, dies der Einseitigkeit Chamberlains entspringt, der sich um andere Rassen und andere Probleme kaum kümmert.

Die zwei beherrschenden Triebe des Menschen kommen in Familie und Wirtschaft zum Ausdruck, diese beiden Faktoren sind die Grundlagen jeder sozialen Ordnung.

Die Grundlagen unserer modernen Auffassung von Ehe und Familie findet Chamberlain im alten Rom. Für die römische Familie hat er überschwängliches Lob: „Ich glaube nicht, dass irgend ein vorurteilsloser Mann leugnen wird, die römische Familie sei eine der herrlichsten Errungenschaften des Menschengenies, einer jener Gipfel, der nicht zweimal erklommen werden kann, und zu dem noch die fernsten Jahrhunderte hinaufblicken werden voll Bewunderung, zugleich auch, um sicher zu sein, dass sie selber nicht zu weit von der Wahrheit abirren. Bei jedem Studium unseres Jahrhunderts, z. B. bei der Besprechung der brennenden Frauenemanzipationsfrage, wird dieser ragende Gipfel unschätzbare Dienste leisten“ u. s. w. (S. 181.)¹⁾ Die gehobene Stellung verdankt das Weib keineswegs dem Christentum, das atomistisch und als „Ausfluss des Judentums von Hause aus eine anarchische Macht“ ist. „Dass das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte, das war römisches Werk.“ — Diese Stellung wird durch die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann in allem nicht durch die besonderen Geschlechtsfähigkeiten berührten Beziehungen und durch die „Heiligkeit“ der Ehe gekennzeichnet. (S. 177.) Auf der festen Fügung der Ehe ruhte auch die ganze politische Kraft Roms, in der Lockerung der Familie „liege alles Elend der hellenischen Völker eingeschlossen“, von da aus kam den Römern die sittliche Energie, die ihre Grösse begründete. In zwei Richtungen haben wir diese Theorie nachzuprüfen. Einesteils schreibt unser Autor den alten Römern ein ganz besonders inniges Eheleben zu, so schön, wie es die Welt nie wieder gesehen hat, in dem die mater familias wie eine Königin geehrt, geschätzt, geliebt wurde. (S. 136.) Erst in der „Chaoszeit“ sei all' dies verloren gegangen. Anderenteils aber kommt die Form in Betracht, die die Familienordnung im römischen Recht gefunden hat. Als „Grundlage des XIX. Jahrhunderts“ ist letztere offenbar von ungleich grösserer Wichtigkeit, das

¹⁾ Vrgl. ferner die Begeisterungsausbrüche, S. 135/6, 186 u. s. w.

Recht der Römer lebt noch unter uns, wo ihre Sitten längst ausgewirkt haben. Gewiss hat z. B. unsere Aufklärungszeit viel Begeisterung aus antiker „Freiheitsliebe“ geschöpft, aber doch nur, weil das innere Wirken der Zeit selbst das Bedürfnis nach Freiheit weckte. Selbst ohne Plutarch und Tacitus wäre wohl die französische Revolution nicht ausgeblieben. Trotzdem glaubt Chamberlain, es „bestimmt verneinen zu dürfen“, dass wir ohne den unvergleichlichen Instinkt der Römer jemals das Weib als vollgültige Genossin anerkannt hätten. (S. 180.) Verweilen wir also noch kurze Zeit bei der Familiensitte Alt-Roms. Die Römer haben weder, wie viele Griechen, ein anderes Volk in ihren Sitzen vorgefunden und unterjocht, noch wurden sie durch eine zentrale Lage zwischen drei Erdteilen und eine reiche Küstengliederung zu Handel und Seefahrt geführt. Sie hatten daher den Vorzug, nicht als ritterliche Grundherren oder Kaufleute, sondern als selbstarbeitende freie Bauern in die Geschichte einzutreten. Wir haben andernorts gezeigt, wie hieraus hauptsächlich ihre militärische und politische Kraft entsprang. Auch ihre Ehe trägt unverkennbar den harten, aber im allgemeinen ehrbaren und festgefühten Charakter des freien Bauernstammes. Doch weder in ethischer noch in rechtlicher Beziehung ist sie etwas aussergewöhnliches und schon ganz und gar nicht kann sie als „Grundlage“ unserer heutigen Auffassung gelten. Die römische Familie beruht auf der Hausgemeinschaft, sie umfasst Frau, Kind und Knechte. Das Wort familia — von famulus (Diener, Knecht) — bedeutet die „Knechteschar“, die Kinder werden nur als „Freie“ (liberi) von den unfreien Knechten unterschieden.⁷⁾ Ihr Kern ist die absolute und ganz gleiche Unterwerfung aller unter den Willen des Hausvaters, der über Frau und Kind soweit gebietet, dass er sie verkaufen oder töten kann, wenn auch Recht und Sitte später dieser Befugnis Schranken ziehen.⁸⁾ Der Zweck der Ehe ist

⁷⁾ Vide Gothein, im Handwörterbuche der Staatswissenschaften. 2. Aufl., III., S. 798.

⁸⁾ Erst Hadrian strafte Tötung des Sohnes mit Verbannung und noch Constantin gestattete den Verkauf neugeborener Kinder propter nimiam paupertatem. — Eine unseren Anschauungen entsprechende Regelung brachte erst das von Chamberlain geschmähte Recht der „Verfallszeit“.

das „Kinderkriegen“ (liberum quaesundum causa vir uxorem ducit). In der ältesten Zeit wiegt (vielleicht nur bei den Patriciern) die Manusehe (mit voller Gewalt des Mannes) vor. Ausserordentlich bezeichnend für die nüchterne, geschäftsmässige Auffassung der Ehe ist es, dass diese Vollehe nicht bloss in der feierlichen sakralen Form oder unter Anwendung des zum Symbol gewordenen Frauenkaufs geschlossen werden konnte, sondern auch stillschweigend durch einfaches Beisammenleben und „Gebrauch“ der Frau (Usus). — Die Frau wird dabei wie eine bewegliche Sache ersessen.⁴⁾ Bemerkenswert ist, dass auch diese alte Vollehe leicht trennbar war. Wenn sie sakral geschlossen worden war, musste der Priester die Scheidung vornehmen. Sonst aber — und dies war das häufigste — konnte sie durch einfachen Entschluss des Mannes oder der Frau beliebig geschieden werden. Bereits in den ehrwürdigen 12 Tafeln, die Chamberlain als der Ausdruck des unverfälschten römischen Rechtsgedankens erscheinen, kommt übrigens die „freie Ehe“ vor, die alsbald in der überwiegenden Zahl der Fälle Platz griff und während der „guten, alten Zeit“ Roms die Hauptrolle spielte. Bei dieser „freien Ehe“ hatte der Mann nicht das von Chamberlain so hoch gepriesene Gewaltrecht über die Frau, sie entstand durch einfache Vereinbarung und war selbst ohne solche durch blosses Verlassen aufgehoben. Die Frau gehörte überhaupt nicht mehr zur Familie des Mannes, sondern zu der des Vaters, der sie dem „Mann nur behufs Fortpflanzung lieh“. (Czyhlarz S. 228.) Der Vater konnte sie jederzeit dem Mann abverlangen und zwischen den Gatten bestand nicht einmal Erbrecht.⁵⁾ Erst spät wurde diesen Zuständen abgeholfen, das Rückforderungsrecht des Vaters wird erst in nachklassischer Zeit gehemmt. Hinsichtlich der ehelichen Treue sind Mann und Frau nicht gleichgestellt. Der Frau obliegt sie strengstens bei Todesstrafe, die übrigens schon auf blosses Weintrinken der Frau gesetzt war.⁶⁾ Der Mann

⁴⁾ Vgl. Czyhlarz, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. 2. Aufl., 1893, S. 226.

⁵⁾ Auch zwischen Mutter und Kindern nicht.

⁶⁾ Vgl. Fontes juris Romani antiqui edid. Bruns. (editio sexta 1893) pars I, pag. 6.

dagegen kann nur eine fremde Ehe brechen, nicht die eigene, schon in ältester Zeit kommen Kebsweiber (pellices) vor. Wie Ihering richtig bemerkt, ist dies eine natürliche Folge des Sklavenwesens, erst christliche Zeiten haben mit dem Kampf gegen die Sklaverei auch den Kampf für die Treupflicht des Mannes geführt.⁷⁾

Wie wenig die Frau wirklich gleichberechtigt war, zeigt übrigens die lebenslängliche Vormundschaft, unter der jede mündige Frau eigenen Rechts stand. Sie entsprang ausschliesslich dem angenommenen Interesse der Familie. Bis zu einem claudischen Gesetz der Kaiserzeit stand selbst die Mutter im Falle einer Vollehe nach dem Tode ihres Mannes unter der Vormundschaft der Söhne.

Von idealen Zügen ist an der römischen Ehe kaum etwas zu bemerken, wenn auch eine gewisse urwüchsige Rechtsschaffenheit in den Beziehungen der Geschlechter während der alten Zeit keinen üblen Eindruck macht. Sehr bezeichnend ist dafür die Anschauung eines typischen Römers von altem Schrott und Korn, des alten Cato, wie sie uns Mommsen mit leichtem Humor gezeichnet hat.⁸⁾ Er hält Frau und Kind streng in Zucht, verwirft es aber als sündhaft, an sie Hand anzulegen. Die Geldheiraten werden verurteilt, dafür Rücksicht auf gute Herkunft empfohlen. Die Kindererziehung liegt ihm sehr am Herzen. Übrigens „galt ihm die Ehefrau durchaus nur als ein notwendiges Übel“.

Wenn wir in die Heroenzeit Griechenlands zurückblicken, so finden wir Familienzustände, die, vielfach den römischen ähnlich, doch bereits eine edlere und freiere Stellung von Frau und Kind aufweisen. Das mit feiner und doch kraftvoller Hand gezeichnete Bild der Penelopeia hat in der lateinischen Literatur kein Gegenstück, es sei denn die Gestalt der Cornelia, wie sie Properz in seiner bewundernswerten elften Elegie gezeichnet hat. Mit der steigenden Zivilisation fanden freilich die Griechen früher als die Römer es unbequem „sich mit

⁷⁾ Vide Ihering, Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts, 1894, S. 76 (aus seinem Nachlass). Es ist jedoch zu bemerken, dass dieser Kampf zwar vom Christentum angeregt wurde, seine Führung aber keineswegs hauptsächlich ein Verdienst der Kirche war.

⁸⁾ Mommsen, Römische Geschichte, 4. Aufl. 1865. I. Bnd., S. 882.

Weib und Kind zu plagen“. (Mommsen.) Genau denselben Weg ging einige Menschenalter später Rom und auch in den vorgeschrittensten Ländern unserer Zivilisation greift dieselbe Erscheinung immer weiter um sich. Dabei fehlte aber dem Altertum die heutige Grundlage einer breiten, freien, arbeitenden Bevölkerungsschichte, die überall die Grundlage der Bevölkerungsvermehrung ist. Daher wurde die zunehmende Kinderlosigkeit schon von der Antike als eines der grössten sozialen Übel empfunden. Was aber konnten alle populationistischen Gesetze nützen, solange die Sklavenwirtschaft das Entstehen der genannten Bevölkerungsklasse unmöglich machte? Eine Hauptstütze der alten Bevölkerungsvermehrung war die Religion. Wer keine Kinder hinterliess, verletzte nicht nur die Pflichten gegen die Hausgötter, sondern auch seinen eigenen Vorteil im Grabe, da die Totenspenden ihm entgingen. Die fortschreitende Aufklärung brachte auch diese Säule zu Fall. Bei einem Volk nur hat sich das religiöse Gewissen durch eigenartige Schicksale, die wir andernorts darstellten, in aufsteigender Richtung entwickelt — es ist das jüdische. Die üblen politischen Erfahrungen dieses Stammes verstärken noch die Tendenz seiner Ethiker, den Rückzug aus der öffentlichen Welt⁹⁾ in das stille Glück der Familie unaufhörlich zu predigen. In diesen vorchristlichen Moralschriften finden wir die Monogamie als ausnahmslose Voraussetzung, das Lob des edlen Weibes, die Pflicht des sittsamen Ehelebens wird in anheimelnden und stets wiederholten Bildern ausgemalt. Schon sehen wir hier christlichen Geist sich entwickeln, aus den Sprüchen Salomonis und Jesus Sirachs haben viele Generationen von germanischen Völkern, denen der Protestantismus die Bibel in die Hand gab, eine ernste und ehrbare, wenn auch etwas spiessbürgerliche Ansicht der Familie gezogen.¹⁰⁾ Das Christentum hat aber auch aus seiner gleichmachenden, individualistischen, gegen jeden Unterschied des Geschlechts, des Standes und der Rasse gerichteten Tendenz heraus, die Frau als dem Manne gleichwertig verkündet, was nicht einer der geringsten Gründe seines Sieges

⁹⁾ Vgl. z. B. Sirach 7. 4—8.

¹⁰⁾ Vgl. z. B. schon Walter von der Vogelweides Spruch „Salomons Lehre“. (Ausgabe Hendel, S. 88.)

war. Wenn wir zurückblicken, so sehen wir, dass die römische Familie in keiner Weise höher oder niedriger zu stellen ist, als die Eheverfassung der anderen Völker unter ungefähr denselben sozialen Voraussetzungen. Dagegen steht das römische Familienrecht im ganzen System am tiefsten und hat niemals annähernd denselben Ausbildungsgrad erreicht wie das Vermögensrecht. Die alte Ehe widerspricht allen unseren Gefühlen. Die harte und unfreie Stellung der Frau in der Manusehe ist uns ebenso unerträglich, wie die gänzlich lockere Geschlechtsverbindung der „freien Ehe“.¹¹⁾ Die Stellung der Frau ist heute durch die soziale Entwicklung und die unter christlichem Einfluss vollzogenen moralischen Wandlungen weit günstiger als je in Rom. Die Stellung der Kinder und die väterliche Gewalt beruht auf fast ausschliesslich deutsch-rechtlicher Grundlage, der römische Standpunkt erscheint uns barbarisch. Ganz auf deutsch-rechtlicher Grundlage fusst auch unser eheliches Güterrecht. Das römische Dotalsystem¹²⁾ stand mit unseren Begriffen von der ehelichen Lebensgemeinschaft in zu grossem Widerspruch, als dass eine Anpassung möglich gewesen wäre.

Aber nicht nur unsere rechtlich-sittlichen Anschauungen über die Ehe haben sich gehoben, auch der Inhalt der geschlechtlichen Beziehungen hat an Innigkeit unendlich gewonnen. Manche gehen selbst so weit, den Alten die Liebe überhaupt abzuspochen und ihnen nur Freundschaft und Lust zuzuschreiben. Ohne einer solchen Zuspitzung beizustimmen, können wir doch leicht den ganzen Abstand ermessen, wenn wir etwa die Verführungshandbücher des eleganten Ovidius Naso mit dem klassischen Werk Henry Beyles (*De l'amour*) vergleichen. — Doch schliessen wir; in der römischen Ehe suchen wir vergeblich eine Grundlage des

¹¹⁾ Gerade die spätrömische Zeit hat manche Reformen in dem uns zusagenden Geist vorgenommen. Trotzdem urteilt Czyhlarz: „Zu ausreichenden, dem wahren Wesen der Ehe entsprechenden Rechtsgebilden ist es aber im römischen Recht nicht mehr gekommen.“ (S. 222.)

¹²⁾ Bruns (*Holtzendorffs Encyclopädie der Rechtswissenschaft*, 5. Aufl., 1890, S. 533) bemerkt, dass, wenn die Frau keine Mitgift einbrachte, wozu sie nicht verpflichtet war, der Mann nicht verbunden war, sie zu alimentieren. Er konnte sie verhungern lassen, nur begraben musste er sie dann.

XIX. Jahrhunderts, wir finden in ihr nur einen schreienden Beweis der fürwitzigen Ignoranz, mit der Chamberlain die Dinge behandelt.

Siebzehn Seiten von tausendundvier widmet Chamberlain der Wirtschaft¹³⁾, neunundzwanzig Zeilen entfallen davon auf die Betrachtung der Maschine, deren Einfluss auf die Zeit mit einigen sentimental-exklamatorischen Auslassungen abgetan wird! Den Grund dieser plötzlich auftretenden Bescheidenheit gibt Chamberlain selbst an, indem er wehklagt „nichts auf der Welt (sic!) sei schwerer, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden —.“ (S. 735.) Hätte der mutige Mann doch auch jene 17 Seiten fortgelassen! Niemand hätte es bemerkt, und der „Höhenmensch“¹⁴⁾ Chamberlain hätte eine Blöße verdeckt, die einen studiosus juris im 5. Semester oder einen Handelsschüler in Grössenwahn versetzen könnte. Dabei zählt er mit ostentatio nimiae eruditionis sieben nationalökonomische Schriftsteller auf, die er gelesen habe, ohne das allein Wichtige zu finden, nämlich (S. 821) „irgend ein (sic!) in den verschiedensten Formen sich stets gleichbleibendes Lebensprinzip unserer ewig veränderlichen wirtschaftlichen Verhältnisse“.

Das also ist das Wesen der von Chamberlain geforderten germanischen¹⁵⁾ Forschung! Der ganze reiche Inhalt, den die angeführten Denker — ein Smith, Marx, Mill u. a. — in ihren Werken als Ergebnis ihres Forscherlebens niedergelegt haben, wird als Plunder weggeworfen, weil Chamberlain beim hastigen Durchstöbern nicht „irgend ein“ Prinzip finden konnte, das seine Vorurteile gestützt hätte. Von vorneherein fest steht, dass „die wechselnde Form, welche wirtschaftliche Verhältnisse bei bestimmten Menschen annehmen, ein direkter Ausfluss ihres Charakters ist“ (S. 823), die Charaktereigenschaften aber sind als Rassenzüge unveränderlich und daher auch die wirtschaftlichen Zustände eines Volkes relativ beständig (S. 833). Natürlich gilt dies nicht für verschiedene

¹³⁾ Ausserdem finden sich noch einige verstreute Bemerkungen im 3. Abschnitt des II. Teils.

¹⁴⁾ So nennt ihn Dr. H. Helmolt.

¹⁵⁾ Die Wissenschaft ist nach Chamberlain eine „germanische Erfindung“!

Rassen, im Gegenteil haben die Indoeuropäer ein „ganz anderes wirtschaftliches Leben“ als die Semiten, die Chinesen u. s. w. (S. 823.) Nun beweist zwar jede Seite der Wirtschaftswissenschaften das gerade Gegenteil: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie vor allem die Volksvermehrung in Anpassung an ein bestimmtes Milieu bedingt, gestalten die moralischen Faktoren in schneller und gründlicher Weise um¹⁹⁾, und bei allen Völkern entwickeln sich unter ähnlichen Voraussetzungen die wirtschaftlichen Formen in auffallendster Gleichförmigkeit. Aber was tut dies! Mit Leichtigkeit findet Chamberlain „irgend ein“ ihm passendes Lebensprinzip, das ihm die Wirtschaftswissenschaften nicht bieten konnten, in dem flachen Geschwätz irgendwelcher Späthegeleaner und proklamiert es als „das“ germanische Prinzip. Natürlich ist es die gänzlich nichtssagende und bis zum Ekel abgedroschene Phrase vom Gegensatz der Individualität und Sozialität (Absonderung und Vereinigung nennt es Chamberlain). Diese beiden Grundtriebe fließen im Germanen zusammen. Wo der einzelne in der Wirtschaft hervortritt, ist es der individualistische Rassenzug, wo mehrere als Zunft, Genossenschaft, Kartell etc. sich zusammenschließen, der soziale. Und von dieser Platitude, der gegenüber man einfach wehrlos ist, sagt der kühne Mann: „Was ich nun behauptete ist, dass dieses Verhältnis, diese bestimmte Polarität (an dieses Wort wird ein überflüssiges Goethezitat als Anmerkung angeklebt) von Anfang an unsere wirtschaftlichen Zustände und ihre Entwicklung beherrscht hat, so dass trotz der Aufeinanderfolge nie widerkehrender Lebensformen, wir dank dieser Einsicht doch ein tiefes (sic!) Verständnis für die Vergangenheit und dadurch auch für die Gegenwart gewinnen u. s. w.“ (S. 823.)

Nirgends kann man die Unfähigkeit Chamberlains, die Grundlagen des 19. Jahrhunderts aufzudecken, deutlicher wahrnehmen und erklären, als an diesen paar Seiten. Wir haben schon öfters darauf hingewiesen, dass ihm selbst das mindeste Verständnis für das Sklaventum, diese fundamentalste

¹⁹⁾ Ein treffendes Beispiel aus der politischen Entwicklung Englands gibt Treitschke, Politik, 1897, Band I, S. 211, das hier auch wegen der Persönlichkeit des Verfassers angebracht ist.

Tatsache der Antike, abgeht. Das feudale System ist ihm eher noch rätselhafter. Der moderne Kapitalismus wird mit dem sogenannten phönizischen ebenso zusammengeworfen, wie der alte Gemeinbesitz an Boden und der moderne Sozialismus. Obwohl letzterer seinem Programm nach fast ganz germanisch sei (seit Thomas More werde der Sozialismus nur mehr ausgebaut), sei doch auch Fremdes beigemischt. Marx und Engels, „diese beiden (sic!) hochbegabten Juden“, versuchten, manche der besten Ideen ihres Volkes aus Asien nach Europa herüberzupflanzen u. s. w. „Ohne den angeborenen Instinkt zur Kooperation (der nach Chamberlain das Zunftwesen erzeugt hat), wären die Germanen ebensolche Sklaven geblieben, wie die Ägypter, die Karthager, die Byzantiner, oder wie die Bewohner des Khalifats.“ (824.) Unser gelehrter Autor hat also keine Ahnung davon, dass schon das spätrömische „Chaos“ das Zunftwesen gekannt hat und dieses in Byzanz sogar seine volle Entwicklung erfahren hat, wie die neuere Forschung gezeigt hat.

Es ist selbstverständlich, dass auf dem wirtschaftlichen Gebiet Chamberlains vornehme und gerechte Beurteilung der Semiten besonders hervortritt. Infolge ihres Rasseninstinktes sind die Juden schon seit den ältesten Zeiten Wucherer, Rosshändler und dergleichen. Es widerstrebt mir, die gehässige Citatenklitterung Chamberlains aufzulösen. Es ist ganz richtig, dass die Juden nicht erst im Mittelalter den Handel erlernten. Ebenso sicher aber ist, dass sie schon in sehr früher Zeit Ackerbau trieben und mit grösster Zähigkeit an diesem festhielten. Die Tendenz ihrer Gesetzgebung war lange dem Handel und der Leihe geradezu feindlich, das Zinsverbot der Kirche und des Islams stammt aus der mosaischen Gesetzgebung¹⁷⁾. In späterer Zeit lag der Handel in Palästina fast ausschliesslich in der Händen der Phönizier¹⁸⁾, die die agrarischen Landesprodukte ausführten. Diese bestanden¹⁹⁾ in

¹⁷⁾ Vgl. z. B. II. Mos. 22. 25. V. Mos. 23. 19. und viele Parallelstellen. Wie spät die oft angezogene Stelle V. Mos. 28. 12. ist, zeigt das vaticinium ex eventu, ebenda Vers 30 ff.

¹⁸⁾ Vide Beer, Allgem. Geschichte des Welthandels, 1860 I. Band S. 47. Wellhausen, Israelit. und jüdische Geschichte. 4. Aufl. 1901. S. 86. Bei Jes. 45. 4. wird der Handel der Ägypter erwähnt.

¹⁹⁾ Wichtige Aufzählung bei Hesek. 27. 17.

Weizen, Gerste, Olivenöl, Honig, Wein, Balsam, Leinwand, Asphalt und Datteln. Folgende Umstände begünstigten nun die Hinwendung jüdischer Elemente zum Handel: 1. Palästina war die Brücke zwischen den Weltreichen Vorderasiens und Ägypten, hier lief die Karawanenstrasse, die den ganzen Verkehr vermittelte. 2. Die Heimat der Juden war ein wenig fruchtbares Gebirgs- und Wüstenland²⁰⁾, das einen grossen Bevölkerungszuwachs nicht gestattete. Wer nicht im eigenen Land ein Gut erwerben konnte, musste auswandern und Handel oder Gewerbe treiben, worin die rüstigen und arbeitsgewohnten Gebirgs- und Wüstensöhne die verweichlichten Tiefländer leicht schlugen. Aus demselben Grund sendet die Schweiz seit Jahrhunderten ihre tüchtigsten und unternehmendsten Kinder in die Fremde, wo sie als Reisläufer²¹⁾, Industrielle, Händler u. s. w. auftreten. In Frankreich befindet sich ein sehr grosser Teil von Industrie und Handel in Schweizer Händen. Ebenso stieg der Armenier aus seinem himmelragenden Gebirge herab und wurde der verschmitzteste Händler ganz Vorderasiens, zwingt das übervölkerte China seine Bewohner, den Zwischenhandel auf allen ostasiatischen Meeren zu treiben. Die heimische Bevölkerung blieb aber agrarisch. 3. Der Einfluss Phöniziens auf das Hinterland Palästina beförderte diese Tendenz. 4. Schliesslich war es das Exil, das die Juden in die Mittelpunkte des alten Welthandels führte und ihnen darin eine vortreffliche Schule wurde. Mit Verwunderung sprachen sie von dem „Krämerland“ und der „Kaufmannstadt“ Babylon. (Hesek. 17. 4.) — Die Abneigung der Propheten gegen diese Entwicklung tritt stark hervor. Noch in der hellenistischen Zeit, als die Juden bereits in allen Städten des Auslands Handel trieben, predigen ihre Moralisten dagegen²²⁾

²⁰⁾ Wellhausen s. 85. Dazu kommt noch die als religiöse Pflicht hingestellte starke Vermehrungstendenz der Juden in Betracht.

²¹⁾ Auch die Juden waren in vorchristlicher Zeit die Lanzknechte aller Fürsten und Staaten, bevor die wachsende Tendenz zum Handel und die Verwüstung Palästinas den Zufluss abschnitten.

²²⁾ Vgl. zu all' dem Wellhausen. S. 86/7, 203. Ferner Sirach 26. 28, 27. 1—3. „Ein Kaufmann kann sich schwerlich hüten vor Unrecht und ein Krämer vor Sünde, denn um eiflen Guts willen tun viele Unrecht und die reich werden wollen, wenden die Augen ab (von Gott). Wie ein

und verharret die grosse Majorität der Palästina Bewohnenden beim väterlichen Landbau. Es ist aber selbstverständlich, dass jene Juden, die als Händler nach dem neuerschlossenen Mitteleuropa kamen, dort inmitten einer wenig zivilisierten Bevölkerung nicht daran denken konnten, Handwerker und Bauern zu werden. Das freie Handwerk entstand in Deutschland überhaupt erst ungefähr ein Jahrtausend später. Wir haben nun eine sehr genaue Analogie zu der kommerziellen Überlegenheit der Juden im Mittelalter in der später sich entwickelnden der deutschen Kaufleute im Ausland. Diese schlossen sich genossenschaftlich zusammen, unterstützten sich in jeder Weise (was die fremde Bevölkerung zu bitterer Beschwerde über diese „Solidarität“ bewog) und verboten strengstens jeden näheren Verkehr mit dem „Wirtsvolk“, was natürlich dessen Hass gegen die hochmütigen Fremden gewaltig steigerte. Je rückständiger ein Land war, desto gewinnbringender fanden es die deutschen Kauffahrer, weshalb sie auch in Flandern und Venedig nie die Macht erlangten, wie in Bergen und Nowgorod. Ein beliebtes Mittel war ihnen die Bewucherung der Fürsten. In England lag zeitweilig der ganze Handel in Händen der Deutschen, sie borgten den Königen Geld, die dieses vom Parlament nicht erhalten konnten und liessen sich dafür Privilegien verleihen. Man verbot allen Engländern zu exportieren. Selbstverständlich, dass die stürmische Forderung nach Austreibung der Fremden sich erhob, sobald der eigene Handel und die Macht des Parlaments erstarkt waren. Sie erfolgte alsbald nach dem Siege des Bürgertums. Genau derselbe Vorgang betraf auch den Handel der Lombarden. Roscher hat schliesslich das Entstehen der Judenfeindschaft aus eben demselben Handelsneid in endgültiger Weise gezeigt.²³⁾ Bei den Juden war verschärfend hinzugekommen: ihre aus einer tausendjährigen Zivilisation mitgebrachte grössere geistige Beweglichkeit gegenüber der schwerfälligeren Umgebung, konfessionelle Gründe, die sie von Zünften und Gilden und damit vom Handwerk ausschlossen, das Zinsverbot der Kirche,

Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer.“ Vgl. auch 29. 11—14, 31. 4—7, u. s. w.

²³⁾ Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt. 3. Aufl. 1878. II. Band, S. 334 ff.

das ihnen den Geldhandel reservierte, schliesslich die Fürstenpolitik. Nach germanischem Recht galten alle Fremden und ihr Eigen als Eigentum des Königs, in England war es den Juden selbst verboten, Zins- und Schulderlässe oder sonstige Zahlungserleichterungen zu gewähren, da dies ja das Vermögen des Königs betraf. Die beliebteste Besteuerung jener Zeit bestand darin, dass der König die Juden zum Wucher anhielt und sie dann ausplünderte, wobei aber der Hass seinen unfreiwilligen Steuereinnehmern verblieb.

Das Recht ist die Form, in die die sozialen Machtfaktoren vornehmlich in bezug auf Familie und Eigentum sich kleiden. Wer jene nicht begreift, wird kaum einen richtigen Begriff vom Recht sich zu bilden imstande sein. Was Chamberlain diesbezüglich vorbringt, rechtfertigt die schlimmsten Vorahnungen.

„Im letzten Grunde,“ (sic!) eröffnet er uns, „wird ein Recht hauptsächlich von zwei Dingen beeinflusst werden und somit von ihnen seine bezeichnende Farbe erhalten: von dem moralischen Charakter des Volkes, in welchem es entsteht, und von dessen analytischem Scharfsinn.“ (164.) Aus einem „glücklichen Gemisch“ beider sei das römische Recht entstanden. Kurz vorher (123) wurde als Bedingung des römischen Rechts der römische Staat angeführt, doch alsbald verlor Chamberlain wieder diese richtige Spur. Tatsächlich ist das römische Recht das natürliche und selbstverständliche Produkt des römischen Staates, zu dessen Erklärung es gar keiner weiteren „letzten Gründe“ moralischer und intellektueller Art bedarf. Die Entwicklung des Rechts hielt genau Schritt mit der des Staates, seiner sozialen Struktur im Innern und seiner Expansion. Ein Weltreich braucht ein Weltrecht; wie man dem Legionar und römischen Kolonisten nicht zumuten konnte nach syrischem oder griechischem Recht zu leben, so konnte man auch den Provinzialen nicht nach den veralteten Formen der XII Tafeln sich richten lassen. Niemand hat die Fabel von der natürlichen Befähigung der Römer zum Recht schärfer abgetan als Mommsen²⁴⁾. Ein Blick, meint er, auf das „beispiellos schwankende und unentwickelte römische Kriminal-

²⁴⁾ Vide Mommsen, röm. Geschichte, 4. Aufl. 1865, I. Band, S. 438. Über die schlechte Ausbildung des röm. Strafrechtes, S. 440.

recht könnte von der Unhaltbarkeit dieser unklaren Vorstellungen überzeugen u. s. w.“ Offenbar müsste ein besonders feines Rechtsgefühl zunächst ein vortreffliches Strafrecht, wo es sich doch um Leib und Leben, um den Schutz der sittlichen Ordnung handelt, herstellen, nicht aber ein Privatrecht, dessen Zweck durch den privaten Egoismus bestimmt wird. Sklavenwesen und die politische Parteiung haben aber die Römer nie in den Besitz eines befriedigenden Strafverfahrens gelangen lassen²⁵⁾.

Diese Tatsachen hindern Chamberlain nicht, seine „letzten Gründe“ breit auszumalen. Bei den Semiten habe zur Rechtsbildung der moralische Untergrund, bei den Deutschen der Scharfsinn gefehlt. (170.) Was den Scharfsinn der Römer betrifft, so genüge Mommsens Bemerkung²⁶⁾, „dass sie sich in den mathematischen und mechanischen Wissenschaften zu keiner Zeit ausgezeichnet haben“ und ihr altes Kalenderwesen von „barbarischer Gleichgültigkeit“ gegen die Zeitmessung Zeugnis ablegte. Als man endlich die griechische Zeitrechnung einfuhrte (263 vor Christus), begegnete es, dass man eine Sonnenuhr auf dem Forum aufstellte, die für das um 4 Grad südlicher liegende Katana gearbeitet war und sich ein Jahrhundert lang danach richtete, was auf besonderen Rassenscharfsinn schliessen lässt. Selbst die von Cäsar vorgenommene Kalenderreform, die bis zur gregorianischen Verbesserung galt, erreichte an Genauigkeit nicht die Zeitmessung der alten Majavölker in Mittelamerika²⁷⁾. Häbler urteilt, dass auch das Zahlensystem dieser Indianer dem der Griechen und Römer an geistiger Schärfe überlegen gewesen sei. Die Behauptung, den Deutschen habe der Scharfsinn zur Rechtsbildung gefehlt, möchten wir im Geiste der Rassentheorie dahin ergänzen, dass den alten Germanen zur Erfindung der Dampfmaschine das „konstruktive Genie“ gemangelt habe.

Wie schaut es mit dem „moralischen Untergrund“ aus? Dass dieser den Semiten fehlt, folgert Chamberlain aus ihrer Missachtung der menschlichen Freiheitsrechte und ihrem „grässlichen Zinswucher.“ (170.) Sollte das in Rom nicht auch vor-

²⁵⁾ Mommsen, Bnd. III., S. 480.

²⁶⁾ Mommsen, Bnd. I., S. 477, 944.

²⁷⁾ Häbler in Helmoltz Weltgeschichte, 1899. I. Band. S. 230, 240.

gekommen sein? Es gibt keinen Fachgelehrten, der nicht die rücksichtsloseste Habgier als römischen Zug hervorgehoben hätte. „Le fond du caractère romain n'était pas l'amour de la guerre, c'était l'amour de l'argent“, sagt einer der Grössten²⁹⁾. Immer wieder weist Mommsen darauf hin³⁰⁾. „Wo das Recht des Gläubigers anerkannt wird, da ist es so allmächtig, dass dem Armen nirgends eine Rettung, nirgends eine menschliche und billige Berücksichtigung sich zeigt u. s. w.“ „Einer Wittwe Habe mag sich mindern, schrieb Cato in dem für seinen Sohn aufgesetzten Lebenskatechismus, der Mann muss sein Vermögen mehren und derjenige ist ruhmwürdig und göttlichen Geistes voll, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode nachweisen, dass er mehr hinzuerworben, als ererbt hat.“ In Rom, sagt Polybios, schenkt keiner jemandem etwas, wenn er nicht muss, und niemand zahlt einen Pfennig vor dem Verfalltag, auch unter nahen Angehörigen nicht. Die Ausbeutung der Sklaven, die Auswucherung der armen Freien und der Provinzen erreichte die Grenzen des Möglichen, man folterte den Schuldner, zerstörte blühende Städte aus Handelsrivalität, wie Karthago und Korinth (Mommsen, II, S. 402). Die Geschäftsleute liessen sich öffentliche Funktionen übertragen, erwarben Offiziersstellen und Gesandtenposten, um ihre Forderungen einzutreiben. Ein ehrenwerter Bankier blockierte wegen einer Forderung an die Stadt Salamis auf Kypros den Gemeinderat im Rathaus so lange, bis fünf der Ratsmitglieder Hungers gestorben waren. „Nirgends wohl ist der Kernsatz des Sklavenstaats, dass der reiche Mann, der von der Tätigkeit seiner Sklaven lebt, notwendig respektabel, der arme Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, notwendig gemein ist, mit so grauenvoller Sicherheit, als der unwidersprechliche Grundgedanke des ganzen öffentlichen und privaten Verkehrs anerkannt worden“, sagt Mommsen. Ihering weist des weiteren darauf hin, wie die plutokratische Tendenz des römischen Rechts die formale Gleichheit in eine sehr fühlbare Ungleichheit verwandelte. Man erschwerte durch die hohen Einsätze

²⁹⁾ Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France 2. ed. 1877. vol. I. pag. 308.

³⁰⁾ Mommsen, röm. Geschichte, I. Bnd. S. 161, 273, 297. 846 ff. bes. 860 ff., II. Bnd., S. 78, 400 ff., Bnd., S. 504 ff., 528 u. s. w.

im Sakramentsprozess dem Armen die Erlangung seines Rechtes und bestrafte die häufig von Armen begangenen Verbrechen ungleich härter als die der Reichen³⁰⁾. Die altrömische Gerechtigkeit“, sagt er „hat doppeltes Gewicht, ein schweres für die Reichen ein leichtes für die Armen.“ (S. 412).

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um „Rassenzüge“ der Römer, sondern in ältester Zeit um den gewöhnlichen Bauerngeiz, der später durch den psychologischen Reflex der Klassenscheidung und Sklavenwirtschaft ins Ungeheure gesteigert wurde. —

Kehren wir aber zu Chamberlain zurück. „Die Missachtung der rechtlichen Ansprüche und der Freiheit anderer ist ein in allen mit semitischem Blute stark durchsetzten Völkern wiederkehrender Zug. Schon im uralten Babylonien hatten sie ein feinausgearbeitetes Handels- und Obligationsrechts; aber selbst auf diesem beschränkten Gebiet geschah nichts, um dem grässlichen Zinswucher zu steuern, und an die Wahrung menschlicher Rechte³¹⁾, etwa der Freiheit, hat man dort nie auch nur gedacht.“ Der Wucher wird damit illustriert, dass der „gewöhnliche Zinssatz in Babylon 20—25%“ betragen habe. „Wann wird man uns denn endlich mit der alten erlogenen Märe in Ruhe lassen, die Semiten seien erst in den letzten Jahrhunderten infolge christlicher Bedrückungen zu Zinswucherern geworden?“ — „Aber auch unter günstigeren Bedingungen, z. B. bei den Juden, hat sich nie auch nur ein Ansatz zu einer echten Rechtsbildung gezeigt; das scheint sonderbar; ein einziger Blick auf die Rechtssätze des grössten jüdischen Denkers, Spinoza, löst das Rätsel. Im „politischen Traktat“ (II. 4. und 8.) lesen wir: „Ein jeder hat

³⁰⁾ Vgl. Jhering, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. 7. Auflage. 1898. „Reich und Arm im altrömischen Zivilprozess.“ (S. 175—232). Dazu Anhang S. 408—425.

³¹⁾ Diese plötzliche Anrufung der Menschenrechte ist bemerkenswert, weil Chamberlain ihre Erklärung seitens der französischen Revolution anderswo (337) „hohle Phrasen“ und einen „parlamentarischen Wisch“ nennt und auf S. 503 lehrt, die Freiheit sei keineswegs „ein abstraktes Ding, auf welches jeder Mensch von Hause aus ein Anrecht hätte“, sondern man müsse Befähigung und Kraft zu ihr haben. Dies fehle aber Semiten, Halbsemiten, Chinesen etc. ebenso, als es den Germanen zukommt.

soviel Recht, als er Macht besitzt!“ hier könnte man allenfalls glauben, es handle sich lediglich um eine Feststellung tatsächlicher Verhältnisse, denn dieses zweite Kapitel ist überschrieben „vom Naturrecht“. In der „Ethik“ jedoch (J. IV. Anhang 8) steht schwarz auf weiss: „Nach dem höchsten Recht der Natur ist einem jeden Menschen unbeschränkt das zu tun gestattet, was nach seinem Urteil zu seinem Nutzen gereichen wird“; und in der Abhandlung „Von der wahren Freiheit“ heisst es: „Um das, was wir zu unserem Heil und zu unserer Ruhe fordern, zu erlangen, bedürfen wir keiner anderen Grundsätze, als allein, dass wir das beherzigen, was zu unserem eigenen Vorteil gereicht.“ — Im Anschluss erzählt Chamberlain noch, ein jüdisches Mitglied des „verruhten Petroleumringes“ hätte ihm auf alle Argumente bezüglich der Verwerflichkeit eines solchen Ringes nur geantwortet: „ich kann's, folglich darf ich es.“ „Buchstäblich Spinoza, wie man sieht.“ „Hiemit hängt jene schwere Frage zusammen, ob es in germanischen Ländern gestattet sein sollte, Männer jüdischen Stammes zu Richtern zu ernennen.“ (Buchstäblich Chamberlain, wie man sieht auf S. 171.)

Der Ernst dieser Frage, die Chamberlain noch weiter fortspinnt, veranlasst uns, seine „Argumente“ etwas näher zu betrachten.

1. Semitischer Wucher in Babylon.

Es wird einem wirtschaftlich Gebildeten nicht sofort einleuchten, ob bei der grossen Bodenfruchtbarkeit, dem hohen Gefahrmoment und geringem Kapitalsangebot der alt-orientalischen Wirtschaft selbst ein Zinsfuss von 20—25% immer ein Zeichen „grässlichsten Zinswuchers“ sein muss. In sumerischen Rechtsurkunden kommt ein 20%iger Zins vor, in den von Oppert und Ménard herausgegebenen assyrischen Urkunden geht er bis 25%, in Ägypten bis 30%; in Athen konnte Aeschines, ein Schüler Sokrates, kein Geld unter 36% auftreiben, Cicero spricht von 48%, in der römischen Kaiserzeit erscheint ein Zins von 25% als ungewöhnlich gering. Bei den arischen Indern war nach Manu VIII. 140. 142. und den Erläuterungen Kullukas der Zinsfuss nach Klassen abgestuft und zwar zwischen 15% und 60%. Er fiel mit wachsender

Sicherheit und höherer sozialer Klasse, so dass ein Çudra 60%, ein Brahmane 24% nehmen durfte.²⁹⁾ Hält dies Chamberlain auch für „grässlichen Zinswucher“?

2. Menschliche Rechte und Eigentumsfanatismus.

Die gegebenen Zitate Mommsens zeigen, wie das bezügliche Verhältnis sich in Rom stellte. Ihering führt a. a. O. aus, wie gering Vergehen gegen die Person in Altrom bestraft wurden, während die Heiligkeit des Eigentums mit barbarischer Härte geschützt war. Notzucht und Freiheitsberaubung werden in alter Zeit gar nichts besonders erwähnt. Der reiche Grundherr, der seinem Arbeiter Arm oder Bein entzweischlägt, büsst es mit der kleinen Summe von 300 As. Die Vergewaltigung seiner Magd kommt ihm höchstens auf 25 As zu stehen. Wer dagegen beim Diebstahl auch nur der geringwertigsten Sache (Gaius nennt als Beispiel Oliven oder Weintrauben) abgefasst, oder in wessen Haus das Gestohlene auf Grund einer solennen Haussuchung gefunden wurde, der büsste es mit körperlicher Züchtigung und Verlust der Freiheit, er wurde Sklave des Bestohlenen. Auf nächtlichem Felddiebstahl stand Todesstrafe. Die Entwicklung des späteren Rechts veränderte das Verhältnis von Personal- und Eigentumsschutz. Die soziale Entwicklung und die Veränderung der Machtverhältnisse hebt die Schätzung der Person und drückt die des Eigentums herab. Eine interessante Beleuchtung findet Chamberlains Behauptung über die Zustände in Babylon durch die neugefundenen Gesetze Hammurabis, der um 2250 v. Chr. König von Babylon war.³⁰⁾ In der Vorrede zählt der König seine Ruhmestaten auf. Es sind ausschliesslich Kulturwerke, Tempelbauten, Errichtung von Wasserleitungen, Niederwerfung von Räubern, Förderung des Ackerbaus, Verschonung unterworfenen Städte u. s. w., die den stolzen Titel rechtfertigen, den der König sich beilegt: Hammurabi, der hohe Fürst, der Gott fürchtet, (berufen), um

²⁹⁾ Vide Kohler, Indisches Obligations- und Pfandrecht. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft III., S. 176. Die anderen Beispiele aus Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, 1895. II. Band, S. 640/1 ff.

³⁰⁾ Gesetze Hammurabis, übers. v. Dr. Hugo Winkler. 2. Aufl. 1903 (in „Der alte Orient“, herausgeg. von der vorderasiat. Gesellschaft, IV., 4).

dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, den Schlechten und Bösen zu vernichten, damit der Starke dem Schwachen nicht schade, um das Wohlbefinden der Menschen zu fördern u. s. w.³⁴⁾

Die Gesetze ähneln in ihrer Casuistik und Form oft den XII Tafeln, doch ist vielfach ein humanerer Zug nicht zu verkennen und rein juristisch stehen sie unstreitig höher, wie es ja bei der im Vergleich zu Altrom bereits weit entwickelteren Zivilisation Babylons natürlich war. Zwar wird Diebstahl und Raub, Verläumdung, falsches Zeugnis, Desertion u. dgl. sehr strenge, mit dem Tod bestraft, wenn nicht Ablösung eintreten kann. Doch hat zum Beispiel der Schuldner eines Kapitals, der von Misswachs betroffen wird, Anspruch auf Erlass der Zinsen für das Jahr — eine sozialpolitische Milde, die das römische Recht niemals gekannt hat (Artikel 48). Die Pacht darf auch nach königlichem Tarif in natura gezahlt werden. (Art. 51.) Die Teilpacht wird in für den Arbeiter günstigem Sinn geregelt. (Art. 60 ff.) Bei versuchter Abstreitung einer bereits geleisteten oder erst zu leistenden Summe wird der Gläubiger doppelt so schwer gestraft als der Schuldner. (Art. 107.) Die Familienzucht ist streng. Im Gegensatz zu Rom darf der Mann weder ohne Einwilligung der Frau beliebig Kebsweiber nehmen (Art. 144.), noch die Frau, die Kinder geboren hat, ohne Alimentation verstossen. (Art. 137.) Während in Rom der Vater seinen Sohn frei verkaufen konnte, ist dies in Babylon nicht nur nicht gestattet, sondern sogar der Vater nicht berechtigt, den Sohn beliebig zu verstossen. Bei einer schweren Schuld des Sohnes soll ihm einmal verziehen werden, erst beim zweitenmal darf der Vater ihn verstossen. (Art. 169.) Nichtlegitime Kinder von Freien und Sklaven sind weit günstiger gestellt als in Rom (171.), die unfreie Nebenfrau wird nach dem Tod ihres Herrn samt ihren Kindern frei und darf im Wohnsitz ihres Mannes bleiben. Das Prinzip der „ärgeren Hand“ wird in manchen Fällen nicht anerkannt. (175.) Lohnsteuern schützen den Arbeiter. Diese flüchtige Uebersicht sei mit einem Vergleich der römischen und babylonischen Ausgestaltung der Schuldhafte beschlossen. Bekanntlich steht

³⁴⁾ Vgl. auch S. 40 ff. der Winklerschen Uebersetzung.

am Eingang des altrömischen Schuldrechtes das Institut des Nexum, das Shakespeare im „Kaufmann von Venedig“ dramatisch verwendet hat. Zahlte der Schuldner nicht, so war er ohne weiteres Verfahren der Schuldknecht des Gläubigers. Die III. Tafel³⁵⁾ schreibt bezüglich seiner Behandlung vor: „Er werde mit einem Strick oder mit 15pfündigen Ketten gefesselt, aber nicht mit leichteren, wenn aber der Gläubiger will mit schwereren.“ Wenn der Schuldner sich nicht selbst beköstigte, musste ihm der Gläubiger täglich ein Pfund Mehl geben und da das kaum zum Leben hingereicht haben dürfte, bestimmt das Gesetz lakonisch: Si volet, plus dato. Nach einer Frist wurde der Schuldknecht in die Fremde verkauft oder auch getötet. Endlich aber stand es den Gläubigern frei, den Bankerotteur in Stücke zu schneiden und ihren Anteil zu nehmen. „Nach drei Nundinen (17 Tagen), sagt die III. Tafel, sollen sie ihn in Stücke schneiden.“³⁶⁾ Wenn sie aber mehr oder weniger herunterschneiden (als ihr Anteil ausmacht), so soll das nichts bedeuten.“ Hätte Shylock seinen Vertrag so vorsichtig verklausuliert, so hätte die Weisheit Portias wenig vermocht. Gegenüber dieser formalen Härte sind die Artikel 116—119 der Hammurabischen Tafel von beträchtlicher Milde. Der Schuldknecht samt Frau, Sohn und Tochter wird nach drei Jahren Frondienst frei, gegen lebensgefährliche Misshandlung wird er strenge geschützt.

Wir können also Chamberlains Ansicht über die Missachtung aller menschlichen Rechte in Babylon im Vergleich mit Altrom nicht anerkennen. Über die Tendenz der jüdischen Rechtsanschauung bezüglich Eigentum und Wucher wollen wir nur eine Quelle anführen — H. St. Chamberlain selbst: „Hier (in Israel), sagt er, wagten es Männer mitten aus dem Volke, die Fürsten dieser Erde als „Diebsgesellen“ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, „die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis das sie allein das Land besitzen!“ Das war eine andere Auffassung des Rechts als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte, als der Besitz.“ (S. 47.) Und trotzdem fehlte den

³⁵⁾ Vide Fontes juris Romani antiqui ed. Bruns. 1893, pag. 20.

³⁶⁾ Wahrscheinlich wurde dies nur als Schreckmittel gegen Gläubiger verwendet, die sich über den Zwangsverkauf nicht einigen wollten.

Juden die moralische Grundlage zur Rechtsbildung, die die Römer besaßen!

3. Spinozas Rechtsphilosophie.

Chamberlain beweist mit seinen Ausführungen über Spinoza sehr lehrreich, wie man fälschen kann, ohne ein Wort falsch widerzugeben. Spinozas Auffassung von Recht und Moral (soweit sie uns angeht) lautet: Der Mensch ist ein Naturwesen, daher den Naturgesetzen unterworfen, die ein Gut und Böse nicht kennen. „Mit dem höchsten natürlichen Recht bemächtigen sich daher die Fische des Wassers und fressen die grossen die kleinen.“⁸⁷⁾ Die Natur verbietet nichts, da sie ja nicht um des menschlichen Vorteils willen da ist. Es wäre wunderbar, wenn jemand in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter anders denken würde. Chamberlain selbst proklamiert diese Auffassung geradezu als die echt „germanische“. (Vide 509, 774 u. s. w.) „Was Sittlichkeit anbelangt, so zeigt jeder unbefangene Blick, dass die Natur weder moralisch noch vernünftig ist. Die Begriffe Güte, Mitleid, Pflicht, Tugend, Reue sind ihr ebenso fremd, wie vernünftige, symmetrische, einfach zweckmässige Anordnung.“ (S. 937.) Es beleuchtet taghell die philosophische Bildung Chamberlains, wenn er sogleich nach dieser Erklärung, die Natur sei weder moralisch noch vernünftig, fortfährt: „Die mechanisch deutbare Natur ist schlecht, dumm und gefühllos...“ Eine nette Naturphilosophie! Spinoza begründet nun die Tugend intellektualistisch, sie sei die Erkenntnis des höchsten Gutes und das Streben danach. Buchstäblich Sokrates, wie man sieht. Die Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst, dem Weisen fällt also das Streben nach dem Förderlichen und nach dem Guten zusammen. Das Tugendstreben wird aber durch die zivilisierte Gesellschaft erleichtert, schon daraus⁸⁸⁾ entspringt die Notwendigkeit des Altruismus, der aber auch tiefere Wurzeln hat. Jene Menschen, die der wahren Erkenntnis noch nicht teilhaftig sind, müssen wenigstens durch das positive Gesetz — den auf das soziale

⁸⁷⁾ Spinoza. Theologisch-politischer Traktat, übersetzt von Stern. S. 296. Vergl. das ganze XVI. Kapitel.

⁸⁸⁾ Vergl. Spinoza, Theolog. polit. Traktat, S. 100.

Wohl gerichteten Mehrheitswillen — sich leiten lassen und durch Lohn und Strafe gelenkt werden.³⁹⁾

Was diese Auffassung mit babylonischem Wucher und dem Petroleumring zu tun hat, weiss der Teufel. Der jüdische Petroleumwucherer⁴⁰⁾ lebte doch wohl nicht im Naturzustand? Gerade die spinozistische Staatslehre, die die absolute Unterwerfung unter den demokratischen Mehrheitswillen um des gemeinen Wohls willen fordert, würde eine strenge Trustgesetzgebung, ja sogar eine sozialistische Regelung rechtfertigen. Was aber die Moral anlangt, so hat wohl noch niemand behauptet Spinozas höchstes Gut, dessen Erstrebung die Tugend bildet, sei identisch mit Trustaktiendividenden oder die höchste Erkenntnis vertrage sich mit wucherischer Ausbeutung der Mitmenschen.

Diese ganze Abschweifung ins Semitische, die wir notgedrungen mitmachen mussten, findet sich bei Chamberlain mitten in dem Kapitel über „Römisches Recht“! Alles hat uns gezeigt, dass bei den Römern weder ihr vortrefflicher moralischer Untergrund noch ihr nie erreichter Scharfsinn hinreichen, um die Entwicklung des Rechtes zu erklären. Das Beste, was das römische Recht enthält, stammt aus der weiten Welt, nicht aus Latium. Nicht als ob das jus gentium direkt fremdes Recht gewesen wäre, ebensowenig als unser Handelsrecht es ist, obwohl wir den romanischen, arabischen, nordischen, jüdischen Einfluss in ganz positiven

³⁹⁾ Spinoza, Ethik übers. von Stern, S. 273. „Hieraus folgt, dass Menschen, die sich von der Vernunft regieren lassen, d. h. Menschen, die nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, nichts für sich verlangen, was sie nicht auch für andere Menschen begehren, und also, dass sie gerecht, treu und ehrenhaft sind.“

⁴⁰⁾ Kennt Chamberlain den Urheber und Haupteigentümer des Petroleumtrusts, den keineswegs jüdischen John Rockefeller, nicht? Hätte er von diesem wohl eine andere Antwort bekommen? Bei den Germanen nennt Chamberlain übrigens die kapitalistische Ausbeutungstendenz „ein gewisses hochgeartetes Streben nach Besitz“. (S. 755.) Es besteht sogar eine Verwandtschaft zwischen ihrem Talent zur Börsenspekulation und ihrer philosophischen Spekulationsgabe! (Kein Witz! Wörtlich bei Chamberlain S. 724.) Also bei Rockefeller ist es ein „gewisses hochgeartetes Streben“ und germanischer Spekulationstrieb (offenbar ist R. Kantianer), während sein jüdischer Mitaktionär vor jeder Generalversammlung sich aus Spinozas „Ethik“ neue Wucherbegeisterung holt.

Rechtssätzen genauestens nachweisen können. Aber die Römer nahmen das Beste einer tausendjährigen moralischen und juristischen Entwicklung so vieler Völker, das der allgemeine Verkehr angenommen und gebilligt hatte, in ihr Recht auf und klärten gleichzeitig dieses von allem national Exklusiven. So entwickelte sich ihr Recht wirklich zum Ausdruck der „allgemeinen Vernunft“ oder des „gesunden Menschenverstandes“, wie er auf dem sozialen Boden der Antike überhaupt möglich war. — Chamberlain dreht natürlich, wie öfters (vgl. seine Schilderung des vorchristlichen Judentums!) die ganze historische Entwicklung einfach um. Das Recht soll in Rom „von Anfang an unendlich fein empfunden und gedacht“ worden sein, was ein Blick auf die Fragmente des altrömischen Rechts widerlegt. Es ist ganz falsch, dass schon ein halbes Jahrtausend vor Christus die römischen Bauern die genaueste Rechtskenntnis besaßen oder gar schon die Anwendungsfälle des Besitzschutzes bei fehlendem Eigentum wussten (wie Chamberlain zuversichtlich behauptet S. 169), denn das römische Recht war trotz der XII Tafeln die längste Zeit faktisch ein Geheimrecht, das die aristokratische Priesterschaft sorgsam verborgen hielt, um die Rechtsbedürftigen in Abhängigkeit zu halten, und speziell der Besitzschutz ist das Erzeugnis einer viel späteren Epoche. Dafür setzt Ch. das Kaiserrecht herab, das tatsächlich die höchste Vollendung des römischen Rechtes bedeutet. Schon in der „klassischen Epoche“ wittert er den „asiatischen“ Einfluss und macht den armen Gaius, von dessen Personalien wir einzig den Namen wissen, zum Juden. Heiter ist es auch, wenn er die römische Rechtssymbolik, in der sich der „künstlerische Instinkt“ und die „spezifisch indoeuropäische Anlage“ (166) zeige, feiert und behauptet, in diesem „künstlerischen Element“ liege die „magische Kraft der römischen Erbschaft“, „das Unverwüstliche und ewig Unvergleichliche“, — als ob die feierliche alte mancipatio rezipiert worden wäre und nicht das formlose Machtgeschäft. Ueberhaupt sind Kunst — das freischöpferisch Entstandene — und Recht — die Fixierung der schon vorhandenen sozialen Machtverhältnisse — absolute Gegensätze. Unsere Untersuchung hat gezeigt, dass das römische Recht keineswegs der Ausfluss bestimmter Rassen-

anlage ist. Am Beginne seines Kapitels versichert Chamberlain, es gebe ein „moralisches Ariertum“ (S. 122) im „Gegensatz zu einem moralischen Nichtariertum“ und im Recht komme dies zum schärfsten Ausdruck. Wir wollen das negative Ergebnis, das wir durch die Vergleichung einiger arischer und semitischer Rechtssätze erzielt haben, durch das Urteil eines hervorragenden Ethnologen erweitern, der sich dabei auf die Ansicht des Begründers und berühmtesten Vertreters der ethnologischen Rechtswissenschaft, Post, beruft. Freiherr von Andrian sagt über die ethnologische Jurisprudenz:⁴¹⁾ „Das vorläufige Resultat dieser Bestrebungen deckt sich vollkommen mit der Annahme einer allgemeingiltigen psychischen Anlage. Die Unabhängigkeit der wichtigsten und durchgreifendsten Sozialformen von der Rasse ist schon heute als unantastbares Axiom anerkannt. Mit einer fast unheimlichen Konsequenz, sagt Post, erscheinen dieselben oft höchst eigentümlichen Rechtsbräuche bei den verschiedensten Völkern der Erde und vielfach bei solchen, bei denen es undenkbar ist, dass sie anders als originär entstanden sind. Es ist daher fast hoffnungslos aus dem Rechte eines Volkes einen Rückschluss auf seine Abstammung zu ziehen. Nach Dargun verhalten sich die Familienrechte aller Völker zu einander ähnlich, wie die Sprachen eines und desselben Sprachstammes z. B. des arischen sich zu einander verhalten.“ Ebenso sagt Post:⁴²⁾ „Ganz dieselben Grundzüge der Organisation begegnen uns bei Völkern, bei denen es als zweifellos angesehen werden kann, dass sie niemals mit einander in irgend einen sozialen Konnex gekommen sind, so dass eine Rezeption ganz ausgeschlossen erscheint. Die Einheit des Menschengeschlechts dokumentiert sich hier in wahrhaft überraschender Weise u. s. w.“

Man wird zugeben, dass das bisher nachgewiesene Missverstehen aller staatlichen Grundlagen die Fähigkeit Chamberlains, einen richtigen Begriff vom Staat zu bilden, sehr

⁴¹⁾ Ferdinand v. Andrian „Einige Resultate der modernen Ethnologie“ in „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie“ u. s. w. XXVI., 1895, S. 68.

⁴²⁾ Post, Studie zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. 1889, Vorrede.

zweifelhaft macht. Was er vorbringt gehört zu den plattesten Phrasen, mit denen er gewöhnt ist, die Lücken seines Begreifens zu verdecken. Freiheit und Treue sind nach ihm die staatenbildenden Eigenschaften der arischen und speziell der germanischen Rasse. Natürlich fehlen sie den Semiten und Juden, die einesteils den Begriff des „Untertanenseins“ in die Welt gesetzt und damit allen Absolutismus verschuldet haben, andernfalls wegen ihrer Untreue niemals einen dauerhaften Staat zu gründen im Stande waren. Der „Begriff des Untertanenseins war allen Zweigen der Indoeuropäer ebenso fremd, wie der des Grosskönigs“ (S. 148). Merkwürdig nur, dass schon das Wort „Grosskönig“ (μεγας βασιλευς) als Bezeichnung eines arischen Fürsten, nämlich des Perserschahs⁴³⁾, entstand! Von Absolutismus in Indien, Iran, Altrom, Russland u. s. w. ist Chamberlain nichts zu Ohren gekommen. Die Semiten hätten wegen ihrer Untreue niemals dauernde Staaten⁴⁴⁾ gebildet. Wo

⁴³⁾ Die sklavische Vergötterung der Könige seitens der alten arischen Perser hoben schon die Griechen mit Abscheu hervor, sie findet sich auch in Indien. Noch heute, wo die Perser bereits überaus gemischt sind, wird ihre Sklavennatur hervorgehoben gegenüber dem demokratischen Wesen der Araber. Vgl. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams 1868, S. 17, 33, 34, 360, 363 ff.

⁴⁴⁾ Reizend ist der (einzige) Beleg, den Professor Barth für die Wirkung der Rassenkräfte in der Geschichte anführt. Er weist nämlich darauf hin, dass von den aus der islamitischen Kultur entstandenen Reichen nur eines noch heute übrig sei, das persische. „Es dürfte schwer sein, für dieses Beharrungsvermögen eine andere Ursache zu finden, als den Rassencharakter der Perser, die als Arier mehr politische Fähigkeiten besitzen, als die Semiten etc.“ (Paul Barth, Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer, Leipzig 1890. S. 140.) Als Professor der Philosophie sollte Barth weniger darauf sehen, ob eine Erklärung schwer oder leicht zu finden, als darauf, ob sie wahr oder falsch ist. Es muss beachtet werden: 1) dass die Herrscher Persiens türkischer Abstammung sind. 2) dass die Perser allgemein als treulos und feig gelten. Die Türken sind die geborenen Soldaten, während die Perser für so feig angesehen werden, dass fast alle Soldaten der persischen Armee Türken sind. (Ratzel, Völkerkunde, 1895. II. Band, S. 573, 604, 608.) 3) dass die heutigen Perser ein aus iranischen, türkischen, mongolischen, semitischen, armenischen kaukasischen u. a. Elementen zusammengesetztes Mischvolk sind, das keineswegs einfach „arisch“ genannt werden kann. (Ebenda S. 602—3.) 4) Die Zustände Persiens sprechen nicht eben für politische Befähigung seiner Lenker und Völker. Ja in Barths eigener Zeitschrift (Vierteljahresschrift für wissenschaftl. Philosophie und Soziologie XXVI. 1902. S. 106)

findet sich aber ausser China und Ägypten in der ganzen Weltgeschichte ein Reich, das sich an Dauer mit Babylon messen kann⁴³⁾? Bei den Juden findet Chamberlain die Untreue besonders gravierend, weil sie mit schönem Undank verbunden ist. Zuerst hätten die Juden das milde und nachsichtig regierende Rom, dessen Herrschaft eine Wohltat für sie war, durch fortwährende Empörungen zur Zerstörung Jerusalems gezwungen. (S. 138—142.) Noch viel schwärzeren Undank bekundeten sie in Spanien. „Gerade unter der Regierung desjenigen Westgothenkönigs, der sie mit Wohltaten überhäuft hatte, rufen sie die stammverwandten Araber aus Afrika herüber, ohne Hass, nur weil sie dabei zu profitieren hoffen, verraten sie ihren edlen Beschützer“ (S. 334), worauf sie später den Ruin des Maurenstaates herbeigeführt hätten. Wenn wir diesen Satz, der beinahe so viele Fälschungen als Worte enthält, herausgreifend beleuchten, so geschieht dies, um uns den Ekel zu

fragt der bekannte Ethnologe Steinmetz: „Warum äusserte sich der politische Sinn der Arier nie im jämmerlichen Konglomerat des persischen Reiches?“ — Nach dieser Leistung, die so recht charakteristisch dafür ist, wie leicht man mit „Rasse“ alles erklären kann, wenn es auf die Wahrheit nicht gerade ankommt, wäre es das höchste Unrecht Herrn Professor Barth den Sonnen- und Löwenorden und einen Ruf an die Universität Teheran vorzuenthalten.

⁴³⁾ Selbst das in sozialer Beziehung mit Recht ungünstig beurteilte Karthago hat staatlich eine sehr achtungswerte Rolle gespielt. Polybios stellt seine Verfassung der römischen gleich, so hoch er die letztere auch pries. Aristoteles (Politik, II. 8. übersetzt von Stahl S. 160) rühmt ihr nach, dass „weder irgend ein erheblicher Aufstand sich erhoben hat, noch ein Tyrann.“ (Nach Chamberlain besitzen die Semiten nur für „Despotie und AnarchieBefähigung.“) (S. 503.) Über die karthagische Verwaltung in Spanien, wie sie Hamilkar einführte, urteilte der grimmige Punierfeind Cato, als er Spanien gesehen hatte, dass kein König wert sei, neben Hamilkar Barkas genannt zu werden. (Mommsen I. Band. S. 573.) Chamberlain dagegen (S. 137) nennt die Semiten „authentische Räuber, die nur insofern zivilisieren, als sie mit beneidenswerter Intelligenz alle praktisch verwertbaren Erfindungen aufzugreifen und zu verarbeiten, und bei fremden Völkern im Interesse ihres Handels künstliche Bedürfnisse grossziehen verstehen, sonst aber selbst ihren nächsten Stammesangehörigen jedes menschliche Recht rauben, — die nirgends etwas organisieren, ausser Steuern und unbedingter Knechtschaft, die überhaupt, gleichviel wo sie auch Fuss fassen, niemals ein ganzes Land ordnend zu beherrschen trachten, sondern stets nur auf Handelobjekte fahnden, sonst aber alles so barbarisch lassen, wie es ist u. s. w.“

ersparen, die fortwährenden „illustrativen“ Tendenzlügen einzeln zu besprechen. Ein Beispiel Chamberlainscher „freischöpferischer Anlage“ genüge. (1.) Verschweigt Chamberlain, die unausgesetzten und an Härte alles übertreffenden Judenverfolgungen⁴⁶⁾, die nicht etwa der Pöbel, sondern Staat und Kirche im Westgothenreich veranstalteten, und die doch wohl etwas Hass in den „Beglückten“ erregt haben dürften. (2.) Die angeblichen Wohltaten, mit denen Witica die Juden überhäuft haben soll, bestehen in der Abschaffung einiger Bedrückungsmassregeln. (3.) Hält es die Forschung für sehr wahrscheinlich, dass diese Massregeln gar nicht erfolgt sind, sondern dem König bloss von seinen Feinden als Verläumdung entgegengehalten wurden. Tatsächlich wurde jeder König, der sich der Pfaffenmacht nicht ganz unterwarf vom Klerus beschuldigt, er lasse es an Energie im Judenverfolgen fehlen. (4.) Ist der angebliche Verrat der Juden gänzlich unbeglaubigt. (5.) Werden die wirklichen Verräter von der Überlieferung mit gutem Grund in westgothischen Adelligen gesehen, deren Namen und Beweggründe berichtet werden.⁴⁷⁾

⁴⁶⁾ Vgl. die genaue Schilderung bei Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. 1881. I. Band, S. 410, 510, 514. Dahn, ein gewiss unverdächtiger Zeuge, beschliesst seine Schilderung mit den Worten: „Wahrlich, hätten die Juden in Wahrheit mit dem toleranten Islam den Umsturz dieses Reiches geplant — es ist nicht erweisbar — zu verargen wäre es ihnen nicht gewesen u. s. w.“

⁴⁷⁾ Dahn (a. a. O. S. 414) berichtet: „an Freiheit, Ehre, Gewissen, Leben, Habe fortwährend bedroht konnten sie (die Juden) den Gothenstaat nur als lebenslängliche Strafgefängenschaft, ohne Verbrechen, betrachten. Angeblich — denn bewiesen ist es nicht, aber es wäre sehr begreiflich — konspirierten nun die spanischen Juden mit den afrikanischen Juden — vielleicht auch mit den maurischen Gebietigern: und der Zweck solcher geheimer Verbindung konnte nur gerichtet sein, auf Erleichterung des Jochs der gothischen Gesetze, vielleicht — denn wie gesagt an Beweisen fehlt es — durch eine gewaffnete Erhebung, unterstützt durch die Juden und etwa auch Mauren aus Afrika.“ Darauf beschloss das Konzil: Verknechtung aller erwachsenen Juden, Verteilung derselben unter die Christen, Konfiskation ihres Vermögens, Trennung aller Judenkinder von mehr als 6 Jahren von ihren Eltern u. s. w. — Witicass „Wohltaten“ sollen (unbeglaubigt) in Rückgängigmachung dieser Bestimmungen bestanden haben. — Bezüglich der Verräter ist nicht entschieden, ob der Statthalter von Ceuta, Graf Julian, aus Privatrache oder die Söhne König Witicass gegen dessen usurpatorischen Nachfolger die Araber ins Land gerufen haben. Vgl. Gustav Diercks, Geschichte Spaniens. 1895. Bd. I. S. 147.

Im Übrigen ist die Behauptung von „Freiheit und Treue“ als Grundlagen der germanischen Staaten nur ein Geschwätz. Die Geschichte zeigt, dass die germanischen Gründungen auf dem Boden des Römerreiches ausschliesslich durch die Schwäche der Staatsgewalt gegen die in der wildesten Weise wuchernde Untreue und Tücke der Vasallenfürsten zugrunde gingen. Natürlich war diese keineswegs ein Rassenzug, sondern eben eine natürliche Folge der Lockerung aller sozialen Bande, der geringen Macht der Könige und vor allem des sich entwickelnden Feudalwesens.

Die Resultate unserer Betrachtungen auf dem hier eng begrenzten Gebiet stimmen völlig überein mit der auf die übrigen Leistungen Chamberlains gerichteten Kritik, die wir andernorts geübt haben. Die weitgehende Unkenntnis der wichtigsten Tatsachen (nur notdürftig überdeckt mit allerlei nicht zur Sache gehörigem Zitatenflitter), die mit den salbungsvollen Unparteilichkeitsphrasen in widerlichem Kontrast stehende kleinliche Gehässigkeit gegen alles Semitische oder vom Autor als semitisch Ausgegebene,⁴⁹⁾ vor allem aber der völlige Mangel des sozialen Blickes, der gesellschaftswissenschaftlichen Anschauung, — all' dies macht Chamberlain unfähig und unwürdig, uns die wahren „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ zu zeigen.



⁴⁹⁾ Die Art, wie Chamberlain allen semitischen Völkern auch die geringste selbständige kulturelle oder zivilisatorische Leistung abstreitet, ist in ihrer naiven Rabulistik für jeden Gebildeten unsäglich lächerlich. Wenn die Südsemiten etwas geleistet haben sollen, so haben sie es „gewiss“ den Ägyptern gestohlen, wobei Chamberlain ganz vergisst (oder besser: nie wusste), dass heute die grosse Mehrzahl der Anthropologen und Linguisten die Ägypter in die allernächste Verwandtschaft der Semiten stellt oder sie ihnen direkt zuzählt. Was aber die nordsemitische Zivilisation anbelangt, so wird alles auf die „Summerier“ zurückgeführt, deren Kultur sich die Babylonier angeeignet haben sollen. Nun ist es richtig, dass durch lange Zeit die Gelehrtensprache in Babylon summerisch blieb, geradeso wie bei uns durch mehr als ein Jahrtausend das Lateinische. Welcher Rasse aber die einzelnen Leistungen zufallen, können wir nicht ausmachen. Chamberlains Behauptung ist, als wollte man schliessen, die Germanen hätten nie eine selbständige Kultur entwickelt, weil sie die antike Kultur zweimal in sich aufgenommen und die längste Zeit Sprache und Recht Roms gebraucht haben. (Vgl. Winckler, Geschichte Babyloniens und Assyriens. 1892, S. 22, 52, 76.)

Über einige Anwendungen der Rassen- theorien auf die Geschichte.

Unter allen Belegen, die die Ansicht von der Bedeutung der Rassenkräfte in der Geschichte zu finden glaubt, ist der Untergang der antiken Kultur der am häufigsten gebrachte und eindrucksvollste, weshalb wir hier in Anschluss an die von Chamberlain gegebene Darstellung einmal seinen Wert eingehender prüfen wollen.

Die Ursache des römischen Verfalls wäre nach Chamberlain die durch Blutmischung bewirkte physische und geistige Degeneration gewesen.

Die fortgesetzten Mischungen mit Sklaven und Freigelassenen hauptsächlich syrischer, semitischer, afrikanischer Herkunft hätten die Römer entnervt, zu charakterlosen Mestizen gemacht . . . „Wie ein Katarakt stürzt das fremde Blut in das fast entvölkerte Rom und alsbald haben die Römer aufgehört zu sein.“ (S. 273.) Die Feder Chamberlains schwelgt in der Beschreibung der Verworfenheit des „rassenlosen Chaos“, wie er diese Periode tauft. Ignorant, abergläubisch, charakterlos, feig war es und seine Wirkung dauert noch fort. Denn sein Produkt ist das verfälschte Christentum der römisch-katholischen Kirche, ist der universalistische Gedanke in allen seinen Formen, als die Chamberlain u. a. sowohl den Grosskapitalismus, als seinen erbitterten Feind, den Sozialismus, ansieht: „Unsere gesamte geistige Entwicklung steht noch heute unter dem Fluche dieser unseeligen Zwischenstufe; sie ist es, welche noch im 19. Jahrhundert den antinationalen rassenfeindlichen Mächten die Waffen in die Hand gibt.“ (S. 296.) Der Einbruch der Germanen in das römische Weltreich muss von diesem Stand-

punkt aus als eine rettende Tat betrachtet werden, und wer etwa einen Zweifel daran hegen sollte, bekommt von Chamberlain liebenswürdig zu hören, „dass nur schändliche Denkfaulheit oder schamlose Geschichtslüge in dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte etwas anderes zu erblicken vermag als die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen.“ Die Germanen bringen der Welt erst die Idee der Freiheit, retten das Christentum und überhaupt das Ganze der Kultur.

Diese Annahme ist eine der Hauptstützen seiner Rassen-theorie. Freilich kann Chamberlain nicht die Ehre der Originalität in Anspruch nehmen. Babington hat in einer gelehrten und geist-vollen Studie gezeigt, dass hier einer der frühesten Ausgangs-punkte der Rassentheorien überhaupt zu suchen ist, und bezeugt, dass die Ansicht von der Degeneration der römischen Rasse und dem erfrischenden Einfluss germanischen Bluts „heute“ (id est 1886) die allgemein verbreitete sei.¹⁾ Die Ursache der Degeneration ist in verschiedenen Umständen gesucht worden, so in dem natürlichen Altern jedes Kultur-volkes, in der systematischen Ausrottung der Besten (Seek), ja sogar in klimatischen Veränderungen (Abbé Dubos).²⁾ Die Rassenmischung hat m. W. zuerst Gobineau betont, nachdem bereits frühere sie gelegentlich und ohne Nachdruck als einen der Gründe angeführt hatten.³⁾

Nun ist zweifellos sowohl am Anfang als am Ende der geschichtlichen Entwicklung der antiken Kulturvölker eine starke Mischung mit den verschiedensten Rassenelementen eingetreten. Trotzdem ist es unmöglich, hierin einen Grund des politischen und moralischen Verfalls zu sehen. Man tut vor allem Unrecht, sich die Rassenmischung grösser vorzustellen, als sie heute in allen Kulturländern besteht. Wenn die späteren Griechen und Römer nicht mehr Griechen und Römer genannt werden dürfen,

¹⁾ Vide William Dalton Babington, *Fallacies of Race Theories, Essays*. London (Longmans, Green) 1895, S. 15, 21. ff.

²⁾ Vide Gibbon, *History of the Decline and Fall of the Roman Empire*. (Ausgabe von 1840 in 1 vol.) S. 1242.

³⁾ Insbesondere Gibbon a. a. O. Schlusssatz des II. Kap. Die von Gibbon angezogene Longinus-Stelle sagt freilich auch nicht die geringste Spur von dem, was Gibbon behauptet. Beweise und Belege für seinen Einfall bringt Gibbon überhaupt nicht.

weil fremde Beimengungen vorgekommen waren, so wäre es noch viel unstatthafter, heute noch von einer „germanischen“ oder gar „jüdischen“ Rasse zu sprechen. Man übertreibt vielfach die Ausdehnung der antiken Mischung mit Rücksicht auf die fremdrassigen Sklaven und die quellenmässig feststehende Ansammlung von Fremden in Rom. Beides beweist aber noch nichts für die von Chamberlain so drastisch geschilderte Ausdehnung und Folge der Vermischung. Ist es nicht sonderbar, dass den scharfblickendsten Römern, einem Tacitus, Juvenal, Sueton, Seneca, Plinius u. a. diese den Bestand der Gesellschaft gefährdenden Tatsachen gänzlich entgangen sind? Die Völker der ganzen Welt strömen heute in London zusammen, ein Chinesenviertel besteht neben dem Quartier von Zehntausenden der ärmsten und elendsten Juden der Welt. Darf deshalb ein Zukunftshistoriker die Sittenverderbnis Londons, für die er gewiss leicht einige Belegstellen aus zeitgenössischen Schriften findet, auf Rassenmischung zurückführen? Richtig ist ferner, dass seit den punischen, griechischen und asiatischen Kriegen grosse Mengen fremdrassiger Sklaven nach Italien kamen, die hauptsächlich zur schweren Feldarbeit sehr geschätzt wurden. Ein Teil der Sklaven (Fustel de Coulanges meint sicher übertreibend: die Hälfte)¹⁾ bestand übrigens stets aus Eingeborenen, und ein weiterer bedeutender Bruchteil aus stammverwandten Griechen, Kelten und später hauptsächlich Germanen.²⁾ Man darf sich aber nicht vorstellen, dass die Feldsklaven grossen Einfluss auf die römische Rasse genommen hätten. Der Sklave konnte nach römischem Recht überhaupt keine Ehe schliessen, und dieser Grundsatz wurde gerade gegenüber den Feldsklaven mit grösster Strenge gehandhabt.³⁾

¹⁾ Fustel de Coulanges *Histoire des institutions politiques de l'ancienne France* II. ed. vol. 1, 1877, pag. 226.

²⁾ Über die ungeheure Menge der germanischen Sklaven besitzen wir viele Belege.

³⁾ Vide Mommsen, *römische Geschichte*, 4. Aufl. 1865, I, S. 844/6 u. s. w. Cato überliefert die Hausregel, der Sklave müsse entweder arbeiten oder schlafen. Wenn in der römischen Komödie, die griechischen Vorbildern nachgebildet ist, Sklavenehen vorkommen oder der Herr mit dem Sklaven ein humanes Gespräch führt, so erinnern die römischen Übersetzer ihr Publikum daran, sich an dergleichen in Athen gebräuchlichen Dingen nicht zu stossen. (S. 909.)

Ihre Behandlung war eine so barbarische, dass Mommsen sagt, „mit denen der römischen Sklavenschaft verglichen, sei die Summe aller Negerleiden ein Tropfen.“⁷⁾ Unter günstigeren Umständen konnten sie in Promiskuität leben. Nun ist es eine Erfahrung aller sklavenhaltenden Epochen, die durch die neuesten und bestbekanntesten Tatsachen der amerikanischen Wirtschaft bestätigt wurde, dass die Sklavenschaft sich nicht selbst zu ergänzen vermag, sondern stets neuer Zufuhr bedarf, um nicht auszusterben. Der Grund hiefür liegt 1. in der sehr geringen Zahl weiblicher Sklaven, die ja nur einen minderen Arbeitswert haben, 2. in der wohlbekannten Tatsache, dass Promiskuität unfruchtbar macht, 3. in der schlechten Behandlung der Sklaven.⁸⁾ Anders war die Lage der hauptstädtischen Industrie- und Luxusklaven, denen ein gnädiger Herr die Ehe gestatten mochte, natürlich nur wieder mit einer Sklavin, denn nach einem Senatus Consultum Claudianum fiel die Freie, die mit einem Sklaven verkehrte, in Sklaverei.⁹⁾ Aber selbst der Freigelassene durfte ohne Erlaubnis des Herrn nicht heiraten, und wie aus Livius XXXIX 19 hervorgeht, bedurfte es eines eigenen Beschlusses des Senats und der Volksversammlung, um einem Freigelassenen die Ehe mit einer Freien zu ermöglichen. Das römische Bürgerrecht war überhaupt die Voraussetzung einer vollgültigen Ehe, Kinder, die ein Römer aus einer anderen Verbindung hatte, als aus der mit einer römischen Bürgerin, waren nicht legitim. Diese rechtlichen Verfügungen beweisen schon eine zugrundeliegende Abneigung gegen weitgehende Mischungen, und als in späterer Zeit dieses Gefühl nachgelassen haben mochte, bedrohte ein Gesetz Valentinians jede Ehe zwischen Römern und Barbaren mit der Todesstrafe.¹⁰⁾ Aber auch aus andern Quellen ersehen wir, dass die zivilisierten Römer die Abneigung jedes Kulturvolkes gegen die Verbindung mit tieferstehenden Rassen teilten, eine Abneigung, die den barbarischen Völkern

⁷⁾ Mommsen, II. Band, S. 78.

⁸⁾ Vrgl. zahlreiche Belege für alles hier angeführte, bei Loria, Die Sklavenwirtschaft im Altertum und im modernen Amerika, Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jahrgang 1896.

⁹⁾ Czyhlarz, Institutionen des römischen Rechts, 1893, S. 50.

¹⁰⁾ Vide Codex Theodosianus, lib. III., tit. XIV.

oft fehlt. Noch unter Augustus galt der Grundsatz, das römische Volk müsse „unverfälscht und rein erhalten werden von aller Mischung mit fremdem, wie mit sklavischem Blute“. Die aus einer Verbindung zwischen Römern und Fremden hervorgegangenen Kinder wurden als *hybridae* bezeichnet, mit einem Ausdrucke, der sonst auf Nachkommen von Tieren verschiedener Art (wie Pferden und Eseln) Anwendung fand.¹¹⁾ Dem Mark Anton wirft Vergil seine Vermählung mit einer Ägypterin als „Frevel“ (*nefas*) vor (Aeneis VII. 688), obwohl Kleopatra dem vornehmsten Königsgeschlecht ihrer Zeit entsprossen war. Selbst Kaiser Titus wurde bei seinem Regierungsantritt durch die öffentliche Meinung, trotz seines Widerstrebens, wie Sueton bemerkt, gezwungen, sich von der jüdischen Königin Berenike zu trennen. Noch in den spätesten Zeiten, als das „Chaos“ schon völlig gesiegt hatte, beruft sich ein byzantischer Kaiser auf die fortdauernde Übung der römischen Sitte, Vermischung mit Fremden zu meiden.¹²⁾

¹¹⁾ Vide Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit, 2. Aufl., 1872, I. Band, S. 422. Leider gibt Kolb die Quelle seines Zitats nicht an.

¹²⁾ Vide die Stellen aus der Schrift des Constantin Porphyrogenetos an seinen Sohn bei Gibbon, *History of the decline and fall etc.*, pag. 1003. „Jedes Tier, sagt der Monarch, ist von Natur geneigt, sich unter den Tieren seiner Art einen Genossen zu suchen, die menschliche Art aber ist durch Verschiedenheit der Sprache, Religion und Sitten in verschiedene Rassen geteilt. Eine richtige Rücksicht auf die Reinheit der Abstammung bewahrt die Harmonie des öffentlichen und privaten Lebens, doch die Mischung mit fremden ist die reiche Quelle von Unordnung und Zerwürfnis. Dies war immer die Meinung und Übung der weisen Römer: ihr Recht verbot die Heirat zwischen Bürgern und Fremden; in den Tagen der Freiheit und Tugend hätte ein Senator es verschmäht, seine Tochter einem König zu verheiraten.“ Es folgen die oben gegebenen Beispiele der Missheiraten von Mark Anton und Titus, auch jetzt noch gelte dies Gesetz. So spricht das „Chaos“! — Allerdings werden Mischehen in den späteren Zeiten häufiger. In der ersten Kaiserzeit aber war der Rassenstolz noch so gross, dass selbst die Provinzialen von den Bewohnern der Stadt Rom als unebenbürtig verachtet wurden, wofür Friedländer (*Sittengeschichte Roms*, 1868, I., S. 225–237) eine grosse Menge von Belegen gibt. — Noch im ersten Jahrhundert nach Christus gab es zirka 50 Adelsfamilien, die sich von Aeneas, seinen Begleitern oder albanischen (vorrömischen) Geschlechtern ableiteten, also ein weit höherer Satz von Uradel, als wir besitzen. Alte

So rasch und in dem Umfang, wie Chamberlain will, ist also die Rassenmischung nicht erfolgt. Beim Adel kamen noch besondere Hemmungen in Betracht. Bekanntlich lag die römische Herrschaft in den Händen der Adelsfamilien, die sich durch ausserordentlichen Stolz und Missachtung aller niedriger Geborenen auszeichneten. Fustel de Coulanges führt Stellen zum Belege seiner Behauptung an, dass jede Adelsklasse mit Geringschätzung auf die bloss einen Grad tiefere herabblickte.¹³⁾ Der Aufstieg in höhere Adelsklassen war durch künstliche Schranken gehemmt; er durfte nur von Stufe zu Stufe, ohne Überspringungen und in jeder Generation nur um einen Grad stattfinden. Das Volk respektierte diese Würde, indem es schon in republikanischen Zeiten einem homo novus ohne adelige Ahnen sehr schwer war, die Stimmen für ein Amt zu erhalten. Aber selbst die Kaiser konnten lange ihren freigelassenen Günstlingen nicht den ererbten Adel ersetzen. Mesalliancen wurden durch Gesetz und Sitte gleicherweise verboten.¹⁴⁾ Weitere Erschwerungen kamen für die höheren Provinzialbeamten in Betracht. Männern senatorischen Standes wurde seit Cäsar überhaupt untersagt, anders als in öffentlichen Geschäften ihren Aufenthalt ausserhalb Italiens zu nehmen.¹⁵⁾ Allen in der Provinz Beamteten war es aber sowohl aus verwaltungspolitischen als aus Standesgründen strenge verboten, mit einer in derselben Provinz lebenden Person eine Ehe einzugehen oder selbst nur einen abhängigen Sohn an eine solche zu verheiraten.¹⁶⁾ Selbst Eheversprechen waren unwirksam und dies bezog sich auch auf alle Verwandten des Beamten, solange dieser im Dienst war.¹⁷⁾ Wir können annehmen, dass die Sitte, die die Standesgemässheit strenge durchführte, hier noch weiter ging als das Gesetz.¹⁸⁾ Nach all' dem ist es wohl höchst

Stammbäume und deren hohe Schätzung erhielten sich übrigens bis in die letzten Zeiten des römischen Reiches.

¹³⁾ Fustel de Coulanges a. a. O., pag. 263 ff., 279 ff.

¹⁴⁾ Fustel de Coulanges a. a. O., pag. 268.

¹⁵⁾ Mommsen a. a. O., vol. III., S. 517. Einige andere Massnahmen Cäsars (a. a. O. 498, 517) wirkten übrigens auch auf die grossen Massen im ähnlichen Sinne ein.

¹⁶⁾ Vide 1. 38. 57. 63. 65. Dig. XXIII., tit. 3.

¹⁷⁾ Vide Codex, V. 2.

unwahrscheinlich, dass die vornehmen Geschlechter ihren Rassenstolz an afrikanische und syrische Knechte weggeworfen hätten. Die Heirat mit vornehmen Griechen und Galliern kann aber wohl nicht die schrecklichen, von Chamberlain geschilderten Folgen gehabt haben. Noch in den spätesten Zeiten des Reiches auf dem Boden der neuen Barbarenstaaten bildet die senatorische Abstammung den höchsten von Germanen wie Römern fast ehrfürchtig behandelten Ruhmestitel.¹⁹⁾

Ein wichtiges Mittel Rassentypen festzustellen, besitzen wir in den Bildwerken. Man ist imstande, an den ägyptischen Denkmälern auf den ersten Blick die so charakteristischen Typen der Ägypter, Semiten, Kuschiten, Hethiter und so weiter von einander zu trennen und selbst aus Gruppen einzelne Personen fremder Abstammung herauszufinden.²⁰⁾ In der Kaiserzeit hatte die Kunst der Portraitbüste den höchsten Gipfel erreicht, auch Gemälde sind uns erhalten. Es dürfte aber selbst dem untrüglichen Instinkt Chamberlains schwer fallen, eine Veränderung des römischen Rassentypus daraus zu erweisen. Wenn also wirklich das „fremde Blut wie ein Katarakt“ eingeströmt und der Römer dabei untergegangen ist, lässt sich die Erhaltung des römischen Typus nur durch ein Wunder erklären.

Aber nicht nur das Äussere des Römertums, auch seine Psychologie scheint sich in nicht grösserem Masse verändert zu haben als die natürliche Entwicklung der Gesellschaft zur höheren Zivilisation mit all' ihren Vorzügen und Fehlern bedingte. Gewiss haben Luxus und Laster in dieser Entwicklung einen immer breiteren Raum eingenommen. Sicher war das fremde Vorbild vielfach der Verführer. Aber setzt das Rassenvermischung voraus? Beweist die Verbreitung des Tabakrauchens in Europa, oder die des Schnapstrinkens in Afrika, dass die Europäer mit Indianerblut, die Neger mit

¹⁹⁾ Vrgl. Modestinus libro de Ritu nuptiarum : Semper in coniunctionibus non solum quid liceat, considerandum est, sed et quid honestum sit. (cit. in 2., 42. Dig. XXIII., 3.)

¹⁹⁾ Eine Menge von Belegen bei Fustel de Coulanges a. a. O., 283 ff., 590 ff.

²⁰⁾ Vrgl. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, 1887. Tafeln zu S. 242, 244, ferner S. 219, Anmerkung 2.

europäischer Rasse gemischt worden sein mussten, um sich dem neuen importierten Genuss zuzuwenden? Schon aus dem dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus, also aus einer Zeit, für die wohl niemand — selbst Chamberlain nicht — Rassenverderb behaupten dürfte, aus einer Zeit, die das richtige Heldenzeitalter Roms genannt werden muss, finden wir bereits Züge grauenhafter Korruption berichtet, die bedeutungsvoller Weise alle der Aristokratie entstammen.²¹⁾

Alles Spätere ist nur Fortentwicklung.

Übrigens darf auch die Verderbnis der späteren Zeit nicht zugunsten der früheren übertrieben werden. Selbst Gobineau gibt merkwürdigerweise zu, dass in der römischen Kaiserzeit Energie und Sittlichkeit höher standen, als in alter Zeit.²²⁾ Die Ansicht von dem beispiellosen sittlichen Verfall jener Zeiten beruht auf der wörtlichen Annahme der übertreibenden Schmähreden, die asketische Kirchenväter gegen das verhasste Heidentum schleuderten. Die hervorragendsten Kenner jener Epoche haben dieses verfehlte Urteil berichtigt.

Eine eingehende Spezialstudie hat W. D. Babington dieser Frage gewidmet²³⁾ und in der gründlichsten und überzeugendsten Weise erwiesen, dass Rom keineswegs an der angeblichen Korruption seiner Sitten zugrunde ging, dass diese vielmehr weit übertrieben worden ist.

Der einzige ausgeführte „Beweis“, den Chamberlain für die Entartung des antiken Geistes gibt, ist die Charakter-skizze Lucians. Wir wollen uns hier nicht damit aufhalten, ob sie getroffen ist, sie zeichnet den Graeco-Syrer Lucian

²¹⁾ Vide Mommsen, Band I., S. 805, 807, 884 ff. — „Wer einen Bürger bestiehlt, sagte der alte Cato, beschliesst sein Leben in Ketten und Banden; in Gold und Purpur aber, wer die Gemeinde bestiehlt.“ Schon 234 a. Ch. n. wird über die Ehelosigkeit geklagt, die Familienbande lockerten sich, die Ehescheidungen nahmen zu, im Schosse der vornehmsten Familien kamen grauenvolle Verbrechen vor. Im Jahre 184 legte der Zensor Cato eine hohe Steuer auf die Buhlnaben. — Zahlreiche Tatsachen führt Mommsen a. a. O. an, dem die vorstehenden Worte entnommen sind.

²²⁾ Vide Graf Gobineau, Ungleichheit der Menschenrassen (übersetzt von Schemann), 1898. Band I, S. 13, 14.

²³⁾ Vide W. D. Babington, Fallacies of Race Theories. London 1895. Essay II., S. 15, 144.

als geistreichen, eiteln, charakterlosen Schönschreiber, „nicht ohne edle Regung“ (S. 303), aber ohne „edles Ziel, tiefe Überzeugung, gründliches Verstehen“. Diese Skizze ist ein Glanzpunkt Chamberlainscher Methode. Wie kommt Chamberlain überhaupt dazu, Lucian, der niemals höhere Ansprüche gemacht hat, als tausende Mitteltalente von heute, als repräsentativen Mann einer Epoche von einem halben Jahrtausend hinzustellen?²⁴⁾ Was beweist die Wirkung der Blutmischung in Lucian? Bringt nicht jede Zeit einer verfeinerten Zivilisation und erhöhten Genussucht diesen Typus tausendfach hervor, ohne einer Rassenmischung zu bedürfen? Wie war es im Frankreich des XVIII. Jahrhundert? Oder kann Chamberlain ein „modernes“ Kaffeehaus, eine Redaktionsstube, ein Theater oder Konzert, ein Bureau oder eine Promenade betreten, ohne ein Dutzend von Leuten zu grüssen, denen zum Lucian nichts fehlt als das Talent? Erinnert nicht fast jeder Zug in Lucians Physiognomie, das geistreiche Spotten ohne hohes Ziel, das Fehlen gründlichen Wissens, die Auffassung grosser sozialer Zeitströmungen unter dem kleinlichen Gesichtspunkt der Korruption,²⁵⁾ die eitle Freude an der Behauptung einer von der allgemeinen Meinung abweichenden Haltung — erinnert nicht all dieses an jenen geistreichen, aber haltlosen Schriftsteller, der das Entzücken aller Wiener Luciane bildet, an dessen satyrischem Blättchen auch Chamberlain mitarbeitet und den er zu seinen Freunden zählt? Sollte der Mitarbeiter der „Fackel“ nur deshalb keinen Anstoss an ihrer Tendenz nehmen, weil ihr Herausgeber von allerdings reinerer und „auserwählterer“ Rasse ist als Lucian? Lucian ist der einzige aus den Quellen nachgewiesene Mischling, dessen Psychologie Chamberlain zum Beweise der von ihm behaupteten Rassenverderbnis nimmt. Doch sein Bild ist nicht das des „Chaos“ in seiner Gänze. Auf den einen

²⁴⁾ Nehmen wir an, dass ein grosser Teil unserer Schriftwerke verloren geht und ein Historiker des Jahres 4000 auf Grund einiger erhaltener Schriften, um den Charakter des Zeitraums von 1500—2000 zu zeichnen, den einzigen H. St. Chamberlain herausgreift und nach treuer Portraittierung behauptet: „Das ist der „deutsche Gelehrte“ des jüngeren Mittelalters!“ — Das wäre genau Chamberlains Methode, die blosser Aussicht aber macht schaudern.

²⁵⁾ Lucians Auffassung des Christentums!

Lucian können wir eine grosse Menge ganz verschiedener (darunter sehr ehrenwerter) Typen aufzählen. Chamberlain selbst kann an der grossartigen Gestalt Augustins nicht vorübergehen, der sogar mit ziemlicher Bestimmtheit als Mischling betrachtet werden darf. — Erwähnung verdient noch als Beweis nicht für Chamberlains Theorie, sondern für die Gründlichkeit und Voraussetzungslosigkeit seiner Methode die von ihm beliebte Behandlung der Cäsaren als „Rassenbastarde“. Er vergisst dabei ganz, dass gerade die grössten Scheusale, ein Tiberius, Caligula, Nero, Domitian u. a. — mit absoluter Sicherheit als reinrassige Römer angesehen werden. Sie alle waren teils durch Blutverwandtschaft, teils durch Adoption dem grossen julischen Kaiserhaus, dessen Stifter Cäsar selbst war, verbunden. Glaubt man, dass dieses stolzeste Adelsgeschlecht Roms, das seine Abkunft bis Aeneas zurückverfolgte, sich mit afrikanischem Sklavenblut beflecken konnte? Chamberlains verständnisvolle Milde geht so weit, den Tiberius „einen hervorragenden und freien Mann“ zu nennen, weil er den Juden nicht gewogen war. (S. 342.) Es ist bedauerlich, dass er unterlässt, aus der bekannten übergrossen Judenfreundlichkeit Cäsars dessen „chaotische“ Abstammung zu erweisen.

Chamberlain benützt es, dass man von einem „syrischen“, „spanischen“ u. s. w. Kaiserhaus spricht, um zu behaupten, jene Cäsaren seien alle Bastarde aus den niedrigsten Rassen gewesen. Tatsächlich waren es aber Provinzialromanen, die dem höchsten Adel angehörten und vielfach durch ihre grosse Tüchtigkeit die in Rom geborenen Römer übertrafen. Wenn in späterer Zeit Mischungen vorkamen, so gewiss nicht mit der Hefe der Besiegten, sondern mit den bereits völlig romanisierten höchsten Schichten, die den Römern wohl nicht unebenbürtig waren. Auch die „pseudopunische Bestie“ Caracalla und das „syrische“ Monstrum Heliogabal sind als Römer zu betrachten. L. Septimius Severus, der Gründer der syrischen Dynastie, entstammte einer hochangesehenen römischen Ritterfamilie, deren Ahnen als Beamte nach Afrika gekommen waren, er selbst war ein ausgezeichnete und tatkräftige Kaiser. Aus seiner Ehe mit der feingebildeten, dem römischen Provinzialadel angehörenden Julia Domna stammte Marcus Aurelius Antoninus

— genannt Caracalla. Heliogabal — oder wie sein wirklicher Name war: Varius Avitus — war der Sohn einer Nichte der Julia Domna, Soämias, und des Senators Sextus Varius Marcellus.²⁶⁾ Wir können auch in den uns erhaltenen Porträtbüsten dieser Kaiser keinen nichtrömischen Zug entdecken. Gerade der scheussliche Hellogabal zeigt ein schönes, trotzig blickendes Römerhaupt²⁷⁾ — nebenbei eine harte Nuss für die von Chamberlain mit so grosser Phantasie und Begeisterung betriebenen Physiognomik! Sein Nachfolger und Vetter Alexander Severus war ein trefflicher, sittenstrenger, idealistisch veranlagter Fürst — in jeder Hinsicht das Gegenteil seiner Vorgänger.²⁸⁾ — Wenn wir die sehr wenigen geisteskranken und sonst minderwertigen Cäsaren abziehen, haben gerade die Provinzialromanen das Meiste zur langen Dauer Roms beigetragen. Während der in Rom weilende Adel seine Kraft auf materiellen und geistigen Luxus aufwandte, war in den Provinzen bei ernster Verwaltungsarbeit, im ewigen Kampf mit der Unkultur, mit Nomaden und Gebirgsvölkern, in fruchtbarer Berührung mit den Ergebnissen fremder Zivilisationen ein Geschlecht erwachsen, dem sein Milieu die Kraft und seine Abkunft das Anrecht gab, Rom zu retten. Mit dem ersten „Ausländer“ auf dem Cäsarenthron, mit Trajan, beginnt die glanzvollste und schönste Zeit, die Rom je erlebte, von der Gibbon meint, sie sei auch die für die Menschheit glücklichste Zeit, die die ganze Weltgeschichte

²⁶⁾ Vide Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreiches 1880. S. 493, 525. Dort findet man noch einige Provinzialbeamte aus diesen Familien.

²⁷⁾ Vide Hertzberg a. a. O. S. 526. Ein komischer Zug im Bilde des wahnsinnigen Cäsars ist seine besondere Vorliebe für das germanische Wesen. Er pflegte nicht nur in germanische Tracht gekleidet zu sein, sondern bevorzugte auch Germanen in jeder Weise. was ihm bei diesen grosse Popularität eintrug. Er pflegte ihnen sogar zu raten, in Italien einzubrechen und Rom zu erobern. Das „Chaos“ geberdet sich eben recht merkwürdig (Vide Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, II Band, 1881, S. 194).

²⁸⁾ Der Kaiser führte nicht nur die Staatsgeschäfte vortrefflich, sondern widmete sich auch mit Eifer der Philosophie und Kunst, unterdrückte den ausschweifenden syrischen Kult, den sein Vorgänger eingeführt hatte, und verehrte neben seinen väterlichen Göttern auch Christus und Abraham als Heroen. Das den Semiten sonst nach Chamberlain anhaftende Erkennungszeichen der Intoleranz fehlt also.

kenne.²⁹⁾ Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel, vier der ausgezeichnetsten Kaiser, die Rom beherrschten, folgen aufeinander. Der Sieg krönte die Waffen Roms, das sich hundertjähriger ruhiger Entwicklung erfreute und einen glänzenden Aufschwung der Künste und Literatur erfuhr. Und das alles sollen ausländische „Mestizen“ vollbracht haben? Zerstört die Rassentheorie damit nicht ihre eigene Grundlage?

Chamberlain erkennt die hohe sittliche und kulturelle Bedeutung des antoninischen Zeitalters voll an, ja er sagt, die römische Idee sei in jenen Zeiten auf ihren Höhepunkt gelangt, der „römische Weltgedanke — der im früheren Volk nur als Trieb, nicht als Absicht gelebt hatte — sei zum Bewusstsein seiner selbst gekommen und zwar in einer Art, wie das nur im Geiste edel denkender Ausländer möglich war, die sich einem Fremden gegenüber fanden, welches sie nunmehr mit voller Objektivität auffassten, um es mit Treue und Verstand ins Werk zu setzen.“ (I. 146/7.) Aber sie hätten es eben nur mit dem Verstand, nicht mit dem Herzen getan, die Liebe habe gefehlt! Die Idee, ein Weltreich könne mit Liebe besser administriert werden, als mit Verstand, grenzt ans Überbrettl.

Natürlich gilt für die Abkunft dieser Kaiser das bereits wiederholt Gesagte. Marcus Ulpius Trajanus stammte aus einer spanischen Familie „unzweifelhaft italischer Herkunft“. (Hertzberg, S. 331.)

Sein Nachfolger Hadrianus entspross dem spanischen Zweig des Äliergeschlechtes, dem Rom eine Anzahl grosser Männer verdankte. Seine Familie war zu Scipios Zeiten nach Spanien ausgewandert. Antoninus Pius wieder gehörte einer in Gallien angesiedelten vornehmen Römerfamilie an, sein Grossvater war Konsul und Polizeipräfekt von Rom gewesen. Und so weiter. Für Chamberlain ist das alles belanglos. Er phantasiert ohne Rücksicht auf die historischen Tatsachen, wie seine Laune es fordert. Ausdrücklich von diesen Kaisern³⁰⁾ behauptet er frischweg: „Nicht einer wahrscheinlich war auch nur

²⁹⁾ Vide Gibbon a. a. O., S. 31.

³⁰⁾ Und ihren Nachfolgern. Er nennt sie kurzweg: Spanier, Gallier, Afrikaner, Syrer, Goten, Araber, Illyrier. (S. 246).

entfernt mit jenen Männern verwandt, die mit sicherem Instinkt den römischen Staat geschaffen.“ Die Römer wären „auf ewig“ von der Kaiserwürde ausgeschlossen gewesen!

In späterer Zeit wird es freilich immer häufiger, dass ein Landsknechtführer von niedriger, provinzieller Herkunft sich durch die Kraft seines Armes und die Gunst der Legionen auf den Cäsarethron schwingt. Doch gerade diesen Fürsten — unzweifelhaften Nichtrömern — hat Rom manches zu danken. Diese rauhen Soldaten — abergläubisch und roh — aber voll Kraft und berufsmässig bestimmten und begrenzten Pflichtgefühls — waren gerade das, was die rauhe und gefährdrohende Zeit forderte. Ein Aurelian, Probus, Diokletian, Konstantin und viele andere haben mehr zur Befestigung des Reiches getan, als irgend ein früherer „echter“ Römer, obwohl ihre niedere oft mit Absicht im Dunkeln gehaltene Abkunft ihre Rasse sehr zweifelhaft macht. Es ist immerhin wahrscheinlich, dass auch römisches Soldaten- und Kolonenblut in ihnen war. Chamberlain kann diese rettende Tätigkeit nicht ganz leugnen. Die Gestalt des Diokletian, der auf Jahrhunderte hinaus Rom in einer neuen Organisation Halt verlieh²¹⁾, ist zu mächtig, als dass selbst Chamberlain sie als „Rassenbastard“ bei Seite werfen könnte. Er erklärt also (S. 307) „der grosse Diokletian war der letzte Kaiser aus reinem Blute.“ Theodosius u. s. w. seien ausnahmslos Rassenbastarde gewesen. Diokletian war aber wirklich ein illyrischer Freigelassener dunkelster Herkunft. Chamberlain selbst bezeichnet ihn (S. 151) verachtungsvoll als „illyrischen Schafhirten“. Erkläret mir, Graf Oerindur — —!

Dass Theodosius aus einer vornehmen spanischen Romanenfamilie stammte, ist demgegenüber schon gleichgiltig. Solche Kleinigkeiten hindern Chamberlain nie, mit apodiktischer Gewissheit Tatsachen zu behaupten, die er für seine Zwecke frei erfindet.

Welche Konfusion übrigens bei Chamberlain herrscht, beweist die Tatsache, dass er gelegentlich noch eine andere, der Rassentheorie schnurstracks widersprechende

²¹⁾ Vgl. Seele, Geschichte des Unterganges der antiken Welt, II. Aufl. 1902, Kapitel 1.

Ansicht von den Gründen des römischen „Unterganges“ aufstellt. Auf S. 127 schreibt er: „Selbst das Allerbedenklichste: die Befreiung vieler Tausende von Sklaven und die Verleihung der Bürgerwürde an viele Tausende von Freigesprochenen hätte Rom in kürzer Zeit überwunden. Rom besass die Lebenskraft, das Sklavenblut zu adeln, das heisst, ihm den bestimmten römischen Charakter mitzuteilen. Einzig eine ganz gewaltige Persönlichkeit, einer jener abnormen Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum einmal hervorbringt, vermöchte da einen solchen Staat zugrunde zu richten.“ — Das soll Cäsar gewesen sein. Wie er das angefangen hat, sagt Chamberlain nicht, jedenfalls ist es überflüssig, gegen das völlige Unverständnis des Kräfteverhältnisses zwischen grossen Männern und der Volksgesamtheit und speziell der Situation Cäsars zu polemisieren, das sich hier kundgibt. — Zur vollen Würdigung der durch diese Art von Rassen-theorien geschaffenen Geistesverfassung ist übrigens folgendes wertvoll. Gemeinsam ist allen Rassen-Theoretikern die Behauptung, die Degeneration der Rasse habe den Untergang der Antike bewirkt. Wie erfolgte aber diese? Seek nimmt die Ausrottung der Besten durch die Parteikämpfe, Bürgerkriege, Christenverfolgungen, die Askese u. s. w. als Grund an, verwirft aber die Gobineau-Chamberlainsche Theorie von der Verderblichkeit der Rassenmischung, sofern nur nicht gerade das schlechteste Material einer Rasse zur Mischung komme. Er ist sogar geneigt, in der Rassenmischung einen Vorteil zu sehen. — Nur die Massensterbe der Edelsten und Besten hätten das Rassenniveau herabgedrückt.²⁹⁾ Ein anderer Rassen-theoretiker, Reibmayr³⁰⁾, polemisiert mit Geschick gegen Seek, nimmt selbst die zu weit getriebene Inzucht (also das Fehlen von Vermischung) als Degenerationsursache an und gründet den Kulturfortschritt auf den regelmässigen Wechsel von Ver-

²⁹⁾ Vgl. meine Polemik gegen Seek in den „Sozialistischen Monatsheften“ 1902, II. Band, S. 957 ff.

³⁰⁾ Vgl. Dr. Albert Reibmayr, Inzucht und Vermischung beim Menschen 1897. Über Reibmayr habe ich mich in den „Sozialist. Monatsheften“ a. a. O. ausgesprochen.

mischung und Inzucht. Die fortschreitende Vermischung der Rassen ist ihm eine Garantie der Entwicklung.

Diese drei Theorien widersprechen einander offenbar völlig, trotzdem bringt Chamberlain es fertig, „das vortreffliche Werk“ Reibmayrs als eine „unentbehrliche Ergänzung“ zu seinen Gedankengängen zu empfehlen!⁴¹⁾ So sehr umnebelt das bloße Wort „Rasse“ die klare Besinnung, dass ein hervorragender Vertreter der Rassentheorie dem zustimmt, was er anderwärts für barbarisch und unsinnig erklärt!

Die Rassentheorie vermag also in keiner Weise den römischen Verfall irgendwie aufzuhellen oder gar zu erklären. Sie beruht auf der naiven, durch die Geschichte längst zum Plunder geworfenen Annahme einer besonderen „Römertugend“, durch die das Imperium errichtet worden und mit deren Schwinden es zusammengestürzt sei. Der „Römergeist“ war aber nicht die Ursache, sondern die Folge der Römergrösse, ebenso wie die vornehme Haltung und der Stolz eines Adelsgeschlechtes nicht als Ursache seines Ranges, sondern als Folge des Milieus aufzufassen sind. Man lese Mommsens unsterbliches Werk und staune über die wenigen und beschränkten Individualitäten, die am Aufbau Roms mitgewirkt haben. Ein wichtiger Umstand der römischen Geschichte wird meist nicht hervorgehoben. Die Römer waren eines der wenigen Völker, die in ihrem Stammsitz keine ältere und niedere Rasse unterworfen hatten.⁴²⁾ Wenn eine solche da war, so musste sie entweder ausgerottet oder verjagt oder mit den Eroberern verschmolzen worden sein. Es fehlte also am Anfang Roms der herrschende und von unfreier Arbeit lebende Ritterstand, ebenso wie der das Land aussaugende fremde Händler. Der Römer war Bauer, er arbeitete selbst in Feld und Haus mit Kind und Gesippen, doch wenig oder gar keinen Knechten.⁴³⁾ Hier wuchs ein harter, beschränkter, aber kräftiger Bauernstamm, der marschieren und fechten, aber auch pflügen und säen konnte, was die spartanischen Ritter, die asiatischen Satrapen und die Söldner des punischen, etruskischen und griechischen

⁴¹⁾ Vgl. Chamberlain, Nachträge zur 3. Auflage der „Grundlagen“, 1901, S. 27.

⁴²⁾ Vgl. Mommsen I. 71. 195, wo dieser Punkt ausgeführt wird.

⁴³⁾ Mommsen a. a. O., S. 191, 195.

Kaufmanns niemals vermochten. „Viele Völker haben gesiegt und erobert wie die Römer; aber keines hat gleich dem römischen den gewonnenen Boden also im Schweisse seines Angesichtes sich zu eigen gemacht und was die Lanze gewonnen hatte mit der Pflugschar zum zweitenmal erworben. Was der Krieg gewinnt, kann der Krieg wieder entreissen, aber nicht also die Eroberung, die der Pflüger macht, wenn die Römer viele Schlachten verloren, aber kaum je bei dem Frieden römischen Boden abgetreten haben, so verdanken sie dies dem zähen Festhalten der Bauern an ihrem Acker und Eigen.“ So Mommsen⁷⁷⁾. — Tatsächlich fällt die gewaltigste Machtentwicklung Roms mit der sozialen Hebung der römischen Bauernschaft zusammen.⁷⁸⁾ So hat Rom der Welt das erste Beispiel der ungeheuren Energie gegeben, die wirtschaftlich und politisch in der freien Arbeit schlummert. — Ein noch grösseres Beispiel aber bietet sein Fall. — Die alte römische Gemeinde war eine Gruppe von Freien und Gleichen. Ein patrizischer Adel entstand wohl im Gegensatz zu Zugewanderten und Nichtansässigen, doch es war ein rechter Bauernadel, dessen höchster Grundsatz war, das Seinige zusammenzuhalten und der für so unnütze Dinge, wie Ritterspiele, Theater, Kunst, Wissenschaft nur Verachtung hatte. — Allmählich dringt dann die Sklavenwirtschaft durch, der Erbgesessene legt den Pflug weg, lässt die Kriegsgefangenen für sich frohnden und wird nun ein „echter“ Ritter. Der Hochmut und die Unfähigkeit der Geschlechter gefährden Rom aufs Schwerste. Der kleine Bauer verarmt durch die fortwährenden Kriegslasten, das Latifundium und die Sklavenwirtschaft ersetzen ihn, ein wucherisches, auf Ausbeutung der Provinzialen, Sklaven und landbauenden Römer gegründetes Kapitalistentum kommt auf. Noch schreitet Rom vorwärts auf der Bahn der Eroberung, ohne jede Absicht einer Weltherrschaft wird es in seinem Streben, das schon Erworbene zu schützen, immer weiter hinausgetrieben, ein grosser Teil des Erdkreises fällt ihm ohne grosse Mühe als Erbe der ganzen früheren Entwicklung zu. Die sozialen Misstände und die gänzliche Unmöglichkeit, ein

⁷⁷⁾ Mommsen I. 187.

⁷⁸⁾ Mommsen, S. 445/6.

Weltreich ohne repräsentative Verfassung in den Formen der alten Stadtverwaltung zu regieren, die inneren Verfassungskämpfe, die diesem Konflikt entspringen, treiben mit Naturnotwendigkeit zur Monarchie, die den Frieden, eine gewisse Wohlfahrt und überhaupt den Bestand Roms auf einige Jahrhunderte hinaus sicherte. Doch das Sklaventum bildete den tönernen Fuss des Kolosses. Es machte durch seine Konkurrenz die Entstehung eines freien industriellen Mittelstandes und die Regeneration der Bauernschaft, die die Kriege der Republik gefressen hatten, unmöglich. An die Stelle des freien Bürgersoldaten tritt der Söldner, an die Stelle der Ordnung und Ruhe das Regiment der Prätorianer. Das Sklaventum ist es auch, das durch die billige und rohe Arbeit jeden technischen Fortschritt unmöglich macht³⁹⁾, den Scharen der Barbaren tritt später keine hoch überlegene Kriegstechnik entgegen, die industrielle Vermögensbildung und Entwicklung der Steuerkraft ist gehemmt. In dieser Situation war das Römerreich fortwährend von unzähligen wilden Barbarenhorden umschwärmt, die jeden Augenblick die Grenze zu überfluten drohten und denen es nicht die Überlegenheit der Repetiergewehre, sondern nur die taktische Kunst der Legionen entgegenzusetzen konnte. Schon lange bestanden diese aus barbarischen Söldnern, die oft gefährlichere Feinde waren, als ihre Brüder jenseits der Grenzen. Im Innern gährte die gewaltige soziale und moralische Kraft des entstehenden Christentums, das eine direkt staatsfeindliche Haltung einnahm, so dass gerade die tüchtigsten Cäsaren sich gezwungen glaubten, die gefährliche Irrlehre in Blut zu ersticken. So tobte der Kampf im Innern und an den Grenzen. Dazu kommt der Umstand, dass bei dem damaligen Zustand der Technik ein Weltreich überhaupt auf die Dauer unmöglich war. Das hat die ganze Geschichte der antiken Imperien, des babylonischen, assyrischen, persischen, hellenischen Reiches bewiesen. Ein grosser Kriegsheld, ein Nebukadnezar, Sanherib, Assurhaddon, Kyrus, Alexander unterwarf unzählige Länder, seine Nachfolger kämpften vergeblich gegen die natürliche Auflösung des widersinnigen Gebildes. Wenn das römische Reich länger den Einfällen der Barbaren.

³⁹⁾ Vgl. vor allem die zitierte, sehr instruktive Arbeit Loria's.

und den Meutereien im Innern widerstand, so verdankt es dies ausser den energischen Soldatenkaisern vor allem dem Rechts- und Verwaltungssystem Roms, das allen früheren der asiatischen Despotien weit überlegen war. Ein Weltreich dauernd zu erhalten, hat aber erst die moderne Entwicklung mit ihrer weltwirtschaftlichen Interessengemeinschaft, ihren Eisenbahnen, Telegraphen, stehenden Heeren, Kanonen, mit ihren Prinzipien der Dezentralisation und Repräsentation, ihren Wissenschaften der Verwaltungslehre, Nationalökonomie, Statistik möglich gemacht. Im Altertum hinderte, wie gesagt, das Sklavewesen jeden technischen Fortschritt, die Entwicklung war in einer Sackgasse, aus der der Fortschritt nur nach rückwärts durch die Zeiten neuer Barbarei möglich war.

Die Reform Diokletians, insbesondere die Mitregentschaft, die die Reichsteilung bald nach sich zog, war ein vernünftiger Schritt auf dem Wege der Dezentralisation, den Weg zur repräsentativen Verfassung mit ihrer beispiellosen Lebenskraft hat das Altertum nie gefunden, konnte ihn gar nicht finden. Als nun im Jahre 395 das römische Reich wirklich in zwei Teile geteilt wurde, war dies kein Zeichen seines bevorstehenden Endes, sondern eher ein Symptom der Anpassungsfähigkeit. Man verzichtete auf das zentralisierte Weltimperium, um das römische Reich und die antike Kultur zu retten.⁴⁹⁾ Und Rom, das sein erstes Millennium bereits gefeiert hatte, lebte noch ein ganzes Jahrtausend, bis das Abendland reif war, das Erbe des Altertums aus seinen Händen zu empfangen. Der Fall des weströmischen Reiches liess Ostrom unberührt, sein Kaiser nannte sich auch weiterhin „Kaiser der Römer“, unter seinem mächtigen Schutze lebte die Antike fort, bildeten sich die Grundlagen der modernen Staatsverwaltung. Es ist eine bezeichnende Tatsache, dass die Existenz des byzantinischen Reiches im Chamberlainschen Werk überhaupt nicht gewürdigt wird, im Index findet sich nicht einmal der Name. Wenn das byzantinische Leben uns traurig und düster vorkommt, voll von Greueln und Lastern aller Art, so vergessen wir doch nicht die ungeheueren Kämpfe, die dieses Reich

⁴⁹⁾ Die geistige Einheit (*unanimitas imperii*) blieb dabei gewahrt, es war ein Staat mit zwei Hauptstädten und zwei Herrschern. (Fustel de Coulanges, S. 428).

von seiner ersten bis zur letzten Minute zu überstehen hatte. Die Wellen der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, des Islams brachen sich an der Felsenküste Byzanz'. Was dieses Reich im tausendjährigen Krieg gegen Germanen, Hunnen, Slaven, Bulgaren, Avaren, Perser, Araber, Türken, Normannen, Franzosen, Spanier, Venezianer u. a. geleistet hat, kommt den Heldentaten des alten Rom gleich. Wenn auch fremde Söldner seine Schlachten schlugen, so war doch der Geist, der in dem ganzen Staatswesen lebte und den Arm des Fremdlings führte, der des alten Rom. In Ansehung der Umstände erscheint die Kulturleistung Byzanz' keineswegs gering.

Auch der Verfall Griechenlands wird häufig als Folge von Rassenmischungen betrachtet. Wie Gobineau und andere meinen, ist dies durch die grosse Menge von Fremden in den griechischen Städten bewirkt worden. Dies Beispiel ist aber noch weniger stichhältig, als das auf Rom bezügliche. Die Verachtung der Griechen gegenüber den Barbaren und ihr Hochmut gegen alles Fremde sind bekannt. In Sparta war sogar den Fremden jeder längere Aufenthalt verboten, die Ehe mit Fremden war strengstens untersagt. Trotz dieser idealen Durchführung der Rassenzucht war Sparta der erste Staat, der völliger moralischer und politischer Degeneration verfiel, aus der man ihn vergebens durch Aufnahme von Hörigen und Söldnern in die Bürgerschaft zu retten versuchte. In Athen war ebenfalls keine Ehe zwischen Bürger und Fremden möglich, obwohl die Schutzfremden (Metoeken) seit jeher eine grosse Rolle spielten. Bemerkenswert ist, dass jedoch gerade am Anfang seiner Geschichte das Bürgerrecht jedem Metoeken leicht zugänglich war und selbst die unehelichen Kinder aus Verbindungen zwischen Bürgern und Fremden in die Bürgerliste aufgenommen wurden. Ja Kleisthenes veranlasst eine Massenaufnahme von Metoeken und Freigelassenen. Und gerade die diesem Ereignis folgenden Generationen bilden das Heldenzeitalter Athens, aus dieser Mischung gingen die Männer von Marathon und Salamis hervor, deren Söhne und Enkel das perikleische Athen erzeugten! Wenn das die Folgen der Mischung

sind, könnten wir sie uns wohl gefallen lassen. — Anders in der Folgezeit: „Je grössere politische Rechte und für arme Leute auch materielle Vorteile sich bei der Weiterentwicklung der Demokratie an den Besitz des Bürgerrechts knüpften, desto strenger begann die Bürgerschaft auf ihre Reinhaltung und die Ausschliessung fremder Elemente zu achten.“⁴¹⁾ Auch der Rassenstolz wuchs mit der Blüte Athens zu ausserordentlicher Grösse. Schon im fünften Jahrhundert wurde das Bürgerrecht nur mehr für ausserordentliche Verdienste verliehen. Der es verleihende Volksbeschluss konnte von jedem Athener wegen Unwürdigkeit des Aufgenommenen gerichtlich angefochten werden. Der durch Richterspruch für unwürdig Erklärte wurde Sklave. — Im vierten Jahrhundert wurde man noch strenger: ein Volksvorbeschluss musste vorangehen, dann erst beschloss eine zweite Versammlung, bei der mindestens 6000 Bürger anwesend sein mussten, über die Aufnahme und selbst hiegegen war gerichtliche Revision eingeräumt. Seit Beginn des dritten Jahrhunderts wird das Bürgerrecht freigebiger verliehen, dafür aber die gerichtliche Prüfung obligatorisch. Der Verfall Athens war damals schon unaufhaltsam. Dazu kamen aber noch häufige Revisionen der Bürgerliste und zahlreiche Ausstossungen von solchen, die sich eingeschlichen hatten und die dies mit Versklavung zu büssen hatten. — Von nun an war jeder Ausländer, der eine Athenerin zur Gattin hatte, der Gefahr ausgesetzt, als Sklave verkauft zu werden und sein Eigentum eingezogen zu sehen; und wenn ein Athener mit einer ausländischen Frau lebte, war sie den gleichen Folgen und er einer Geldbusse von 1000 Drachmen unterworfen.⁴²⁾ Wie Aristoteles mitteilt, wurde nicht nur verlangt, dass ein Bürger von beiden Seiten von Bürgern abstamme, sondern in anderen Städten vielfach dieser Nachweis auf die Grosseltern zweiten oder dritten Grades oder noch weiter hinauf ausgedehnt.⁴³⁾ Es kann daher nur eine der gewohnten Übertreibungen des Panegyrikers Isokrates sein, wenn er⁴⁴⁾ behauptet, die alte Bürgerschaft sei durch die langen

⁴¹⁾ Vgl. Busolt, Griechische Staats- und Rechtsaltertümer. 1892. S. 203.

⁴²⁾ Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe. 1893. S. 368.

⁴³⁾ Aristoteles, Politik, übersetzt von Stahr. 1895. S. 172.

⁴⁴⁾ Isokrates, Rede über den Frieden. § 88.

Kriege ausgerottet worden. Allerdings hatte man während des peloponnesischen Krieges die Bürgerschaft mit Metoeken ergänzt, was den Unwillen der Redner erregte, bald aber kehrte man zur alten Strenge zurück. — Jedenfalls handelte es sich dabei nur um die Aufnahme anderer Griechen, nicht um die von Barbaren. Als Philipp V. von Makedonien den Larissäern befahl, den Metoeken hellenischer Rasse das Bürgerrecht zu verleihen, taten sie selbst dies mit grossem Widerstreben.⁴⁵⁾ Erst nach Alexander wurde das athenische Bürgerrecht leichter zugänglich. Aber die Verachtung der Barbaren blieb allen Hellenen bis in die späteste Zeit, wobei sogar die Makedonier als Barbaren angesehen wurden.⁴⁶⁾ Selbst zur Zeit der grössten Machtentfaltung Roms waren die Römer in den Augen der Hellenen ebenfalls nur Barbaren, ja, als Griechenland längst römische Provinz war, gab es nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Dionys von Halikarnass noch immer Griechen, die die Römer nicht bloss „Barbaren“, sondern sogar „die schlechtesten der Barbaren“ schimpften.⁴⁷⁾ — Und trotz alledem sollen die Hellenen sich ohneweiters mit syrischen und afrikanischen Sklaven, deren Menge in Hellas übrigens nie so gross war, wie in Rom, vermischt haben? Die gänzliche Unmöglichkeit liegt auf der Hand.

Chamberlain führt daher die Rassenverschlechterung auf das Eindringen auswärtiger, unverwandter Völkerschaften zurück. (S. 266.) Nun beweist aber der Zeitpunkt der Einfälle die Unmöglichkeit jener Erklärung.⁴⁸⁾ Die Kelten hatten

⁴⁵⁾ Michel Clerc, *Les Métèques Athéniens*. Paris 1893. S. 301/2. Unsere Ausführungen stimmen in allen Beziehungen mit dieser gründlichen Studie überein.

⁴⁶⁾ Weshalb sie nicht zu den olympischen Spielen zugelassen wurden. Selbst Aristoteles rechnete die Makedonier trotz seiner Beziehungen zu ihrem Königshaus zu den Barbaren, und sein Schüler Alexander meinte, die Hellenen seien gegenüber seinen Makedoniern Halbgötter. Wie reimt sich das mit der Behauptung, die Hellenen seien damals schon degeneriert gewesen?

⁴⁷⁾ *Jahrbücher für klassische Philologie*, IX. Suppl. Bnd. 1877, 8, S. 116.

⁴⁸⁾ Man beruft sich zum Beweise der Behauptung, Griechenland sei durch Rassenverschlechterung herabgekommen mit Unrecht auf Fallmerayer. Schon im dritten Jahrhundert vor Christus begann der Niedergang Hellas und nach 100 Jahren war er vollendet. Als 197 Flamininus den Griechen im Namen des Senats die Freiheits schenkte, zeigten sie

sich nach ihrer Niederlage (280 v. Chr.) überhaupt nicht in Hellas niedergelassen, sondern waren weitergezogen. Mehr als ein halbes Jahrtausend seit dem völligen Niedergange Griechenlands war verfllossen, bevor der erste Germane sich dort niederliess. Seit dem sechsten Jahrhundert nach Christus beginnen die Bulgarenstürme⁴⁹⁾, aber erst im 8. Jahrhundert gelingt es den nunmehr ganz slavisierten Stämmen, in Hellas selbst festen Fuss zu fassen, wo sie zuerst in eigenen Gemeinden, ohne jede Mischung mit den Hellenen, leben. Erst als sie im 9. Jahrhundert unter dem byzantinischen Kaiser Basilius I. (867—886) das Christentum angenommen hatten, war eine Verschmelzung mit den Griechen möglich, die auch im grossen Masstabe stattfand. Und merkwürdig! Diese erste grosse Rassenmischung, die tausend Jahre nach dem völligen Niedergang Griechenlands das hellenische Blut mit finnisch-türkisch-slavischem versetzte,

sich bereits völlig unfähig, die Gabe zu bewahren. Vergeblich war Philoponeus, des „Letzten der Hellenen“, wie die Selbsterkenntnis seiner Zeit ihn nannte, verzweifelter Heldenkampf. Alles spätere ist bloss Fortentwicklung. — Fallmerayer nun lässt die völlige Ausrottung der Hellenen erst Mittelalter vor sich gehen. Er betont sogar die vorherige Rassenreinheit. — Vgl. seine Geschichte der Halbinsel Morea 1830. 2 Bände, I. Band S. 91: „Die Griechen hüteten sich äusserst sorgfältig vor Mischung ihrer Rasse mit fremdem Blut. Und es ist bekannt, dass dieses Volk im allgemeinen, die Peloponnesier aber und aus ihnen die Arkadier insbesondere, auf Erhaltung ihrer Nationalität mit solcher Eifersucht wachten, dass sie nicht einmal einen Sklaven über die Grenzen des Vaterlandes hinaus verkaufen liessen u. s. w.“ „Man darf als unbestreitbar annehmen, dass Messenien, Elis, Lakonien, Argolis und Arkadien von der im Elend der Zeiten zwar allmählich dahinsterbenden, aber der Hauptsache nach doch unvermischten Hellenenbevölkerung bis auf den Zeitpunkt bewohnt blieben, in welchem der Strom skythischer Wanderungen über den Isthmus hereinbrach und die Halbinsel durch zweihundertjähriges Toben vom Grunde aus umkehrte. Das erste Sausen dieses Sturmes erreichte den Peloponnes in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts.“ S. 89: „Im ersten Jahrhundert der Unterjochung war — etwa Patras ausgenommen — die Bevölkerung der Halbinsel noch rein und unvermischt.“ Ebenso S. 87 u. s. f. — Übrigens ist die These Fallmerayers „das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet“ auch bei Versetzung dieses Vorgangs ins Mittelalter heute widerlegt. Vgl. Hopf, Geschichte Griechenlands (in Ersch und Grubers Encykl. Sekt. I., Band 85) und andere Fachwerke.

⁴⁹⁾ Die Bulgaren waren bekanntlich ein finnisch-türkischer Stamm.

scheint die allergünstigsten Folgen gehabt zu haben. Von nun an nimmt Griechenland einen grossen Aufschwung, Wohlstand und Kultur heben sich bedeutend, das ganze Reich erlebt eine neue Blütezeit. Im 12. Jahrhundert gehörte Griechenland zu den fortgeschrittensten Teilen des Reiches, und es hätte vielleicht gleichzeitig mit Italien eine Renaissance erlebt, wenn nicht die lateinischen Kreuzfahrer wie eine verheerende Lawine über Byzanz hereingebrochen wären.⁹⁰⁾ Die Franken führen das Feudalwesen in Griechenland ein, das seine zersetzenden Wirkungen in fortwährenden blutigen Fehden äussert. Die Unduldsamkeit der katholischen Franken, das gewaltsame Aufdrängen fremder Sitte, Sprache und Religion bezeichnen diese traurigste Periode Griechenlands.

Jetzt erst war das römische Reich zum Sturze reif und erlag dem Anstürmen der Türken, nachdem es noch vorher die Schätze des Altertums getreulich in die Hände der eben aufblühenden italienischen Kultur übergeben hatte . . .

Als man das verschüttete Pompeji wieder ans Licht brachte, fand man eine römische Schildwache auf ihrem Posten, den sie unter dem eisernen Druck der Disziplin nicht zu verlassen gewagt hatte, während sich der grösste Teil der Einwohner vor den Lavamassen durch die Flucht rettete. So starb auch Rom. Stolz lehnte Constantin XI. die ihm vom Sultan angebotene Rettung ab, trotzdem die Mauern Konstantinopels nach 53tägigem Widerstand gegen einen mehr als 50fach überlegenen Feind nur mehr ein Trümmerhaufen waren. Nachdem er dem alten Reich der Konstantiner eine ergreifende Grabrede gehalten hatte, fiel er wie ein gewöhnlicher Krieger tapfer kämpfend und unerkannt in den Strassen Konstantinopels. Wenn auch der Körper des römischen Weltreiches schon lange zerfallen war, sein Geist blieb bis zur letzten Minute lebendig. Nein, Rom ist nicht im „Chaos“ untergegangen, es ist gestorben wie ein Held in Waffen in Erfüllung seiner Pflicht als Schützer der abendländischen Kultur.

Die Behauptung, Rom sei an Rassenverschlechterung zugrunde gegangen, steht in absolutem Widerspruch mit der

⁹⁰⁾ Kaum haben Hunnen oder Türken so in Feindesland gehaust, wie die Kreuzfahrer im christlichen Konstantinopel nach seiner Erstürmung.

Geschichte. Es ist eine Phrase, die ihrer leichten Gangbarkeit wegen weite Verbreitung gefunden hat vor der historischen Kritik, aber ganz sinnlos erscheint. Vielmehr können die Wandlungen der Antike mit derselben Sicherheit auf soziale Vorgänge zurückgeführt werden, mit der der Astronom die Bewegung der Himmelskörper aus den Gesetzen der Mechanik ableitet.

Auf demselben Boden, der nach Chamberlain mit dem Blute der schlechtesten Bastardrassen verpestet wurde, erhob sich nach einer Brachzeit und neuerlicher Blutmischung — diesmal mit Germanen — die Wunderblüte der Renaissance. Chamberlain hilft sich natürlich „spielend leicht“ um diese Tatsache herum. Er behauptet einfach, die Männer der Renaissance seien echte unvermischte Germanen gewesen. Das plötzliche Versiegen der Schöpferkraft führt er auf eine Vermischung dieser Edelrasse mit dem „Chaos“ zurück.⁵¹⁾ (S. 697.) „Und die heutige Gesamtlage des Landes bedeutet ganz einfach (!) einen Sieg dieses Völkerchaos über das inzwischen hinzugekommene und lange Zeit hindurch rein erhaltene germanische Element.“ (S. 699.) Nachdem aber auch heute noch einige bedeutende Italiener existieren, werden diese eben auch „ganz einfach“ für Germanen erklärt. Cavour und Crispi (!) sollen als Beispiel dienen.

Merkwürdig. Tausend Jahre fast erhält sich das germanische Element unvermischt, dann bringt es — über das ganze Land zerstreut — auf einmal eine grossartige Kulturblüte hervor, um dann nichts Eiligeres zu tun zu haben, als sich mit dem Völker- gesindel des Chaos zu vermengen und unterzugehen? Chamberlain fühlt diese Schwierigkeit und gibt daher zur Auswahl eine zweite Theorie — wie schon früher beim Untergang Roms: Die beginnende Kreuzung mit fremdem, „für Germanen giftigen Blut“ habe im Zusammenhang mit Milieumomenten einen „mirakulösen Ausbruch des Genies“ und zugleich „Raserei erzeugt“. (S. 696.) Mit dieser — vorsichtig unter ein „vielleicht“ gestellten — Ersatztheorie macht also

⁵¹⁾ Der zweite Grund, das Verschwinden des germanischen Adels durch die blutigen Fehden, ist kaum präsentabel. Es wird sich schwer nachweisen lassen, dass die Genies der Renaissance hauptsächlich dem Adel entstammten.

Chamberlain gar eine Anleihe bei dem Juden Lombroso. Natürlich sind die Beweise für diese kühnen Schlüsse ganz chamberlainisch. Er erklärt es (S. 519) für „höchst bemerkenswert“, dass „solche bahnbrechende freisinnige Philosophen wie Bruno und Campanella aus dem äussersten Süden Italiens stammen, wo selbst heute noch, nach den anthropologischen Feststellungen, der indogermanische ausgesprochene Dolichocephaltypus auf der Halbinsel verhältnismässig am stärksten vertreten ist.“ Der Norden, in dem nur 0·4% Langköpfe vorkommen, wäre also nicht indogermanisch, trotz der Langobarden, Gothen u. s. w.

Chamberlain ignoriert dabei vollständig, 1. dass der langköpfige Typus durchaus kein indogermanisches Sondergut ist (auch die Semiten, Afrikaner etc. sind ja nach Chamberlain eigenem Zugeständnis langköpfig); 2. dass die italienische Langköpfigkeit mit ausgesprochener Dunkel-(Schwarz-)haarigkeit verbunden ist; 3. dass diese langköpfige Mittelmeerrasse gerade von vielen Rassentheoretikern, die Chamberlain hochschätzt, als eigener Typus (*homo mediterraneus*) dem indogermanischen *homo europaeus* entgegengesetzt und in Bezug auf ihre moralische und geistige Beschaffenheit noch unter den nicht-indogermanischen Rundkopf gestellt wird! Auch, dass die Rassenbastardisierung nach seinen eigenen Worten (S. 296) gerade im Süden Roms am gründlichsten stattgefunden hat, geniert Chamberlain gar nicht.

Wenn es ihm unbequem wird, vergisst der naturforschende Chamberlain seine ganze Anthropologie. Wehe aber, wenn jemand es „höchst bemerkenswert“ finden wollte, dass z. B. Raffael nicht etwa bloss aus einer brachycephalen Gegend, sondern selbst brachycephal war. Sofort würde Chamberlain wieder im Vollbesitze seiner anthropologischen Kenntnisse sein und den Unglücklichen „niederbügeln“. Dafür findet Chamberlain es „bedeutungsvoll“, für die „Feststellung der Rassenangehörigkeit Raffaels, dass dieser Savonarola begeistert verehrte“ u. s. w. (S. 698).

Es existiert wohl kein zuverlässiges Mittel, um die Rassenzugehörigkeit der Renaissance-Menschen zu bestimmen. Die Betrachtung einer grösseren Menge von Portraits ergibt kein entscheidendes Resultat für die Germanenhypothese. Lustig ist, dass Hypolite Taine als einen der Gründe der italienischen

Renaissance gerade das Fehlen grösserer germanischer Bestandteile anführt⁵³⁾: „Diese so kluge Rasse (die italienische), sagt er, hat das Glück gehabt, nicht germanisiert, das heisst, nicht in derselben Masse wie die andern Ländern Europas durch die Einwanderung der Völker aus dem Norden unterdrückt und umgewandelt zu werden. Die Barbaren haben sich darin nur zeitweise oder nur oberflächlich aufgehalten: Westgoten, Franken, Heruler, Ostgothen, alle haben es wieder verlassen oder sind sehr schnell daraus verjagt worden. Wenn die Langobarden auch darin geblieben sind, so wurden sie doch sehr bald von der lateinischen Kultur durchdrungen: im 12. Jahrhundert, sagt ein alter Geschichtsschreiber, waren die Deutschen Friedrich Barbarossas, welche in ihnen Menschen ihrer Rasse zu finden erwartet hatten, ganz erstaunt; sie so latinisiert zu sehen“, wofür dann Taine weitere Belege anführt.

Richtig daran scheint nur zu sein, dass das germanische Element weder so zahlreich in Italien sich dauernd behauptet hat, wie man vielfach annimmt, noch gar sich von Vermischungen auch nur kurze Zeit, geschweige denn ein Jahrtausend, hat freihalten können.⁵⁴⁾

Von überhaupt erwähnenswerten Beispielen für die üble Wirkung der Rassenmischung finden sich bei Chamberlain noch zwei: das eine, die jüdische Rasse betreffend, behandeln

⁵³⁾ Vgl. Taine, Philosophie der Kunst, übersetzt von Hardt 1902, I. Band, S. 121. In diesem klassischen Werk findet man das Milieu als Grund der Renaissance mit nicht mehr zu übertreffender Grazie gezeichnet (a. a. O. S. 119—218).

⁵⁴⁾ Die geringe Zahl der germanischen Einwanderer wird oft ausdrücklich und mit besonderer Verwahrung gegen die üblichen Übertreibungen hervorgehoben. Vide Dahn, Urgeschichte, Band I, S. 239, 242, 260/1, 282/4, 289, 290 (diese Stellen bez. der Ostgothen), ferner Band IV S. 299, bez. d. Langobarden. Vom anthropologischen Standpunkt wird dies bestätigt. Vgl. Ripley, Races of Europe 1900, S. 254). Dasselbe weist Fustel de Coulanges a. a. O., S. 470 bezügl. Gallien nach. Die Germanen sind dann durch Kriege und vor allem durch das Klima, dessen verderbenbringender Einfluss bei jedem Kriegszug nach Italien immer wieder hervorgehoben wird, sehr zusammengeschmolzen. Schon das ostgothische Königshaus verschwägte sich mit vornehmen römischen Geschlechtern. Kein germanisches Volk hat aber die Mischung so erleichtert, wie die Langobarden. (Vgl. Dahn I, S. 292. IV. 292.)

wir an anderer Stelle, denn es steht im Mittelpunkt der Chamberlainschen Theorie und bedarf eingehender Betrachtung. Das andere führt das Zurückbleiben der Slaven in der Kultur auf ihre Mischung mit einer nichtarischen Rasse zurück (S. 701), was natürlich Chamberlain nicht hindert, jeden grossen Slaven als reinrassigen Arier zu beanspruchen; auch dass das führende Volk Deutschlands, die Preussen, hauptsächlich dieses verunreinigte Slavenblut in den Adern hat, wird ignoriert. Wir bedürfen aber gar nicht der Blutmischung zur Erklärung jener Tatsache. Die Ereignisse der Völkerwanderung spalteten die slavische Rasse in zwei getrennte Blocks; die Südslaven wurden durch eine hundertjährige Türkenherrschaft an jeder Kulturarbeit gehindert, die Nordslaven waren vom Meere fast ganz abgeschlossen und damit von jeder aktiven Teilnahme am Welthandel. Gegen Osten schutzlos, waren sie den Angriffen mongolischer Horden viel länger ausgesetzt als das übrige Europa. Vor allem aber war die ungeheure Ausdehnung der sarmatischen Ebene ein Nachteil. Es ist für ein Volk verhängnisvoll, wenn es sich frühzeitig über unbegrenzte Strecken ausdehnen kann.⁵⁴⁾ Es fehlt die soziale Reibung und damit jeder Anlass zur Entwicklung höherer Kultur. — Cäsar fand die Germanen nomadisierend, vielleicht würden sie noch jetzt so umherschweifen, hätte nicht der römische Grenzwall auf der einen Seite, das Nachdrängen anderer Völkermassen auf der anderen ihnen den Boden enge gemacht und sie dadurch zur Ansiedlung gezwungen. Wenn wieder der Boden dem Bevölkerungszuwachs nicht genügt, treten weitere Fortschritte ein, die Ausbildung einer Gewerbe und Handel treibenden Schichte, die Teilung der Gemeinländereien, Übergang zur intensiven Wirtschaft u. s. w. In einem grossen Teil Russlands ist noch heute das Gemeineigentum an Grund und Boden die Grundlage der Wirtschaft, da, wenn die Bevölkerung wächst, stets die Möglichkeit besteht, ein Tochterdorf auf jungfräulichem Boden zu gründen und eine Teilung zu vermeiden.⁵⁵⁾ Diese patriarchalische

⁵⁴⁾ Vide Isaleff, Sozialpolitische Essays (Dietz, Stuttgart), S. 292 über die Wirkung dieses Umstandes auf Russland.

⁵⁵⁾ Vide Systems of Land Tenure in various Countries (Cobden Club

Verfassung macht erst den Absolutismus möglich und erschwert jeden Fortschritt. Diese ungeheure Ausdehnung des Bodens scheint auch ein Hauptgrund der geringen Entwicklung der Kultur in Afrika und Amerika, den beiden „kampflosen Kontinenten“ (Bagehot) zu sein. Kurz, die Zurückgebliebenheit der Slaven ist nicht eine Folge der Blutmischung,⁶⁶⁾ sondern ein Ergebnis der örtlichen und wirtschaftlichen Lage, sowie der geschichtlichen Entwicklung; was der Slave unter nur einigermaßen günstigeren Bedingungen leisten kann, haben Polen und Czechen gezeigt, deren Kulturarbeit nur der bornierteste Nationaldünkel leugnen kann.

Eine historisch interessante Anwendung der Rassen-theorie ist die Erklärung der französischen Revolution als Kampf zwischen der germanischen herrschenden und der keltischen unterjochten Rasse, schon deshalb, weil hier eine der ältesten Quellen dieser Richtung liegt, die auch wichtige Aufschlüsse zu ihrer Psychologie bietet. Augustin Thierry hat in dem Kapitel über die französische Geschichtsschreibung, das seinen *Récits des temps mérovingiens* vorausgeht, die Entstehung und mannigfache politische Anwendung dieser Theorie geschildert. Die Rassentheorie stellt sich hiebei in besonders auffälligem Masse als Kampfmittel im Streite der Klassen heraus. Neuerdings hat Dr. L. Woltmann⁶⁷⁾ behauptet, dass auch die führende revolutionäre Schichte „germanisch“ war, wie ihm das Studium der Portraits gezeigt habe. Ich stehe beiden Annahmen skeptisch gegenüber. Die fränkischen Einwanderer waren sehr gering an Zahl⁶⁸⁾, der französische Adel der älteren

Essays) ed. Probyn 1876 S. 313 und Laveleye, das Ureigentum, übersetzt von Bücher, 1879, S. 36.

⁶⁶⁾ Übrigens stehen die Finnen nach jedem kompetenten Urteil bedeutend höher in der Kultur als die Russen. Und trotzdem soll die Mischung mit den Russen für letztere verderblich gewesen sein? Ein neuerer und vorzüglicher Beobachter, H. Winkler, schreibt, beim Übergang von Finnland nach Russland glaube man sich von Europa nach Asien versetzt. Doch sind mongoloide Typen in Russland wirklich nicht selten. Ein ausgeprägtes Exemplar ist das Gesicht Maxim Gorkijs, des Grössten unter den jüngeren russischen Schriftstellern. Er gleicht völlig dem bei Ripley abgebildeten Kalmücken.

⁶⁷⁾ Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 294.

⁶⁸⁾ Vgl. Fustel de Coulanges a. a. O. S. 472. Er gibt an, Chlodwig

Zeit erlitt auf den Schlachtfeldern die schwersten Aderlässe,⁸⁹⁾ von einem sehr grossen Teil des vorrevolutionären Adels ist übrigens das geringe Alter des Titels und die wenig rühmliche Art des Erwerbs genau bekannt. Meistens kaufte man den Adel der Steuerfreiheit wegen.⁹⁰⁾ Graf Volney⁹¹⁾ hat dies in einer charakteristischen Art ausgeführt. In seinen „Ruinen“, die vor der Revolution begonnen, aber erst nachher veröffentlicht wurden, findet sich folgende Stelle: „Andere (Adelige) sagten: es wäre Schande und Niederträchtigkeit, uns mit dem Pöbel zu vermischen, er ist da, um uns zu dienen; wir sind von der edlen und reinen Rasse der Eroberer dieses Landes. Wir wollen der Masse unsere Rechte und unseren Ursprung zurückrufen. Die letzteren wandten sich hierauf an das Volk: Volk vergisst du, dass unsere Vorfahren dieses Land erobert haben, und dass dein Geschlecht nur unter der Bedingung das Leben behalten hat, uns zu dienen? u. s. w. — Das Volk: Reines Geschlecht der Eroberer, zeige uns doch deine Stammbäume, damit wir sehen, ob das was bei den einzelnen Diebstahl und Betrug ist, bei einer Nation Tugend wird. — Und im Augenblick fingén laute Stimmen von verschiedenen Seiten an, eine Menge der Edlen bei ihren Namen zu rufen, führten ihre Abkunft und ihre Verwandtschaft an, und erzählten, wieder Grossvater, der Urgrossvater oder erst der Vater, nachdem sie sich auf irgend eine Weise bereichert, den Adel um Geld

habe zur Zeit seiner Taufe nicht mehr als 6000 fränkische Krieger unter seinem Befehl gehabt.

⁸⁹⁾ Bei Crecy fielen nicht weniger als 1600 Barone und 4000 Edelknappen. „Kaum ein adeliges Haus gab es in Frankreich, das nicht eines oder mehrere seiner Glieder zu beweinen hatte.“ (Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter. II. Bd. 1887. S. 229. Bei Maupertius deckten 2400 Edle den Boden. (S. 234). Man denke auch an die zahlreichen Kriege, Verschwörungen und Hinrichtungen.

⁹⁰⁾ Ja zeitweise zwang man aus Finanzgründen viele Bürgerliche zum Adelskauf. Z. B. wurde unter Heinrich III. ein reicher Viehhändler Richard Grain d'Orge genötigt, für 1000 Goldtaler den Adel anzunehmen. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. 1882, S. 285.

⁹¹⁾ Vide Graf C. F. von Volney, die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche etc. 13. deutsche Auflage 1880, S. 72.

erkaufte hatten, so dass nur eine sehr geringe Anzahl von Familien von wirklich alter Abstammung übrig blieb. „Seht,“ sagten jene Stimmen, „seht diese Emporkömmlinge, die ihre Eltern verleugnen: diese plebejischen Rekruten, die sich selbst für berühmte Veteranen halten.“ Und so entstand ein allgemeines Hohngelächter. — Der geistvolle Pair von Frankreich musste seine Standesgenossen wohl kennen. — Übrigens ist selbst bei den wenigen altadeligen Familien noch der Einfluss der Lakaien auf die adelige Population anzuschlagen, der gewiss nicht zur Rassenverbesserung beigetragen hat. Schliesslich scheitert die ganze Hypothese an den deutlichen sozialen Ursachen der Revolution. Wie übrigens wäre es zu erklären, dass gerade die rein keltischen Gegenden (Bretagne und Vendée) sich mit ihrem letzten Blutstropfen für die Adelherrschaft gegen die angebliche Keltenrevolution eingesetzt haben?

Den kritiklosen Schilderungen der Schädlichkeit von Rassenmischungen wird häufig entgegengehalten, dass die Kultur gerade in stark gemischten Gegenden ihren Hauptsitz habe (so z. B. Nietzsche, Treitschke und viele andere). Tatsächlich bleibt die Frage offen, warum die Mischung mit „Nichtariern“ (Semiten resp. Etruskern), die die Griechen und Römer am Anfang ihrer Geschichte durchmachten, ihnen nicht schadete, wenn sie sich später so empfindlich dagegen zeigten? Der Blick zeigt uns, dass die Zentren der Kultur dort liegen, wo das Meer den Vorwärtsdringenden Halt gebot, wo zahllose Rassen sich übereinanderlagerten und verschmolzen. Die korrespondierenden Endlagen nehmen Westeuropa (und zwar vor allem England und Frankreich) einerseits, das östlichste Asien (vor allem Japan mit seiner starken Völkermischung und China) andererseits ein. Es wäre aber gewagt, wie es oft geschieht, die starke Rassenmischung dieser Länder als biologischen Grund der Rassentüchtigkeit anzuerkennen. Wo mehrere Rassen zusammentreffen, kreuzen sich Kultur-elemente verschiedenster Art, der Kulturbesitz häuft sich, oft erfolgt ja ein solches Zusammenkommen an grossen Verkehrsstrassen, jedenfalls aber erzeugt die Ubereinanderschichtung soziale Differenzierung, die auf jenem reichen Boden den tüchtigen Keim bildet. Es entsteht ein Stand von Hörigen,

deren Erziehung zur Arbeit der harte Zwang der Prone leistet und ein Herrenstand, dem die Masse die Entfaltung der Lebenskünste, des Luxus und der feineren Kultur, ermöglicht. Soziale Gründe reichen also zur Erklärung aus.



Über den Rassencharakter der Germanen.

Jeder Rassentheoretiker betrachtet als sicherste Grundlage aller Erkenntnis den Satz, dass die Rasse, der er anzugehören glaubt, an Vortrefflichkeit alle anderen überstrahle. Da die Rassentheorien aus guten geschichtlichen Gründen auf deutschem Boden besondere Pflege fanden, ist auch die Selbstbeweihräucherung hier für ehrliche Menschen unerträglich geworden als in irgend einem Land. Wer sich so recht durchdrungen hat mit dem geistigen Streben der deutschen Kultur, dem fällt kaum ein Wort schwerer auszusprechen, als das „national“, das tatsächlich bei uns anderen Klang und andere Bedeutung gewonnen hat als bei den Nachbarn. Besonders charakteristisch für den deutschen Nationalismus ist die Verbindung mit dem Rassenglauben. Die Tatsache, dass ein als Rassenjude sich fühlender und diese Eigenschaft mit Stolz hervorhebender Mann den englischen Nationalismus mit begründete (Beaconsfield), muss bei unseren Jingo's sehr merkwürdige Empfindungen auslösen. Es scheint uns daher eine kritische Prüfung der Tatsachen angebracht, die die vorausgesetzte Eigenheit und Vorzüglichkeit des deutschen Charakters begründen sollen. Die Rassengläubigen behaupten ja, dass jene seit den ältesten Zeiten sich unverändert fortgepflanzt haben. Ein Blick in die germanische Vorzeit soll uns nach dieser Lehre unser eigenes moralisches Spiegelbild zeigen. Tun wir ihn.

Freiheit und Treue sind nach Chamberlain die Grundlagen des germanischen Charakters. „Die Treue gegen den aus freier Entschliessung, eigenmächtig erwählten Herrn ist der bedeutendste Zug im Charakter der Germanen; an

ihm können wir sehen, ob reines germanisches Blut in den Adern fließt oder nicht.“¹⁾ „Eins ist sicher: will man die geschichtliche Größe des Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfasst — so muss man seine Treue nennen. Das ist der Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter, oder besser die gesamte Persönlichkeit sich überblicken lässt.“ (S. 507.) Und so weiter. Das Kennzeichen dieser unvergleichlichen Germanentreue ist aber die freie Selbstbestimmung des Ideals, des Herrn, des Wesens, dem man Treue hält. Der besondere Nachdruck, der auf diese Eigenschaft gelegt wird, rechtfertigt wohl, sie auch zum Mittelpunkt unserer Betrachtung zu machen.

Die Beweise für Chamberlains Behauptung sind nicht eben zahlreich. Er führt die bekannte Geschichte von der Friesengesandtschaft in Rom an, die die Treue ihres Volkes betonte, was aber doch wohl zum diplomatischen Geschäft gehörte und durch das von Tacitus gleich darauf berichtete Benehmen der Friesen gegen Rom nicht gerade bestätigt wurde. Ausserdem werden nur noch die germanischen Söldner und Leibgardisten der Römer beigebracht, deren aufopfernde Treue Chamberlain hoch preist. Dass sie hauptsächlich gegen Stammesgenossen gerichtet war, ist freilich etwas bedenklich. Doch ist der germanische Söldner wirklich so ganz ohne seinesgleichen in der Weltgeschichte? Haben nicht seit jeher arme und zurückgebliebene Länder, deren Gebirge, Wälder oder Steppen den Menschenzuwachs nicht ernähren konnten, die kräftigen Arme ihrer Söhne dorthin gesendet, wo man sie bezahlte! War nicht in den vorchristlichen Jahrhunderten der jüdische Lanzknecht aus diesem Grund in allen Heeren zu finden, bis der Händler ihn ablöste? Es wird sogar öfters hervorgehoben, dass den jüdischen Söldnern wegen ihrer Treue besonders gern wichtige Stellungen und Burgen zur Hut gegeben wurden.²⁾ Und in

¹⁾ H. St. Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. 1900. 2. Aufl., I. Band, S. 505.

²⁾ Vgl. Belege bei Holtzmann, Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums (in Stades Geschichte des Volkes Israel, 1888, 2. Band), S. 276, 284, 291, 367, 371 ff, 402, 444 u. s. w. An mehreren Orten wird ihre Treue besonders gerühmt.

neuerer Zeit waren es die Schweizer, die auf allen Schlachtfeldern für bares Geld ihren letzten Blutstropfen verkauften und deren Treue heute noch der Löwe von Luzern kündigt.^{*)}

Die Argumente Chamberlains sind also nicht sehr überzeugend. Er beginnt daher in seiner gewöhnlichen Art ein Feuerwerk von Begriffen, Bildern, Analogien, hauptsächlich aber Worten, wovon aber schon gar nichts mit der Germanentreue irgend etwas zu tun hat.

An den Anfängen ihrer Geschichte treten uns die Germanen als ein Naturvolk entgegen, dessen einfache Verhältnisse ihm wohl wenig Gelegenheiten zu Trug und Verrat boten. Die antiken Schriftsteller wissen nicht viel von aussergewöhnlicher Treue bei den Germanen zu berichten, was sie mitteilen, entspricht völlig den Verhältnissen aller Barbaren, deren Redlichkeit im friedlichen Verkehr und gegen Stammesgenossen Alte und Neue unzähligemal bemerkt haben. Man wird kaum ein von der Kultur noch nicht verdorbenes Naturvolk finden, in dessen Charakterschilderung nicht diese Züge vorkämen.^{†)} Die Belege könnten Bände füllen. Doch ist diese Treue dem Inhalte und dem Umfange nach begrenzt. Sie hat keineswegs die ethische Färbung unseres Begriffes, sondern entsprang aus der Abwesenheit zahlloser Gelegenheiten zur Untreue, die unsere Kultur erzeugt. Sie war überdies durchaus formell.

^{*)} Dabei dürften die Schweizer überwiegend nicht nur keine „Germanen“, sondern auch keine „Arier“ sein. Nirgends ist der rätische Typus ausgeprägter als in der deutschen Schweiz. (Ranke, *Der Mensch*. 2. Aufl. 1894, 2. Band, S. 292.) Die alten Räter waren aber nach den bestimmten Zeugnissen der Alten und den in den Alpen gefundenen Inschriften und Artefakten Etrusker — also Nichtarier.

^{†)} Schon der alte ehrliche Joh. Christ. Adelung (*Älteste Geschichte der Deutschen*, 1806, S. 295) bemerkte: „Daher findet man oft unter den entferntesten Völkern bei gleichen Graden der Kultur und unter gleichen Umständen auch die auffallendsten Ähnlichkeiten. Man lese zum Beispiel genaue Beschreibungen von den wilden Stämmen in Kanada, so wird man in ihrer unstäten Lebensart, in ihrer unüberwindlichen Scheu vor aller Arbeit, in ihrer Leidenschaft für Krieg und Jagd, in ihrer Neigung zur Trunkenheit, in ihrer Spielsucht, in ihrer Grausamkeit gegen ihre Feinde und in hundert anderen Umständen Cäsars und Tacitus Sueven wieder zu finden glauben.“ Überhaupt ist Adelung in vielen Punkten weit kritischer und nüchterner als viele Neuere — selbst einige Neueste (wie Lamprecht) nicht ausgenommen.

Die beschworene — das heisst durch Selbstverfluchung für den Fall des Bruches bekräftigte — Treue war es, die band, ohne Eid keine Verpflichtung.⁵⁾ Schliesslich galt sie nur gegen den Stammes- oder Sippenossen. Nicht so gegen den Feind. Ihm gegenüber erkennen wir heute Verpflichtungen an, die dem Wilden gänzlich unverständlich, ja töricht erscheinen würden. Hinterlist und Untreue gegen den Feind sind kein Vorwurf, sondern ein Zeichen lobenswerter Klugheit. Die Germanen machen keine Ausnahme. Für die Volksgemeinde gilt kein Vertrag, mochte er auch mit den heiligsten Eiden bekräftigt sein, „so dass die deutsche Treulosigkeit bei den Römern fast sprichwörtlich wurde.“⁶⁾ Die Fabel von der germanischen Treue als Rassenzug ist aus einem Irrtum entstanden. Man kennt die Einrichtung der „Gefolgschaften“, wozu sich ein Kriegsheld und eine Anzahl von Gefolgen durch gegenseitige Hilfe und Treue verbanden. Der Herr gewährte Führung, Verpflegung, Ausrüstung und Beute, die Gefolgen ihren tapferen Arm. In einer Zeit, wo jedes soziale Band fehlte, wo das Recht nur durch Fehdegang zu erhalten

⁵⁾ So Lamprecht, Deutsche Geschichte I, S. 181/2. Besonders bemerkenswert, da Lamprecht sonst an kritikloser Verhimmelung der deutschen Treue das Höchste leistet. (Vgl. S. 136.)

⁶⁾ So Seek, Geschichte des Untergangs der antiken Welt, I. Band, 1895, S. 189. Im „Anhang“ zum I. Band S. 477 führt Seek einige Belege an. Strabo VII 1, 4: „wiederum fielen sie ab und liessen Treue und Geseß im Stiche. Gegenüber diesen Menschen ist Misstrauen von grossem Nutzen, die ihnen vertrauten sind aufs schwerste zu Schaden gekommen.“ Hist. Aug. Firm. 13, 4: „die Franken, deren Gewohnheit es ist, mit lachendem Munde ihr Treuwort zu brechen.“ Eumen. paneg. II. 11: „jenes wankelmütige und trügerische Barbarenvolk“. (Dies die stehende Bezeichnung der Franken!) Auch beim selben Autor VI. 4. und IX. 22. kommt der Ausdruck vor. Ammianus XVII. 6, 1: „sie brachen den Frieden und den Bund, um den sie gefleht hatten.“ XXXI. 10, 2: „kaum war der Bund geschlossen, so brachen sie ihn“ Salv. de gub. dei IV. 14, 65: „Trenlos sind die Barbaren.“ VII. 15, 64: „das perfide Gothenvolk.“ Rutil. Namat. I. 112: „zitternd mögen die Gothen ihr treuloses Haupt beugen.“ Procop 6, 9, II. 25: „alsbald vergassen sie ihre Eide und Verträge, die sie gerade erst mit Römern und Gothen geschlossen hatten — denn dieses Volk ist das treuloseste der Welt.“ Velleius Paternulus II. 118: „Sie (die Germanen) sind, was man kaum glauben sollte, wenn nicht die Erfahrung es lehrte, bei höchster Wildheit doch äusserst verschlagen und ein Geschlecht wie geboren zur Lüge.“ Und so weiter.

war⁷⁾ und der Schwache gegen den Starken überhaupt kein Recht hatte, war diese Einrichtung unbedingt vonnöten und ihr Treueband durch das höchste gesellschaftliche Bedürfnis geheiligt. Diese Treue war auf den gegenseitigen und allgemeinen Nutzen gegründet. Man irrte nun in der Annahme, dass dies eine ausschliesslich germanische Erscheinung gewesen sei, was keineswegs zutrif. Immer wieder wird auch die Stelle des Tacitus (Germania XIV) angeführt: „Fürs ganze Leben ehrlos und schimpflich gilt derjenige, der seinen Herrn überlebend aus der Schlachtreihe weicht.“ Wir finden denselben Zug bei vielen anderen Völkern. Fällt der Kaffernhäuptling in der Schlacht, so fällt seine Leibgarde, die den schönen Namen amafanankosi (d. i.: die mit ihrem Herrn sterben) führt, mit ihm. Als vor einigen Jahren die Capregierung 1000 Stück Rindvieh auf die Gefangennehmung des Häuptlings Sandili setzte, rührte kein Kaffer den Finger, um sich diesen Preis zu verdienen, trotzdem das Vieh der zweite Abgott des Kaffers ist.⁸⁾ Bei den (nichtarischen) Iberern Spaniens⁹⁾ und den Galliern¹⁰⁾ herrschte ebenfalls die Sitte, dass die Gefolgschaft mit dem Häuptling starb. Von den Aquitaniern, einem iberischen Stamm, berichtet Cäsar (Bellum Gallicum, VI. 22), Adiatunnus habe mit „150 Getreuen einen Ausfall gemacht, sie nennen diese aber „soldurii“ und ihre Stellung besteht darin, dass sie alle Lebensgüter mit jenen gemeinsam hätten, deren Freundschaft sie sich geweiht hätten; wenn aber diesen (den Führern) etwas zustösst, so tragen sie entweder das Schicksal gemeinsam oder töten sich selber; und noch ist kein einziger Fall überliefert, dass einer, nachdem sein Gefolgsherr gefallen war, dem Tod sich entzogen hätte.“ Von den Galliern berichtet Valerius Maximus, sie hielten es für Frevel, in der Schlacht denjenigen zu überleben, dessen Heil sie ihr Leben geweiht hatten, und Cäsar erzählt (VI.

⁷⁾ Und so war der altgermanische Zustand im äussersten Masse beschaffen.

⁸⁾ Kropf, Die religiösen Anschauungen der Kaffern in „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, 1888, S. 44.

⁹⁾ Vrgl. Djercks, Geschichte Spaniens, 1895, I, S. 73.

¹⁰⁾ Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. I. vol. 2 ed. 1877. S. 16.

19), dass beim Tode eines Herrn alles, was ihm lieb gewesen war, verbrannt wurde, selbst die von ihm bevorzugten Gefolgsleute und Sklaven. Als Saul im Kampf gegen die Philister unterliegt, fordert er seinen Waffenträger auf, ihn zu töten, damit kein Unbeschnittener es tue. Da aber dieser sich weigert, stürzt er sich in sein eigenes Schwert. Sofort folgt sein Waffenträger dem Beispiel des Herrn, auch alle anderen Mannen fallen mit ihm.¹¹⁾ (I. Sam. 31. 4. 5.) Die Treue Davids gegen seinen ihm nachstellenden Herrn Saul ist bekannt. Die chinesische Geschichte enthält viele Züge aufopfernder Treue, auch hier fällt das Gefolge beim Tode des Herrn durch eigene Hand. Überhaupt ist der Gebrauch ausserordentlich häufig, den Cäsar bei den Galliern fand, dass beim Tode eines Herrn seine Getreuen geopfert werden oder sich selbst töten. So geben noch im 17. Jahrhundert in Japan beim Tode eines Adligen 10—30 seiner Diener sich selbst freiwillig durch Bauchaufschlitzen den Tod. Dasselbe kommt bei vielen Afrikanern und Indianern vor.¹²⁾ Der Grund ist einfach der, dass diese Naturmenschen fest überzeugt sind, sofort im Jenseits in ihrer alten Stellung zum Herrn wieder weiterzuleben. Genau dasselbe Motiv begegnet uns bei der Tötung der Alten und in den massenhaften Selbstmorden jener amerikanischen Plantagensklaven, die dadurch alle ihre Freiheit im Jenseits zu erlangen glaubten und die von ihrem Tun nicht anders abzubringen waren, als dass man den Toten die Köpfe abschnitt, wodurch nach ihrem Glauben die Wiederbelebung im Seelenreich verhindert wurde.

Die Gefolgschaft besiegelte ihre Treue mit dem Tod, der dem Wilden freilich nicht so schrecklich ist, wie dem Kulturmenschen. Doch über die Gefolgschaft hinaus erstreckte sich das Treueverhältnis nicht, ja es konnte sich in der unsere Auffassung von Treue verletzendsten Art bewähren. Das Waltharilied zeigt uns den Zwiespalt zwischen Freundes- und

¹¹⁾ Vrgl. auch die Gefolgschaft bei den Arabern. (Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, 1868, S. 344.)

¹²⁾ Vgl. Robinsohn, Psychologie der Naturvölker, Kap. VIII, S. 133 ff. und Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877. I. Band, S. 232 ff. Fries, Abriss der Geschichte Chinas, 1884. S. 78.

Gefolgentreue.¹³⁾ König Gunther greift den heimkehrenden Walthari aus schnödesten Goldgier an. Hagen, Waltharis bester Freund, ist Gefolgsmann Gunthers und rät dem König dringend von seinem Frevel ab. Als aber der König in Gefahr kommt, sein Ziel nicht zu erreichen und an Waffenehre Schaden zu leiden, da siegt bei Hagen die Gefolgstreue über die Freundestreue, an die ihn Walthari in beweglichen Worten erinnert (Vers. 1237—1263), selbst die Treue gegen den getöteten Neffen hätte, wie er dem König gesteht (1113), ihn zu solcher Tat nicht bewogen. Es gelingt ihm auch, seinen Freund in höchst unritterlicher Weise durch Hinterlist zu verwunden. So erschütternd auch der dargestellte Konflikt und die bewiesene Aufopferung Hagens wirkt, so verletzt doch die formelle Art der Treue, die die Ritter- sitte über die natürlichsten Gefühle setzt, unser Empfinden. Eine der ergreifendsten Stellen des Nibelungenliedes ist jene, wo Markgraf Rüdiger nach hartem Kampf für seinen Lehens- herrn Etzel gegen seine burgundischen Verwandten und Freunde streiten muss. Die Literatur der deutschen Ritterzeit darf übrigens wegen der starken christlichen und romanischen Einflüsse nicht zur Erkenntnis der moralischen Anschauungen der ursprünglichen Germanen verwendet werden. Es scheint, dass das ritterliche Lob der Treue mit der entsetzlichen Treu- losigkeit der Epoche ebenso zusammenhing, wie die Friedens- sehnsucht des vorchristlichen Judentums mit den ewigen Kämpfen und Leiden oder das Lob der Natur im XVIII. Jahr- hundert mit der raffinierten Überkultur der betreffenden Zeiten.¹⁴⁾ Das verhältnismässig älteste Bild germanischer Anschauungen gibt uns die Edda, vergebens aber würde man die Treue als ihren „Mittelpunkt“ suchen. Dass selbst die germanischen Götter es mit den Eiden nicht so ganz genau nahmen, sollte Chamberlain doch wenigstens aus Wagners Dichtungen wissen. In der Edda stehen aber noch ganz andere Dinge. Dem Loge

¹³⁾ Vergl. Waltharius, herausgegeben von Scheffel und Holder, 1874. S. 532.

¹⁴⁾ Es wäre wohl auch einem Zukunftshistoriker nicht gestattet, aus der Kunstrichtung unserer Zeit zu schliessen, die Fabeltiere Böcklins oder die jungfräulichen Engelsgestalten unserer präraphaelitisch angehauchten Modernen seien Typen unserer Tage. Als Reaktion unseres Gefühls gegen die entsetzliche Nüchternheit des Lebens sind sie leicht zu erklären.

ist Lug und Trug ein Teil seines Wesens, doch auch der Göttervater Wodan gibt kein gutes Beispiel.

„Ein Ringeld¹⁴⁾ war es, den Wodan schwur,
Wer darf seiner Treue noch trauen?
Den Suftung betrog er um seinen Trank,
Und Gundlada liess er das Grämen.“¹⁵⁾

Von derselben Affäre berichtet Wodan selbst:

„Doch ich bezweifle, dass ich gekehrt
Aus der Riesen rauhem Bereiche,
Nutzt ich Gundladas Güte nicht,
Die um mich schlang ihre Arme.
Gundlada gab mir auf goldenem Stuhl
Einen Trunk des trefflichen Meths;
So göttigen Sinn und so glühende Gunst
Hab ich ihr hässlich vergolten.“

In einem Zank mit Donar rühmt sich Wodan anderer treuloser Taten (S. 7071), was Donar zur Antwort veranlasst: „Gute Gabe vergaltst du mit argem Sinn.“ Zynisch erwidert Wodan: „Die eine Eiche bekommt, was der andern man nimmt, jeder sorgt da für sich.“ Übrigens wirft er gleich darauf auch dem Donar vor, „Treue zu trügen“, was dieser heftig zurückweist. Mit Hinterlist und ohne ernsten Grund reizt Wodan zum Verwandtenmord an. (S. 79, 259 etc.) Die Lebensregeln raten zwar, dem Freund treu zu sein, wem man aber nicht recht traut, den soll man durch listigen Trug betören:

„Doch findest du wen, dem du wenig vertraust,
Du willst aber Vorteil gewinnen
Dann rede nur freundlich bei falschem Sinn,
Den Wankelmüt lohne mit Lügen u. s. w.“ (193.)

Vor allem die Frauen werden als treulos hingestellt:

„Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust.

¹⁴⁾ Der als besonders heilig galt.

¹⁵⁾ Vergl. Die Edda, übersetzt von Wolzogen. S. 47.

So liebt eine Frau mit falschem Sinn,
Wie ein zweijährig Ross ungezähmt und scheu
Und ungeschärft auf dem Eise rennt;
Wie ein Kahn ohne Steuer im Sturme schwankt
Wie im Regen ein lahmer Rentierjäger
Glitschend gleitet vom glatten Gestein u. s. w.“ (200.)

Nach der früheren Regel ist es daher begreiflich, wenn
der Mann dem Weib zuvorkommt:

„Doch beicht ich es ehrlich, mit beiden bekannt;
Mannliebe zum Weibe ist windig;
Wir denken schlecht und schwatzen schön
Und trügen der Klügsten Vertrauen.“ (196.)

Ein Rassengläubiger müsste danach wohl annehmen,
dass unsere heutigen Zustände auf diesem Gebiet direkt dem
germanischen Geist entspringen.

Die entsetzlichsten Zustände aber sollen vor dem
Weltenbrand eintreten:

„Nun würgen sich Brüder und werden Mörder,
Geschwister sinnen auf Sippenverderb,
Die Gründe erschallen, der Giergeist fliegt:
Kein einziger Mann will den andern schonen etc.“

Die Schilderung lässt raten, dass dem Sänger dies Ende
nicht allzu ferne dünkte. Tatsächlich könnte man diese furcht-
baren Worte mit vollem Rechte vor jenes Kapitel der Welt-
geschichte setzen, das das erste halbe Jahrtausend seit dem
Auftreten der Germanen als Staatengründer auf dem Boden
der Zivilisation enthält. Ein kurzer Abriss soll den Zeitcharakter
beleuchten. Die Darstellung folgt dem grossen Werk Felix
Dahns¹⁷⁾, das für uns den Vorzug besitzt, voll nationaler
Begeisterung zu sein, ohne das historische Gewissen hintanzu-
setzen. Beginnen wir mit den Ostgermanen und zwar mit
den Vandalen. Schon ihr erstes Eindringen in das römische
Spanien geschieht durch den Verrat germanischer Söldner,
die sich dadurch vor der ihnen wegen Plünderung des eigenen
Landes drohenden Strafe schützen wollen. Ihr Zug nach

¹⁷⁾ F. Dahn, „Urgeschichte der germanischen und romanischen
Völker“. 4 Bände, 1881—1889.

Afrika erfolgt unter Genserich, an dem die Quellen ein besonderes Talent zur Intrigue hervorheben. Er nimmt trotz des abgeschlossenen Friedens „mit Arglist, Treubruch und Verrat“ (Dahn) die Hauptstadt Karthago. Seinen Sohn hatte er mit einer Westgothenprinzessin vermählt, die er aber alsbald unter dem Vorwurf, sie habe ihn vergiften wollen, mit abgeschnittener Nase an ihren Vater König Theoderich zurücksandte. Um sich vor dessen Rache zu schützen, soll er alsdann Attila durch reiche Geschenke zum Angriff auf das Westgothenreich bewogen haben. Von den Römern eingeschlossen, erbittet er sich eine fünfägige Waffenruhe, die er zu einem heimtückischen Überfall der Getäuschten benützt. Sein Sohn Hunerich eröffnete die Reihe greuelvoller Familienmorde, die später das Reich zugrunde richteten. Er ermordete seines Bruders Frau, Sohn und Gesippen. Den katholischen Bischöfen befahl er, einen politischen Eid zu schwören, einige weigerten sich unter Berufung darauf, dass Christus das Schwören verboten habe. Diese wurden wegen Ungehorsams verbannt und zu Zwangsarbeit verdammt, die Gehorsamen aber unter dem Vorwurf, sie hätten das Schwurverbot Christi verletzt, zu Ackerknechten gemacht. Sein Nachfolger Thrasamund lässt sich von seinem Neffen Hilderich noch auf dem Sterbebett schwören, er werde während seiner Regierung die Katholiken nicht in ihre alten Rechte einsetzen. Hilderich entzieht sich der formalen Verletzung des Schwures durch eine *Reservatio mentalis*, die jedem Jesuiten Ehre machen würde (vide Dahn S. 176, 212).

Schon unter Genserich hatten übrigens die Adelsverschwörungen begonnen, bei deren wiederholter Unterdrückung fast der ganze alte Adel ausgemordet wurde.

Die Ostgothen gewähren dem Geschichtsschreiber von allen Germanen den in moralischer Beziehung lobenswertesten Anblick. Doch selbst der edle Theoderich, den die deutsche Sage als Dietrich von Bern mit Recht an die Spitze ihrer Helden stellt, befleckte sich mit der hinterlistigen Ermordung seines Vorgängers Odovakars. Nachdem er diesem Leben und königliche Ehren zugesichert hatte, fasste er einen wahrscheinlich unbegründeten Verdacht gegen ihn, lud ihn zum Mahle ein und stieß ihn mit eigener Hand nieder. Seine

Nachfolger, Amalasintha und ihr Vetter Theodahad, verrieten beide unabhängig von einander ihr Volk an Byzanz (Dahn, S. 252), worauf Theodahad seine Base unter Bruch heiliger Schwüre sofort gefangensetzen und später ermorden liess. In dem folgenden Krieg suchten Byzantiner und Gothen, die Franken auf ihre Seite zu ziehen. Diese nahmen von beiden Parteien Geld und betrogen beide. In diesem Krieg wetteiferten der König und die ostgothischen Adeligen an Untreue, jener gegenüber den Römern, diese gegenüber dem König (Dahn, S. 254). Endlich kam der Frankenkönig Theudibert mit 100.000 Mann nach Italien und wurde von den Gothen als Bundesgenosse freudig begrüßt. Kaum hatte er mit ihrer Hilfe den Po überschritten, so liess er die Weiber und Kinder der Gothen ergreifen, den Göttern als Opfer schlachten und in den Fluss werfen. „Denn die Franken,“ sagt Prokop, „sind das treulosste unter allen Völkern.“ Es gelang ihnen, dasselbe Spiel noch einmal zu wiederholen und sie begannen nun auf eigene Rechnung zu plündern und erobern. Es ist begreiflich, dass der Gothenkönig Wittichis sich später lieber den Byzantinern ergab, als die nochmals angebotene Hilfe der Franken anzunehmen. Ein übrigens in jenen Kriegen oft vorkommender Zug ist, dass gothische Besatzungen nach der Kapitulation in byzantinische Dienste eintreten und gegen ihr eigenes Volk fechten. König Erarich wollte sein Volk für Schätze und die Patrizierwürde an Byzanz verkaufen, wurde aber vorher ermordet. Noch im letzten Akt des Ostgothendramas erfolgte wieder ein fränkischer „Hilfszug“. Doch zog der unbezwungene Verteidiger von Cumae, der tapfere Aliger, es vor, sich lieber den Byzantinern zu übergeben, als die Hilfe eines Volkes anzunehmen, dessen verräterische Tücke sprichwörtlich war.

Die Westgothen hatten von den Römern Sitze in Septimanien erhalten, kehrten sich aber ziemlich wenig an die Verträge und suchten ihr Reich nach allen Seiten zu erweitern. Auch bei ihnen fehlten die Familiengreuel nicht, die jene Zeit erfüllten. Der König Thorismund wurde auf Anstiften seiner Brüder ermordet; als er durch Aderlass kampfunfähig war, entfernte ein mitverschorener Diener die Waffen aus dem Gemach und stürzte, Gefahr meldend, scheinbar in Treue besorgt, herein, indem er in Wahrheit den Verschworenen den Weg

wies. Seinen Nachfolger und Bruder Theoderich traf übrigens dasselbe Los, indem dieser von einem andern Bruder ermordet wurde.

Im spanischen Westgothenreich hatte sich, unterstützt durch die gebirgige Natur des Landes, ein mächtiger Grundadel entwickelt, der die ganze Geschichte dieses Reiches mit Untreue, Hochverrat und Greueln aller Art erfüllte. Mit Entrüstung tadelt der Franke Gregor von Tours „diese abscheuliche Angewöhnung der Westgothen, wenn ihnen der König nicht gefiel, ihn mit dem Schwert anzufallen und sich einen andern zum König zu setzen.“

Als die Franken einen Raubzug nach Spanien gemacht hatten, hätte sie der gothische Feldherr Theudigisl vernichten können, doch ein Bakschisch bewog ihn, die Räuber mit allen Schätzen frei abziehen zu lassen. Dass er später als König ermordet wurde, ist nicht besonderer Erwähnung wert.

Athanagil ruft verräterisch die Byzantiner ins Land und schwingt sich mit ihrer Hilfe zum König auf. Es wird als Ausnahme besonders hervorgehoben, dass er „friedlichen Todes“ gestorben sei. Dahn bemerkt (S. 375), dass man von den meisten der bisherigen Westgothenkönige ausser dem Namen nur etwa noch die Art der Ermordung wisse. „Dieser meisterlose Adel, dem die Rebellion, der Königsmord zur Gewohnheit geworden, war zur Treue gar nicht, zum Gehorsam nur durch den Schrecken zu bringen.“

König Leovigilt ergriff das richtige Mittel. Gregor sagt: „Leovigilt tötete alle, welche sich angewöhnt hatten, die Könige zu ermorden. Nicht einen ihres Mannesstammes liess er leben.“ Doch sein eigener Sohn Hermenigilt empörte sich gegen ihn, rief die Byzantiner und Sueben ins Land und trachtete dem Vater nach dem Leben. Besiegt, floh Hermenigilt in eine Kirche und liess sich endlich Leben und Freiheit zusichern. Im nächsten Jahre wurde er enthauptet, übrigens möglicherweise für eine neue Schuld. Die Kirche machte den netten Sohn später zum Heiligen und stempelte den Vater zum wütenden Katholikenverfolger.

Aber unter seinen Nachfolgern schon beginnt wieder die eintönige Folge von Hochverrat und Königsmord.

König Kindasvinth versuchte dem ein Ende zu machen,

Fredegar bemerkt u. a. darüber folgendes: „Der König hatte die böse Sitte (morbus) der Gothen in Entthronung ihrer Könige erkannt; war er doch selbst oft Teilnehmer solcher Pläne gewesen — daher kannte er genau die trotzigen Geschlechter, von denen Gefahr drohte, und sicher wusste er sie zu treffen.“ 200 der Vornehmsten, 500 der Geringeren soll er auf diese Weise getötet haben. Ihre Frauen und Töchter und ihr Vermögen wurden den Anhängern des Königs zugeteilt. Schon seinem Nachfolger traf übrigens wieder das übliche Schicksal. Bekanntlich war es der Verrat gothischer Grossen, der die Araber nach Spanien brachte. In der Entscheidungsschlacht besiegelt der Übergang der Verräter das Ende des Gothenreiches.

Das früheste Material zur Beurteilung der Westgermanen liefern uns die Kriege der Kaiserzeit.¹⁸⁾ Es ist eine stehende Klage der römischen Geschichtsschreiber, dass die Barbaren, alle Verträge brechend, stets von neuem Rom überfielen. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, dass oft Landnot und innere Parteikämpfe die Wortbrüchigkeit erklären und mildern. Auch die Tücke der Kriegsführung durften die Römer nicht tadeln, die darin den Barbaren stets ein recht schlechtes Beispiel gegeben hatten. Von Anfang an fand das römische Gold germanische Nehmer. Überläufer und Bestechliche brauchten nicht gesucht zu werden.¹⁹⁾ Selbst die im römischen Solde stehenden Germanen waren nicht frei von Untreue.²⁰⁾ Die gefeierte Hermannsschlacht, „einer der treulosesten Völkerrechtsbrüche“ (Dahn, S. 64), ist nur als Vergeltung der römischen Untreue und als nationale Notwehr zu rechtfertigen. Der römische Ritter Armin hatte Varus so in Sicherheit gewiegt, dass dieser alle Warnungen in den Wind schlug. Mit Arglist lockte er den Betörten aus seinem festen Lager in einen sumpfigen Wald und überfiel dort das sorglos wie in Frieden und Freundesland marschierende Heer. Gleichzeitig wurden alle im Lande zerstreuten Römer an einem Tage überfallen und ermordet. Doch Armin fiel durch seine eigene Waffe.

¹⁸⁾ Vide Dahn, Band II.

¹⁹⁾ Vide S. 152, 162, 177, 269, 373 etc.

²⁰⁾ S. 125, 392.

Tacitus berichtet, ein Chattenfürst Adgandester habe vom Kaiser Gift verlangt, um Armin zu ermorden, Tiberius aber habe den Bescheid erteilt, Rom räche sich an seinen Feinden nicht durch List und im Geheimen, sondern offen und mit den Waffen. Trotzdem fiel der Erreter Germaniens durch Meuchelmord der eigenen Gesippen. Auch der Bataver Civilis, dessen Heldentaten die Armins weit übertreffen, konnte sich schliesslich vor der Untreue seines eigenen Volkes nur dadurch retten, dass er es an Rom verriet. (S. 155.)

„Die ausserste Treulosigkeit“ eines Alamannenfürsten und die grosse Begabung für Trug und listige Umtriebe eines andern wird von den Historikern hervorgehoben. (S. 285, 337.)²¹⁾ Vor allem aber sind es die Franken, deren Untreue das Entsetzen der Römer erregt. Ihre Gewohnheit sei es, sagt Vopiscus, lachend die Treue zu brechen. Das „schlüpfrige, falsche“ Volk (*lubrica fallaxque*) ist ihre stehende Bezeichnung.²²⁾ Ihre spätere Geschichte bestätigt den früh erworbenen Leumund vollkommen. Fortlaufende Quellen besitzen wir seit den Merovingern, deren Reihe Chlodwig würdig eröffnet.

Dieser moralische „Kraftmensch“ richtete ein wahres Gemetzel unter seinen nächsten Verwandten an; nicht im ehrlichen Kampf, sondern ausschliesslich durch „Intrigue, Verhetzung, geheimen Mord und ganz offen brutal verübten Totschlag“ beseitigte er sieben uns mit Namen genannte und ausserdem noch „viele andere Könige und nächste Verwandte“ (Dahn III. 65), deren Reiche er seinem einverleibte. Und das Merkwürdigste ist der Gleichmut, ja oft der Beifall der zur Gefolgstreue verpflichteten Heerleute der Gemeuchelten! — Zuerst hetzte er den ripuarischen Prinzen Chloderich zum Morde seines Vaters Königs Sigibert, indem er seine Habsucht anreizte. Nach vollbrachter Tat bietet der neue König dem Chlodwig einen Anteil an den gewonnenen Schätzen. Eine Gesandtschaft Chlodwigs wird freundlich empfangen, ermordet aber den Chloderich im Augenblick, als er sich bückt, um

²¹⁾ Verschiedene Züge von Untreue (zum Teil auf Armin bezüglich) stellte Hehn zusammen. (Vgl. Schieman, Viktor Hehn, Ein Lebensbild, 1894, S. 190 ff.)

²²⁾ S. 248, 257, 259, 260, 361 etc. Einige Stellen beziehen sich auf andere Germanen.

Schätze aus einer Truhe zu heben. Sofort beruft Chlodwig das Volk des Getöteten zusammen, klagt ihn des Vatersmordes an und behauptet, jener sei von einem Unbekannten erschlagen worden. Heuchlerisch fügt er bei: „Aber an all dem bin ich ohne Schuld. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Gesippen vergiessen! Das wäre ja Freveltat.“ Das Reich und die Schätze behielt Chlodwig, „denn“, fährt Gregor von Tours wörtlich fort, „Gott warf Tag um Tag Chlodwigs Feinde nieder unter dessen Hand und mehrte sein Reich zu seinem Lohne dafür, dass er gerechten Herzens vor Gott wandelte und tat, was wohlgefällig war vor Gottes Augen.“ — Hier bereitete er dem König Chlotarich und dessen Sohn dasselbe Schicksal. Interessanter ist die Art, in der er gegen König Ragnachar verfuhr. Er bestach nämlich die Grossen am Hofe dieses Fürsten mit Gold, ihm das Land auszuliefern. König Ragnachar und sein Bruder Richarius gefesselt und Chlodwig geführt wurden, erschlug er den ersten mit dem Streitaxt, weil er seine Sippe, die auch die Chlodwigs waren, dadurch erniedrigt habe, dass er sich fesseln liess, den Bruder aber, weil er die Fesselung nicht verhindert habe! Als sie entdeckten die bestochenen Verräter, dass Chlodwigs Gift falsch sei — es war nur vergoldetes Erz! Doch Chlodwig antwortete, Verräter verdienen nichts anderes, sie sollen sich freuen, dass er ihnen das Leben schenke. Als nächster kam ihr Bruder Rignomer daran. „Er ermordete aber noch viele andere Könige und Nächste seiner Gesippen“ berichtet Gregor wobei er Reich und Schätze an sich riss. Vor einer Versammlung der Seinigen sprach er dann die Worte: „Weil mir, der ich wie ein Fremdling unter Fremdlingen lebe und keine Gesippen habe, die mir beistehen könnten, wenn einmal Unglück über mich käme.“ „Aber dies sprach er nicht aus Schmerz über den Tod jener, sondern in arger List, um so vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen.“ So Gregor von Tours. Chlodwigs Reich ging an mehrere Brüder über, von denen Chlodomer zuerst starb. Seine Brüder Chlotachar und Childebert, denen er die Vormundschaft über seine unmündigen Söhne zustand, liess diese unter dem Vorwande der Thronsetzung zu sich kommen und ermordeten sie eigenhändig in grausamer und

hinterlistiger Weise. Die verschiedenen Mordanschläge der Brüder gegeneinander, die teilweise glückten, sind zu einzeln, um einzeln erzählt zu werden.

Die Nachfolger Chlodwigs waren es auch, die sich gleichzeitig von den im Streit befindlichen Gothen und den Byzantinern anwerben liessen und beide betrogen. Dabei hatten sie mit den Gothen ausgemacht, sie würden nicht Franken, sondern andere ihrem Reiche angehörige Völker in Italien verwenden, um dem römischen Kaiser gegenüber die Ausflucht sich zu sichern, jene Scharen handelten ohne und gegen ihren Willen. Das Auftreten der Franken in Italien haben wir bereits geschildert. Natürlich ging es auch bei der Teilung des den Gothen abgepressten Goldes zwischen den merovingischen Brüdern nicht ohne Trug und Übervorteilung ab.²³⁾

In diesem Stil verläuft nun die ganze folgende Geschichte der Franken, wie sie uns vor allem Gregor mit unübertrefflicher Anschaulichkeit überliefert hat. Freilich wirkt das Chaos von brutaler Gewalt und hinterlistigem Verrat schliesslich ermüdend auf den Leser. Die Könige und Mitglieder der königlichen Sippe gehen allen voran mit der von ihnen bewiesenen Untreue gegen Verwandte und Freunde, mit Wortbrüchigkeit und Tücke gegen die Feinde.²⁴⁾ Aber auch die Untertanen, das Heer und vor allem die Grossen und Adligen leisten darin Hervorragendes.²⁵⁾ Königsmord²⁶⁾ und Abschlachtung²⁷⁾ von

²³⁾ Übrigens gefiel diese Methode den Franken so gut, dass sie später genau dasselbe Spiel mit den Langobarden und Byzantinern trieben. (S. 283, 537/8.)

²⁴⁾ Vide S. 79, 85, 123, 125, 126, 131/3, 155, 157, 183, 213, 437, 586, 593, 599, 614, 624, 631, 634, 848 u. s. w.

²⁵⁾ Vide S. 134, 168, 181, 189, 195, 201/2, 223, 246, 263/4, 277, 286, 296/7, 300, 303/4, 321, 331, 335, 337, 346, 351, 354, 364, 377, 380, 383, 389, 394, 410, 411/2, 421, 453, 470, 480/1, 508, 537/8, 558, 564, 589, 596/7, 598, 603, 635, 643, 649, 650/1, 654, 656, 660/1, 684, 690, 694/7, 709, 712/4, 800, 804/5, 809, 858, 942, 998/9, 1030 u. s. w.

²⁶⁾ Vide S. 77/8, 180, 211, 287, 289, 497, 590, 702 etc.

²⁷⁾ Vide S. 77, 133, 158, 311, 374, 398, 400, 450, 475 etc. Die gegebenen Zusammenstellungen sind weder erschöpfend noch streng systematisiert. Der Königsmord ist sehr oft gleichzeitig Verwandtenmord, die Untreue der Grossen oft mit versuchtem Königsmord verbunden u. dgl. mehr. Es soll bloss ein Begriff von der Massenhaftigkeit der Fälle erweckt

Verwandten sind nicht ein Vorrecht einzelner Gewaltmenschen, sondern beinahe ein nationales Gemeingut. Sehr deutlich wird uns aber die Tatsache, dass der Ausgangspunkt der entsetzlichen Untreue jener Zeit in der Institution gelegen ist, die oft als die höchste Verkörperung des Treu- und Ehrbegriffes gepriesen wird — im Adel. Ein Typus ist der gewaltige Führer der fränkischen Adelpartei Guntchram Boso. „Er hatte keinem seiner Freunde je einen Eid geleistet, den er nicht sofort gebrochen hätte.“ „Er war leichtfertig im Handeln, überaus nach fremdem Gute gierig, allen schwur er, niemandem hielt er sein Versprechen.“ So charakterisiert ihn Gregor. Ein germanischer Priester Rikulf ist es, als dessen Leibsprüchlein uns überliefert wird, einen klugen Menschen könne man nur durch Meineide überlisten. (S. 230.) Andererseits wird es besonders rühmend — gewissermassen als Ausnahme — hervorgehoben, wenn jemand Treue bewährt. Wir finden so den Franken Berthoald erwähnt „von massvollen Sitten, weise, klug, im Kampfe tapfer, gegen alle Treue haltend“ (S. 544), ferner den Römer Claudius (S. 567), „ein kluger Mann, gewandt im Erzählen von Geschichtlein, tüchtig in allen Dingen, sehr geduldig, überreich an Findigkeit des Rates, in den Wissenschaften gebildet, treu, verlässlich, mit allen Freundschaft suchend.“

Ein frecheres und treuloseres Junkertum (vgl. Dahm, S. 306) kennt wohl die Geschichte nicht. Selbst mit den Saracenen verbündet es sich ohne Scheu gegen das Königtum, dem Beispiel des Westgothenadels folgend. (S. 804/5/9.) Ergreifend wirkt es, einen Nachkommen Chlodwigs sein Volk förmlich um sein Leben bitten zu hören. König Guntchram ging stets nur bewaffnet und mit starker Bedeckung zur Kirche. Eines Sonntags hielt er vor der Messe folgende Ansprache: „Ich beschwöre euch, ihr Männer und Weiber, die ihr zugegen seid, wollt mir eure Treue unverletzt halten! Und tötet nicht auch mich, wie ihr jüngst meinen Brüdern getan; möchte es mir doch vergönnt sein, doch mindestens drei Jahre noch meine Nefen, die ich als Söhne angenommen habe, aufzu-erziehen. Auf dass es nicht geschehe, was der ewige Gott werden. Dabei sind die meisten der verhältnismässig kurzen Epoche entnommen, die Gregor von Tours behandelt.

nicht verstaten möge, dass ihr, wenn ich gestorben, mit jenere Kleinen auch zugleich selbst zugrunde gehet, da dann von unserem Stamme kein wehrhafter Mann mehr da sein würde, um alle zu schützen.“ (Dahn, S. 299.) Als er so sprach, sandte die ganze Gemeinde ihr Gebet für den König zum Herrn. Selbst noch unter Karl dem Grossen finden wir Verschwörungen gegen des Königs Leben, an deren einer Spitze Karls Sohn Pippin stand (S. 998, 1030). Das deutsche Recht fasst alle jene Verbrechen als besonders ehrlos auf, die nicht offen unter voller Übernahme der Verantwortlichkeit, sondern heimlich und mit Tücke verübt werden. Derlei Untaten hat jene Zeit in besonderem Raffinement hervorgebracht, nur die Auswahl aus der reichen Fülle verursacht Verlegenheit. König Chilperich schickt seinen Sohn Chlodovech in eine verpestete Gegend, damit er dort unauffällig sterbe, da er aber gesund bleibt, lässt ihn seine Stiefmutter erdolchen und verbreitet, er habe durch Selbstmord geendet. (S. 213.) Dieselbe Fredegunde, die unzählige Bluttaten auf sich hatte, wurde übrigens von ihrer Tochter Rigunthis recht schlecht behandelt und oft geprügelt. Da lud sie sie einstens schmeichelnd ein, sich Schätze aus einer Truhe zu wählen, und als jene sich bückte, schmetterte sie ihr den Deckel auf den Kopf und suchte sie zu erwürgen. Unter freundschaftlichen Umarmungen und Treueschwüren stösst man dem „Freund“ das Eisen in die Brust. (Vgl. z. B. S. 321, 656.) Als 9000 Awaren von König Dagobert mit Weib und Kindern Schutz erflehen, weist ihnen dieser zerstreute Quartiere in Baiern an, lässt aber alsbald in einer Nacht die Wehrlosen umbringen. (S. 634.)

Besonders charakteristisch für die Auffassung der Treue ist die rohe Art, in der man die Form zu schonen oder die verletzte zu sühnen sucht. Der Hausmeier Ebroin lockt seinen Feind Martinus aus seiner Burg, indem er ihm auf einen mit Heiligenreliquien gefüllten Kasten schwere Eide schwört, sein Leben zu schonen. Natürlich wird der Getäuschte sofort mit allen Gefolgen umgebracht. Man hatte nämlich vor dem Schwur die heiligen Knochen heimlich aus dem Kasten genommen und so war der Eid nicht kräftig. Ebenso lässt König Chilperich, als er entgegen seinem Schwur in Paris

einzieht, die Belagern vieler Feste vorzuziehen, an den Eidbruch unschädlich zu machen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Geschichte der anderen germanischen Stämme, die uns reichlich viel Milderhafter erhalten ist als die der Franken. Wieder finden wir bei Thüringern, Burgunden und Langobarden dieselben Familiengrübel und Königsmorde, wie bei den bereits betrachteten Stämmen.²⁹⁾ Wieder spielen Frauen eine überaus thörichte Rolle in Verrat und Blutvergiessen aus Sinnlichkeit. Der Hauptteil der Untreue fällt aber wieder auf den Adel.³⁰⁾ „Empörung, Königsmord, Trachten nach der Krone, reichsverrätherisches Bündnis mit Papst oder Kaiser waren nur zu häufige Fehler dieser Herzoge, die ihrerseits den westgotischen und den merovingischen Grossen sehr ähnlich sind.“ (Dahn S. 294.)

Es sei übrigens erwähnt, dass die Langobardengeschichte meines Erachtens die drei erhebendsten Tatsachen aufopfernder Treue enthält, die uns aus der germanischen Frühzeit enthalten sind, die Treuetaten der Freunde Perclaris (S. 247), die Sessalds (S. 250) und des Diakons Seno (S. 259).

Um die Geduld unserer Leser nicht zu ermüden, heben wir nur noch hervor, dass die inneren Zustände bei den Angelsachsen und Skandinaviern auch nicht besser waren. „Von dieser Zeit an,“ sagt Green,³¹⁾ „ist die Geschichte Northumbriens nur ein grausiger Bericht von Gesetzlosigkeit und Blutvergiessen. Ein König nach dem anderen wurde durch Verrat und Aufruhr aus dem Wege geräumt, das Reich fiel dem aufreißerischen Adel in die Hände, die Felder lagen wüst und das Land wurde durch Hungersnot und Seuchen verheert.“ Robertson gibt eine eintönige Zusammenstellung von Vorkommnissen, die ganz unserem Bild entspricht.³²⁾

Da den Rassengläubigen selbst der dümmste Scheingrund willkommen ist, müssen wir noch kurz dem möglichen Einwand begegnen, die geschilderten Zustände seien eben

²⁹⁾ Vide Dahn, Band IV, S. 98, 111, 207, 208, 209, 221, 233, 242 ff.

³⁰⁾ Vgl. 220, 226, 227, 228, 251, 255/6, 261 usw.

³¹⁾ Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes, I. Band, 1899,

Seite 48.

³²⁾ Vgl. Robertson, The Saxon and the Celt. London, 1866, pag. 86 ff.

eine Folge der beginnenden Mischung zwischen Germanen und anderen Rassen. Speziell Chamberlain möchte einfach alles auf das böse Beispiel der Römer schieben — als ob selbst in den wildesten Zeiten römischer Dekadenz niemals annähernde Zustände geherrscht hätten! „Zwar nicht als ein Barbar, wohl aber als ein Kind war der Germane in die Weltgeschichte eingetreten, als ein Kind, das alten, erfahrenen Wüstlingen in die Hände fällt.“ (Chamberlain, S. 516.) Man denke an die unschuldigen Kinder Chlodwig und Fredegunde! Man berücksichtige ferner: 1. dass die Zustände ausserhalb des römischen Kulturkreises bei Angelsachsen und Skandinaviern ebenso schlimm waren; 2. dass bei den einzigen Germanen, wo die Vermischung eher möglich war, bei den Ostgothen, die günstigsten und reinsten Zuständen herrschten, obwohl ihr Gebiet gerade den Sündenpfuhl Rom und das „chaotische“ Italien umschloss. Die Ostgothengeschichte ist der einzige Lichtpunkt der germanischen Vorzeit; 3. die ärgsten Dinge geschahen bei den Westgothen und Franken. Die letzteren mischten sich weniger als andere Rassen mit den Einheimischen,²⁹⁾ weil keine Landteilung erfolgte, sondern die Franken sich geschlossen ansiedelten. Bei den Westgothen bestand für die Römer das bei Todesstrafe eingeschränkte Verbot der Ehe mit Barbaren, das Valentinian und Valens gegeben und Alarich II. in sein Gesetzbuch aufgenommen hatte, ferner verhinderte der Glaubensunterschied zwischen den katholischen Römern und arianischen Gothen die Vermischung. Erst 70 Jahre nach Herstellung der Glaubenseinheit, knapp vor dem Ende des Gothenreiches hob Rekisvinth das Eheverbot auf.³⁰⁾

Der Kenner der Geschichte bedarf keiner Schilderung der Treulosigkeit, die alle Poren der so hoch gepriesenen Ritterzeit durchdrang.³¹⁾ Der Vasall war so lange treu, als der

²⁹⁾ Vgl. die Bemerkung über die Verhinderung der Mischung bei Dareste de la Chavanne, *Histoire des classes agricoles en France*, 1858, S. 87.

³⁰⁾ Vgl. Dahn I., S. 487/8 und Diercks, *Geschichte Spaniens* 1895, S. 119.

³¹⁾ Man vergleiche bloss die tückische Gefangennahme Ulrich von Lichtensteins durch seinen eigenen Dienstmann. (G. Freytag, *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, II. Band, 1. Abtlg. 1892, S. 23). Oft übersieht man über den herrlichen Zügen des Nibelungensanges die bedenklichere Seite. „Selbstsucht und Neid freilich erwiesen sich oft stärker als

Lehensherr ihm noch sein Gut nehmen konnte oder er seines Schutzes bedurfte. Wenn diese Motive aufhören zu wirken, war auch die Treue meist verfliegen. Am häufigsten finden wir noch rührende Beweise ihres Vorhändenseins bei den niederen Dienstleuten,³⁵⁾ deren Dasein ja wirklich aufs engste an des ihres Herrn geknüpft war, und die als Unfreie ohnehin keinen Vorteil aus dem Verrat ihres Herrn ziehen konnten. Nach den Rassentheorien gehören aber diese Schichten kaum zur selben Rasse, wie ihre Herren. Der Edelmann aber trachtete stets den Weg zur Unabhängigkeit und Macht über die Köpfe seiner Herren zurückzulegen.³⁶⁾ Freilich pries die Ritterdichtung die Treue und sie mag auch auf idealere Naturen

die Treuepflicht, und gerade das Nibelungenlied, das Lied der Treue, wie man es auch genannt hat, zeigt, dass Untreue unter Gesippten doch nicht gerade selten gewesen ist. Gunther und Hagen handeln untreu, nicht nur gegen Siegfried, den sie meuchelmörderisch erschlagen, auch gegen Kriemhild, die ihre Schwester und Verwandte ist. Aber auch bei Kriemhild selbst finden wir die grösste Treue, die gegen ihren toten Gatten, gepaart mit der schreiendsten Untreue gegen ihre eigene Sippe. Hinterlistig lockt sie ihre nächsten Blutsverwandten ins Verderben.“ (Otto Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. 1894, S. 28.)

³⁵⁾ So richtig Hartung a. a. O., S. 52.

³⁶⁾ Übrigens war während des Mittelalters auch bei den anderen Ständen die Treue nicht allzu gross. Der grosse Volksredner Berthold von Regensburg zieht heftig über die Bauern her: „So verrät, heisst es in der Predigt „von den vier Stricken“, mancher dem andern aus Untreue sein Leben und sein Gut. Das tut aber niemand so viel, wie die Bauersleute tun untereinander. Die sind halt so ungetreu, dass sie vor Neid und Hass nicht einander ansehen mögen.“ So geht es noch weiter, wobei ein lächerliches Bild der Betrügereien der Bauern entworfen wird. Jedoch auch die Städte seien nicht besser. (Vgl. Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrh., I. Band 1897, S. 77.) Walter von der Vogelweide singt:

„Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreue ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben auf den Wegen.
Der Vater beim Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget:
Die Geistlichkeit in Kappen trüget u. s. w.“

Zahlreiche weitere Beispiele enthält der reizende Aufsatz von Delbrück „Die gute alte Zeit“. (Preussische Jahrbücher, Bd. 71, 1893, auch in Delbrücks Erinnerungen, Aufsätzen und Reden, 1892, S. 719—212.)

selbst unter den Edelleuten gewirkt haben. Aber ganz unerlaubt ist es, daraus ein Idealbild jener Zeit zu konstruieren. Das genaueste Ebenbild findet der europäische Feudalismus in Japan, und in überraschender Weise wiederholen sich die einzelnen Züge der Rittersitte, der gesteigerte Ehrbegriff, das Lob der Treue, aufopfernde Beweise derselben unter den Geringeren und ihre Missachtung bei den grossen Vasallen.³⁷⁾ Die öffentliche und private Treue hat seit der germanischen Zeit sicher die grössten Fortschritte gemacht. Es dürfte aber doch schwer sein, zu beweisen, dass die germanischen Nationen sich heute noch darin vor den anderen auszeichnen. Häufen nicht gerade die deutschen Rassengläubigen ihren ganzen Zorn auf das „perfidie Albion“? Vor einigen Jahrzehnten war es Mode im deutschen Bürgertum, jeden Dänen als Muster der Treulosigkeit hinzustellen. Und die preussisch-deutsche Politik dürfte sich wohl auch nicht so weit von dem herkömmlichen Typus aller Diplomatie entfernen, um eine besondere Treue auffallen zu lassen.

Unsere Schilderung der älteren germanischen Zustände setzt zwei andere Phrasen ins Licht, nämlich den behaupteten Freiheitssinn und das „politische Talent“ der Deutschen. Chamberlain beruft sich auf Goethes „Zeugnis“: „Erst die Germanen brachten der Welt die Idee der persönlichen Freiheit“ und betont ihr Recht zur Freiheit aus der ihnen vor allen Völkern innewohnenden Befähigung zur Freiheit heraus. Nun ist Goethe ein Beispiel eines mehr dem Naturerkennen zustrebenden Geistes, dessen historisches Verständnis und Interesse gering war und der darin das gerade Gegenstück Herders bildete.³⁸⁾ Die Freiheitsliebe der Germanen bestand in dem Unabhängigkeitsbedürfnis, das allen uns bekannten wilden Völkern eignet, vielleicht am stärksten einem der niedrigsten und wildesten, den Buschmännern Südafrikas.³⁹⁾ Chamberlains Behauptung, „dass selbst die blasse Vor-

³⁷⁾ Diese richtige Unterscheidung hervorgehoben bei Brandt. („Japan“ in Helmoltts Weltgeschichte, II. Band, S. 20.)

³⁸⁾ Vgl. Ottokar Lorenz „Goethe als Historiker“ in seiner Schrift „Goethes politische Lehrjahre“, 1893, bes. S. 176 ff. Ich stimme natürlich mit Lorenz selbst keineswegs überein.

³⁹⁾ Vgl. Ratzel, Völkerkunde, II. Aufl. 1894, I. Band, S. 682. „Eins veredelt sie, was freilich dem Tiere ebenso eigen ist: die Freiheitsliebe“

stellung der Freiheit den meisten Menschen gänzlich unbekannt ist“ (S. 503), erregt Mitleid mit der Unwissenheit des Autors. Den Semiten soll die Fähigkeit, frei zu sein, völlig mangeln, ja selbst den Wunsch danach spricht er dem Syrier ab. Auf S. 215 hat er erst die Freiheitskämpfe der Juden gegen Rom und Judas des Galiläers Parole angeführt: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgiltig, die Freiheit eines und alles.“ Infolge ihrer Untreue konnten ferner die Semiten niemals einen dauerhaften Staat bilden (Babylon?), da sie nur für „Despotie und Anarchie, die beiden Gegensätze der Freiheit, Befähigung besaßen“. Man könnte wohl die von uns geschilderte Epoche nicht besser kennzeichnen als mit den Worten, das Leben sei in ihr nur dadurch ermöglicht worden, dass Despotie und Anarchie einander milderten und halbwegs aufwogen. Schon Seneca hat es ausgesprochen: „Omnes istae feritate liberae gentes leonum luporumque ritu ac servire non possunt, nec ita imperare.“ Dahn weist wiederholt die Behauptung von der politischen Befähigung jener Staatengründer zurück⁴⁹⁾, sie klingt auch wie ein rechter Hohn auf die Geschichte. Das bisschen Verwaltung stützte sich auf die Überbleibsel der römischen Kultur. Lateinisch schreibende Mönche und römische Senatoren besorgten das dringendste Erfordernis in den alten Formen.

etc. „Nie verlässt ihn in der Gefangenschaft der wilde Freiheitsdrang des echten Natursohnes etc.“ „Der Buschmann ist der Anarchist unter den Südafrikanern. Wo er dagegen als Diener in dauernde Beziehungen zu Weissen trat, wurde er stets als zuverlässig gerühmt.“ — Also Freiheit und Treue! — Vielleicht eine neue germanische Verwandtschaft? — Eine grosse Anzahl von Belegen für die Freiheitsliebe der Naturvölker bei Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, I. Band, S. 78 ff, II. Band, S. 291.

⁴⁹⁾ Vgl. z. B. Band III, S. 308, 463, 472. Der grosse Westgothenkönig Ataulf bekannte selbst, er habe anfangs den Plan gehegt, das ganze Römerreich zu stürzen und ein Weltreich seines Volkes zu errichten. Er habe aber den Plan aufgegeben, weil ihn reiche Erfahrungen belehrt hätten, dass sein unbändiges Volk noch nicht fähig sei, die hiefür erforderliche staatliche Disziplin zu ertragen, ja, nur dem Fehdegang entsagend, sich dem Richterspruch zu fügen. Seitdem habe er im Gegenteil all seinen Ruhm darin gesucht, durch die Kraft seines Volkes die Römerwelt neu zu heben und zu schützen, auf dass er, da er nicht der Vernichter Roms werden konnte, als der Wiederhersteller des Reiches in der Geschichte fortlebe. (Dahn I, 354.)

Was bedeutet überhaupt die Phrase von der „politischen Befähigung“, die ein so wertvoller Rassenzug sein soll? Ist die Selbstverwaltungsfähigkeit gemeint, so hat Robertson Recht: „To say that for self-government we need great wisdom is to show little; for when men are really wise all round they will need no government whatever.“ Die Chinesen, deren lokale Selbstverwaltung das Reich durch die Stürme von Jahrtausenden zusammengehalten hat, wären dann das politisch begabteste Volk. Oder soll das Herrschtalent gemeint sein? Dann hat wohl Gumpłowicz Recht damit, dass selbst die rohsten Barbaren nach Unterjochung der Schwächeren alsbald das Herrenvolk zu spielen vortrefflich verstanden hätten. Übrigens dürfte es vergebens sein, Chamberlains politische „Gedanken“ enträtseln zu wollen. In seiner Wagnerbiographie fasst er Wagners politisches Bekenntnis und nach seiner Meinung auch „den stummen Willen der Volkheit, nämlich des ganzen germanischen Stammes“ (S. 168) in die Worte zusammen: „Absoluter König — freies Volk.“⁴¹⁾ Sogar die konstitutionelle Monarchie sei ein „fremdartiger, undeutscher Begriff“. Ob Chamberlain und sein gekrönter Gönner diesen Zustand im heutigen deutschen Reich erreicht sehen?

Ein besonderer Zug des germanischen Charakters wird oft in der Würdigung der Frau gesehen. Doch bei sehr vielen Naturvölkern nimmt die Frau eine angesehene Stellung⁴²⁾ ein, die selbst die bei den Germanen beobachtete noch übertrifft.⁴³⁾ Sehr häufig finden wir in der Völkerkunde uns an das Wort

⁴¹⁾ H. St. Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 167.

⁴²⁾ Zahlreiche Belege hiefür z. B. bei Spencer a. a. O., Band II, S. 328; bei Ploss, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, 6. Auflage, 1899, II. Band, S. 446--472.

⁴³⁾ Im germanischen Recht nimmt die Frau eine mindere Stellung ein als der Mann. Ihr Wergeld ist meist bedeutend geringer, nur bei einigen Völkern genießt die noch gebärfähige Frau ein höheres Wergeld. (J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 1899, I, S. 557.) Bei den Redjang auf Sumatra hat die Frau ungefähr das doppelte Wergeld des Mannes. (Ratzel, Völkerkunde, 1894, S. 404, 413.) Im allgemeinen ist jedoch die Lage der Frau bei vielen Naturvölkern wenig günstig. Die grössten Unterschiede hängen von wirtschaftlichen und natürlichen Umständen, hauptsächlich aber von der durch jene bedingte Familienorganisation ab.

des Tacitus erinnert: „Sie glauben, dass etwas Heiliges und Seherisches dem Weibe innewohne und verachten daher nicht ihren Rat, noch schätzen sie ihre Antworten gering.“⁴⁴⁾ Die Veledas und Albrunas, Seherinnen, Priesterinnen und geweihte Frauen fehlen in kaum einer Rasse. Häufig ist der politische Einfluss der Frauen gross und ihre Mahnungen werden sehr respektiert. Auch der Einfluss der germanischen Frauen auf die Schlachtreihe findet Gegenstücke. Die Kabylenweiber unterstützen selbst die Männer im Kampf, von den Hererofrauen berichtet Chapman: „Sie tun oft höchst verzweifelte Dinge im Kriege und auf der Jagd, um ihre Männer zu ermutigen oder zu beschämen.“ Josaphat Hahn erzählt, dass in einem der ersten grossen Zusammenstösse mit den Namaqua nur durch Eingreifen der zuschauenden und im entscheidenden Moment ihren Männern zu Hilfe eilenden Hereroweiber und Jungfrauen der Sieg gewonnen ward. Dasselbe wird von Australiern u. a. erzählt. Die Frauen der Räter kämpften so verzweifelt gegen die Römer, dass sie ihnen, nachdem die Pfeile verschossen waren, ihre eigenen Kinder ins Gesicht schleuderten.

Bekanntlich war bei den Germanen Polygamie erlaubt, jedoch nur bei Reichen und Fürsten in Übung, was den allgemeinen Tatsachen entspricht. — Bei den Nordgermanen war die Polygamie häufiger. Tacitus hält dem römischen Sittenverfall das germanische Bild gegenüber, die strenge Ahndung und Seltenheit des Ehebruchs, die späten Heiraten, das Fehlen

⁴⁴⁾ Tacitus, Germania VIII. Die Scheu vor dem Weibe hängt wohl mit ihrem leichter erregbaren Wesen, ihrer Rolle als Erzeugerin des Lebens u. dgl. zusammen. Vgl. Belege bei Ploss a. a. O., S. 448 ff. Die religiöse Schätzung ist übrigens nicht immer mit der sozialen verbunden.

Bertillon hat entdeckt, dass dem germanischen Charakter eine Tendenz zur Ehescheidung innewohne. Er konstruiert nämlich eine Karte Frankreichs mit Angabe der Häufigkeit der Scheidungen in den einzelnen Départements und der Verbreitung germanischer Merkmale. Beide Tatsachen konzentrieren sich im sozial entwickelteren Nordfrankreich. Er erklärt den Zusammenhang so, dass der nichtgermanische Südfranzose sich zwar leichter erregt, sein Weib schlägt, bald aber wieder ruhig wird, während der schwerfällige germanische Nordfranzose seinen Groll bewahrt und den Ehekonflikt von den Richter bringt!! (nach Ripley, the Races of Europe, 1900, pag. 519.)

der römischen Frivolität, (Kapitel XIX), Cäsar berichtet⁴⁵⁾, dass Geschlechtsverkehr vor dem 20. Jahr für schimpflich gehalten werde und trotz des gemeinsamen Badens und der häufigen Nacktheit die Begierden nicht gereizt würden.⁴⁶⁾ Uns kommt bereits manches weniger merkwürdig vor, als dem Südländer, in dessen Heimat das Geschlechtsleben früher und intensiver beginnt. Übrigens haben die Germanen auf dem Boden der Antike bald alle Laster angenommen, an denen die spätrömische Gesellschaft litt,⁴⁷⁾ und manches auch aus Eigenem entwickelt. Die Merowingerkönige und Prinzen hatten schon als unmündige Knaben je mehrere Konkubinen, was viel zu ihrer Degeneration beigetragen hat. Karl des Grossen Töchter hatten, obschon keine verheiratet war, mehrere Kinder, ohne dass dies Anstoss erregte. Der Ehebruch war überhaupt nur der Frau verwehrt, der Mann wurde nicht beschränkt, uneheliche Kinder waren den ehelichen von allem Anfang an gleichgestellt. Die Sittsamkeit war also das Produkt einer bestimmten Kulturstufe, nicht des Rassegeistes als solchen, und war überhaupt nicht ganz das, was wir dafür ansehen. Eine wahre Gleichberechtigung der Frau auf sexuellem Gebiete, Anspruch auf Treue des Mannes hat erst das Christenthum gebracht, weshalb bei Germanen wie anderen Naturvölkern überall die Frauen zu seinen kräftigsten Förderern gehören. Sittlichkeit und Strenge der Ehe werden bei sehr vielen selbst niedrigen Rassen bewahrt. Man muss diese Begriffe scheiden. Es kommt vor, dass der Ehebruch der Frau auf das Schärfste geahndet wird, dabei aber

⁴⁵⁾ Cäsar, de Bello Gallico VI 21.

⁴⁶⁾ Afrikareisende haben bemerkt, dass durch den häufigen Anblick der Nacktheit die Begierden auf die Dauer mehr gekühlt als gereizt werden (Schneider, Die Naturvölker, 1886, II. Bd., S. 432); weitere Beispiele für Sittsamkeit bei gänzlicher Nacktheit, gemeinsamem Baden u. dgl. gibt Waitz, Anthropologie der Naturvölker, I. Bd., 1877. S. 356 ff.

⁴⁷⁾ Vgl. Adelung S. 300: „Es war also die Enthaltbarkeit, welche manche Schriftsteller an den Vandalen, Sachsen und anderen Deutschen priesen, nicht Tugend, sondern Natur. Andere Völker waren hingegen in diesem Stücke ebenso Barbaren, als in allen übrigen, und wie sehr sie alle, als sie in den römischen Provinzen mehr Reize bekamen, in der Wollust und Unkeuschheit aller Art ausschweiften, ist bekannt. Noch in der Folge musste man die strengsten Gesetze selbst wider die Sodomiterei geben.“ Vgl. Procopius bell. Got. IV. 14.

der Mann unbedenklich seine Frau verleiht und auch sonst Unsittlichkeit herrscht. In diesem Fall ist es nicht die Tugendbegeisterung, sondern der Eigentumsfanatismus⁴⁹⁾ des Mannes, der den Ehebruch der Frau für einen Eingriff in seinen Besitz ansieht, was die strenge Auffassung hervorruft. Die Frau wird ja auf diesen Kulturstufen meist gekauft (auch bei den Germanen in einer früheren Epoche) und gehört zum Vermögen des Mannes. Doch sind beide Umstände auch sehr häufig vereinigt. Westermarck⁴⁹⁾ zählt eine grosse Menge von Naturvölkern auf, deren Sittlichkeit sehr streng ist und oft über das von den Germanen Berichtete hinausgeht. Häufig wird der Verführer mit der Verführten getötet, die Jünglinge werden strenge von den Mädchen ferngehalten u. s. w. Man hat gesagt, dass die Sittlichkeit der Neger im umgekehrten Verhältnis zur Vollständigkeit ihrer Kleidung stehe, so dass die Nacktesten die Sittsamsten seien und umgekehrt. Auch aus anderen Rassen wird dies belegt. In eingehendster Weise zeigt Westermarck den ungünstigen Einfluss der Berührung mit den Europäern auf die Sittlichkeitsbegriffe der Wilden. (S. 61 ff.) Wir finden also nicht, dass die Germanen hierin einen ihrer Rasse allein eigentümlichen Zug ausgeprägt haben.

Das Familienleben der Germanen unterschied sich nicht von dem anderer Naturvölker. Ein häufig geübter Brauch bei vielen Völkern war es, die alten und schwachen Leute zu töten. Es geschah durch Ersäufen, Erschlagen, Lebendigbegraben, und fand wohl meist mit Zustimmung der Alten selbst statt. Grimm, der für die Germanen diesen Brauch mit zahlreichen Quellenstellen belegt hat⁵⁰⁾, bringt auch Analogien aus verschiedenen anderen Rassen⁵¹⁾. Selbst bei den Römern hatte sich die Erinnerung an die Vatersitte erhalten. Bei den Slaven

⁴⁹⁾ „Wenn der Deutsche den Ehebruch so hart strafe, so geschah es nicht aus Hass gegen das Laster, sondern aus Rache wegen verletzten Eigentums; denn sein Weib war seine erste Leibeigene.“ (Adelung a. a. O., S. 295.)

⁴⁹⁾ Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 1893, S. 56 ff. Vgl. ferner Ratzel I., S. 253, 255, 460 u. s. w.

⁵⁰⁾ Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl. 1899, I. Bnd., S. 669—674.

⁵¹⁾ Vgl. ferner Schneider, Die Naturvölker, 1885, I. Bnd., S. 213 ff.

Niederdeutschlands erhielt sie sich durch das ganze Mittelalter bis an die Grenze der Neuzeit. Noch 1656 berichtet Zeidler: „Es ist ein ehrlicher Brauch im Wagerlande gleichwie in anderen Wendenlanden gewesen, dass die Kinder ihre altbetagten Eltern, Blutfreunde und andere Verwandten, auch die so nicht mehr zum Kriege oder Arbeit dienstlich, ertöteten, darnach gekocht und gegessen, oder lebendig begraben, derhalben sie ihre Freunde nicht haben alt werden lassen, auch die Alten selbst lieber sterben wollen, als dass sie in schwerem, betrübtem Alter länger leben sollen. Dieser Brauch ist lange Zeit bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Lüneburger Lande.“ Mancher Patentgermane aus dem lieblichen Pommern möge also nicht gar zu ungnädig auf unsere schwarzen Brüder blicken, die die „ehrliche“ National-sitte seiner nicht allzulang verstorbenen Vorfahren bewahrt haben! Diese Sitte hängt übrigens mit dem schon früher erwähnten Glauben an ein sofortiges Weiterleben im Jenseits zusammen. Es musste dem alten Krieger viel verlockender sein, in Walthall ein neues Freudenteiben zu beginnen, als die ihm sonst drohende Sklavenarbeit in Haus und Feld zu leisten.

Die Lebensweise der Germanen war sehr einfach. Wenn nicht ein Krieg erwünschte Abwechslung bot, lagen sie auf der Bärenhaut. Körperliche Arbeit verachteten sie, selbst die Jagd war nach Tacitus nicht beliebt — dem widerspricht jedoch Cäsars Bericht, der freilich andere Stämme und eine frühere Kulturstufe schildert als Tacitus. Die Haus- und Feldarbeit wurde ganz den Weibern, Greisen, Schwächlingen und Sklaven überlassen. Die Männer verbrachten ihr Leben in göttlicher Faulheit mit Schmausen, Zechen und Spielen. Ein ziemlich weiter Abstand trennt unsere heutigen Germanen von damals. Niemand wird behaupten, dass der Rassencharakter des Yankee diese Züge aufweist. Als besondere Eigenheiten hebt Tacitus die unmässige Trinklust und die Spielsucht hervor, wobei die Worttreue so weit gehe, dass oft Spieler, die sich selbst verspielt haben, sich ohne Zögern in die Knechtschaft begeben. Gerade die letztgenannten Züge sind keiner Rasse der Welt fremd. Bei Malayen, Polynesiern, Indianern u. a. kostet das leidenschaftliche Spielen dem Spieler oft die



Freiheit seiner Person und seiner Familie. Die entsetzlichen Verheerungen des Alkohols unter Indianern, Australiern, Negern, den Sibiriern u. s. w. lassen schliessen, dass der „grosse Durst“ keine ausschliesslich germanische Eigenschaft ist. Den Grund der Trunksucht speziell bei den Nordländern setzt Grotjahn gut auseinander: „Der schwerfällige Nordländer, der den grössten Teil seiner Zeit in geschlossenem Raum oder unter einem unwirtlichen Himmel zubringen muss und nur wenige erfreuliche Eindrücke aus der ihn umgebenden Natur sammeln kann, hat ein grösseres Bedürfnis, sich auf künstlichem Weg Euphorie zu verschaffen, als der im steten Verkehr mit seinesgleichen unter freiem Himmel lebende Südländer, dessen leicht erregbares Gemüt nicht erst eines Stimulus bedarf, um in eine genussfrohe Stimmung zu kommen.“⁵⁹⁾ Im allgemeinen sind daher die Südländer im Trinken viel mässiger als die Nordländer, denen sie dafür im Sexualleben vorkommen. Seit jener Zeit ist unser Land lichter und freundlicher geworden, die Lebensbedürfnisse haben sich vervielfältigt und verfeinert, das wissenschaftliche, künstlerische, politische Leben hat neue Ideale geschaffen, deren Kampf die Zeit erschüttert — und noch immer suchen Tausende Jünglinge, denen der höchste Grad der Bildung als Ziel gesetzt ist, ihre Befriedigung im Rausche, dem ärmlichen Notbehelf des Wilden, und beschönigen ihre Rohheit mit dem „ererbten“ Rassencharakter, der den „grossen Durst“ bewirken soll! Gerade in den am reinsten germanischen Ländern (Skandinavien und die angelsächsische Welt) hat die Abstinenzbewegung im Laufe weniger Jahrzehnte die grossartigsten Erfolge errungen, so dass der Rassencharakter doch nicht so konstant zu sein scheint. In diesen Siegen bewährte sich echte Nationalbegeisterung, nicht in dem stupiden und verlogenen Anklammern an das Laster der Barbarenzeit.

Eine kleine Analogie finden wir auch bezüglich der Art des Kampfes. Tacitus berichtet, dass die Flucht nicht als schimpflich gelte, wohl aber der Verlust des Schildes dabei. Dasselbe gilt auch bei den Zulus.

⁵⁹⁾ Vgl. Grotjahn, Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung, Verbreitung, 1898, S. 178.

Selbst das Skalpieren (*Capillos et cutem detrahere, capillos cum ipsa capitis pelle detrahere*) war den Germanen nicht unbekannt, die Franken übten es noch 879, die Slaven im 10. Jahrhundert (Adelung). Menschenopfer waren allgemein in Gebrauch, selbst die christlichen Germanen fielen noch darauf zurück, vor allem wurden die Kriegsgefangenen geschlachtet. Die Gallier sollen übrigens erst durch die Römer des Menschenfressens entwöhnt worden sein und bei den Schotten erhielt es sich noch viel länger.

Den Raub, sagt Cäsar, hielten sie für keine Schande. Damit stimmt die Anschauung vieler Völker überein. Noch in den neueren Zeiten galt ein Schaf stehlen bei den Bergschotten für ehrlos, aber nur wegen der Geringfügigkeit des Gegenstandes, eine Kuh rauben war anständig und hundert Kühe rauben adelig.

Eine sehr merkwürdige Entdeckung über den Zusammenhang von Wissenschaft und Religion mit dem Rassencharakter der Germanen teilt uns Chamberlain mit. (S. 938.)⁵⁴⁾ „Wissenschaft ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen: Religion ist ihr Verhalten gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung unfähig ist.“ Unser Stolz zwingt uns, Einspruch gegen das fortgesetzte Streben dieses Schriftstellers zu erheben, als den Hauptzug des germanischen Charakters, den er ursupiert, den lächerlichsten Grössenwahn erscheinen zu lassen! — Uebrigens verdient er kaum, ernst genommen zu werden. Auf Seite 790 zitiert er „Julius Sachs, den berühmten Botaniker“, um ihm auf derselben Seite das Zeugnis auszustellen, eine seiner botanischen Auffassungen sei eine Folge „seines beschränkten, charakteristisch jüdischen Gesichtskreises“. — Auf den folgenden Seiten wird als ein besonderer Vorsprung der germanischen Denkweise die intuitive Phantasie gepriesen. Die jüdischen Gelehrten sollen sie ebenso vermissen lassen, wie die Grundlage der strengen Erfahrung und die Folgerung der Beschränktheit

⁵⁴⁾ Vgl. auch 776 ff. Tatsächlich spricht Chamberlain wiederholt von germanischer Philologie, Chemie, Mathematik etc., wenn er auch die Wortzusammenstellung selbst vermeidet. (S. 782/6.)

unserer Erkenntnis. Als Beispiele von „phantasiebegabten, schöpferischen Männern“ (S. 805), nennt er: Haeckel, Wiesner und Weismann. Davon ist Wiesner, dem auch Chamberlains ganzes Werk⁶⁵⁾ gewidmet ist, bestimmt Jude, und Weismann ist es nach den Versicherungen mehrerer Gelehrten der Abstammung nach höchstwahrscheinlich. An anderer Stelle tut Chamberlain Heinrich Hertz, dessen jüdische Abstammung er nicht zu kennen scheint, die Ehre, neben Galilei genannt zu werden. Doch lassen wir diese Skurrilitäten.

„Echte germanische Kunst ist naturalistisch; wo sie es nicht ist, ist sie durch andere Einflüsse aus ihrem eigenen, geraden, in den Rassenanlagen deutlich vorgezeichneten Wege hinausgedrängt worden.“ (S. 990.) Bekanntlich hört man die Behauptung, der Naturalismus in der Kunst sei eine teuflische jüdische Erfindung, der Germane sei „idealistisch“, öfter. Natürlich ist beides öde Phrase. — Ein „Charakteristikum des germanischen Geistes“ ist das „Vorwiegen der musikalischen Begabung“. (S. 977.) Die Germanen sind die „musikalischste Rasse der Erde“. (S. 985.) Eine seltsame Tatsache fällt uns jedoch auf, für die wir keine Erklärung geben können. Seit Jahrhunderten sind die Engländer musikliebend, suchen sie die besten Musiker und grössten Tondichter in ihr Land zu ziehen, auch an germanischem Geblüt dürfte es ihnen nicht fehlen, der keltische Zusatz gehört einer ebenfalls überaus „musikalischen Rasse“ an — trotzdem hat wohl kein Kulturvolk so wenig in der Musik geleistet als die Engländer. Die Namen dritten Ranges, die wir kennen, sind fast alle fremder Herkunft, unter spezifisch „englischer“ Musik verstehen wir Deutsche die Negermelodik der Music-halls.

Den Gipfelpunkt der germanischen Tonkunst sieht Chamberlain in Wagner. Es ist seltsam, dass nicht nur Wagner, sondern auch Gluck, Beethoven und andere deutsche Meister früher seitens der Franzosen Anerkennung und Bewunderung

⁶⁵⁾ Die Widmung an Wiesner lautet: „In Verehrung und Dankbarkeit zugleich als Bekenntnis bestimmter wissenschaftlicher und philosophischer Ueberzeugungen.“ Wiesner bewies, dass Dankbarkeit auch bei Juden vorkommt, indem er der philosophischen Fakultät Wien den Antrag auf Verleihung des Ehrendoktorats an Chamberlain stellte, doch war diese zu Prostitution nicht geneigt.

erfahren, als seitens ihrer Stammesgenossen.⁵⁶⁾ Zu den festesten Stützen des Wagnerkults gehören übrigens heute die Juden, die wohl schon Nietzsche an einer berühmten Stelle im Auge hatte,⁵⁷⁾ wo er Wagner den deutschen Charakter abstreitet. Siegfried und Elsa haben heute beinahe denselben Klang, wie vor Wagner Moritz und Jakob und in mancher Familie findet sich ein Sprung von den Patriarchen Kanaans in die Mythologie Germaniens.

Häufig wird gerade in neuerer Zeit die Behauptung vertreten, den Germanen entspreche eine besondere mystische, antirationalistische Auffassung des Christentums, die sie von allem Anfang an zu Gegnern der römischen Theokratie gemacht habe und mit einem lebhaften Unabhängigkeitsstreben verbunden sei. Den Arianismus erklärt man für die erste protestantische Regung, obwohl gerade er die am Katholizismus verworfenen „ungermanischen“ Elemente besonders stark ausprägte, wie wir im V. Kapitel mit Berufung auf Baur gezeigt haben.⁵⁸⁾

⁵⁶⁾ Vgl. Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 95 ff.

⁵⁷⁾ In den aus seinem Nachlass veröffentlichten Aphorismen heisst es: „Wagner hat noch einmal den französischen Geschmack zum Übergewicht über den italianisierenden gebracht, aber es war der Geschmack Frankreichs von 1830; die Literatur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei. Wie viel Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch der hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause, man frage nur die Irrenärzte. Den eigentlich deutschen Wagner gibt es gar nicht; ich vermute, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit dem Dekret, dass Wagner ein deutscher Künstler sei, selbst verherrlichen wollen.“ Und im „Fall Wagner“:

„Ist das noch deutsch?

Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?

Und deutschen Leibs ist dies Sich-selbst-Entfleischen?

Deutsch ist dies Priester-Händespreizen?

Dies wehrauchdüffelnde Sinne-Reizen?

Und deutsch dies Stocken, Stürzen, Taumeln,

Dies ungewisse Bimbambaumeln?

Dies Nonnen-Äugeln, Ave-Glocken-Bimmeln,

Dies ganz verzückte Himmel-Überhimmeln?

Ist das noch deutsch?

Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte: —

Denn was ihr hört, ist Rom — Roms Glaube ohne Wortel“

Die Annahme des Christentums seitens der Germanen überhaupt und der einzelnen Richtungen im besonderen hat mit tieferen religiösen Gründen gar nichts zu tun. Politische und wirtschaftliche Gründe sind ausschlaggebend. Chlodwig verspricht in der Schlacht, katholisch zu werden, wenn ihm der Christengott Sieg verleihe. Er und seine Nachfolger sprechen bei jeder Schenkung oder Begünstigung der Kirche die materiellen Beweggründe mit der grössten Offenheit aus. Der Westgothenkönig Rekared erklärt aufrichtig, aus irdischen (politischen) Gründen den Arianismus mit dem Katholizismus zu vertauschen. Dem grossen Deutschenapostel Wilfried gelingt die Bekehrung Frieslands; „denn, sagt die treuherzige Quelle, das Jahr war zur Zeit seiner Ankunft mehr als gewöhnlich ergiebig an Fischfang und fruchtbar in allen Dingen und die Heiden führten das zurück auf denjenigen Gott, welchen der Fremdling verkündete.“ — Die einen lockte die Aussicht des jenseitigen Lebens, andere persönliche Gründe. „Keiner deines Volkes hat den Göttern eifriger gedient als ich“, sagt der Priester Coifi,⁵⁸⁾ und doch sind viele begünstigter und glücklicher. Wären diese Götter für irgend etwas gut, so würden sie ihren Anbetern helfen.“ Dann sprang er aufs Pferd, schleuderte einen Speer in den heiligen Tempel zu Godmanham und nahm mit allen übrigen des Witenagemot von Northumbrien die Religion des Königs an. Die Könige wurden häufig durch ihre Frauen bekehrt, denen die neue Religion eine festere und würdigere Stellung gewährte, als das Heidentum.⁵⁹⁾ Ein grosser Teil der Germanen musste mit dem Schwert zum Christentum gezwungen werden. Karl des Grossen Sachsenbekehrung bediente sich aber auch im weitesten Masse der Bestechung des Adels mit Land, so dass ein Zeitgenosse meint: „Mehr Sachsen hat die Bestechung als das Schwert gewonnen.“ — Dieselben Motive kehren überall wieder,⁶¹⁾ von irgend einem mystischen „Sehnen der Germanen

⁵⁸⁾ Auch an Intoleranz stand der Arianismus dem Katholizismus kaum nach.

⁵⁹⁾ Vgl. Kreen, Geschichte des englischen Volkes, 1889, I. S. 25.

⁶⁰⁾ Vgl. die Belege zu dem Angeführten bei Dahn, Urgeschichte, I. 390, II. 403, III. 44, 50/1, 60, 63, 644, 701, 725/7, 772/3 u. s. w., IV. 143, 180.

⁶¹⁾ Chamberlain erzählt (749): „Keiner war so geschaffen, diese

nach Erlösung“, wie es eine Modeeinrichtung nennt, ist keine Spur.

Die Reformation heisst Chamberlain „eine Empörung der germanischen Seele gegen ungermanische Seelentyrannei“. Es ist sehr fraglich, ob von Katholiken oder Protestanten mehr an Seelentyrannei geleistet wurde, wenn man die verschieden lange Existenz der Bekenntnisse berücksichtigt. Buckle sagt, die Priesterknechtschaft der schottischen Presbyterianer lasse sich nur mit spanischen Zuständen vergleichen. Der Sieg des Protestantismus war überall durch soziale und politische Momente bedingt. Die Reformationsgedanken waren in den romanischen Ländern viel älter und weitgehender als in den germanischen, doch fehlte der soziale Boden. In Deutschland, England, Schottland, Schweden u. s. w. waren die weltlichen Machthaber viel schneller dabei, die reichen Kirchengüter einzustecken, als sich mit theologischen Argumenten zu beschweren. Besonders in Deutschland besorgten die übermächtig entwickelten Landesfürsten dieses Geschäft aufs Gründlichste, der Kaiser hatte gar nicht die Macht, ihnen zu wehren. — In England wurde die Reformation von einem König keltischen und französischen Blutes durchgeführt, aus dem Grunde, weil der Papst eine Ehescheidung des Königs verweigerte und dieser dabei eine gute Gelegenheit sah, nicht nur seine Geliebte durch eigenen Machtspruch heiraten zu können, sondern auch seinen politischen Absolutismus durch den religiösen zu stärken. Im Glauben blieb er orthodox katholisch und hatte so wenig Sympathie mit dem Protestantismus, dass er an König Ludwig von Bayern schrieb, er solle Luther samt seinen Schriften verbrennen.⁶⁹⁾ Die falsche Politik der Päpste förderte geradezu

göttliche Stimme zu vernehmen wie der Germane — und das ganze germanische Volk greift gleich zu den Worten des Evangeliums, jedem blöden Aberglauben (die Geschichte des Arianismus bezeugt es) abhold. — Dagegen spottet Dahn über die „Phrasen der Theologen“ von der „inneren Sehnsucht der Germanen nach der Erlösung“ — sie haben sich vielmehr, was die Regel, die grosse Menge angeht, ganz verzweifelt und bis zum Tode kämpfend dawider gewehrt. (III. 773.)

⁶⁹⁾ Vgl. die treffende Polemik gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Protestantismus und Germanentum bei Robertsohn, *The Saxon and the Celt*, 1897, S. 95 ff, S. 143 ff.

diesen Verlauf. Klemens VII. nahm durchaus keinen aufrichtigen Anteil an dem Kampf gegen die Fortschritte des Luthertums. Er fühlte sich mehr als italienischer Fürst, denn als Oberhaupt der Christenheit. Aus politischen Gründen bekämpfte er Karl V., die stärkste Säule des Katholizismus in Deutschland, und nötigte ihn dadurch, in seinem Lande die Ketzer gewähren zu lassen. Als der Papst besiegt war, musste er aus Gefälligkeit gegen den Kaiser die Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina, einer Tante Karl V., verweigern und bewirkte dadurch den Abfall Englands. Die Politik Klemens VIII. begünstigte überall die Gegner der Kirche. Ja noch mehr. Nachdem er infolge seines Bündnisses mit dem Kaiser der Kirche eine schmerzliche Wunde durch Englands Loslösung zugefügt hatte, wandte er sich von neuem gegen den Kaiser und suchte durch die Vermittlung des französischen Königs bei den deutschen Protestanten ein Bündnis gegen Karl V. nach! Der letztere musste nun ebenfalls um die Gunst der Lutheraner buhlen. Diese Umstände bewirkten den Nürnberger Religionsfrieden und den raschen Aufschwung der Reformation in Deutschland.⁶⁵⁾ Auch im folgenden sehen wir überall politische Gründe, die mit dem Rassegeist nicht das mindeste zu tun haben, den Fortgang der Bewegung bedingen. Dazu kam die rückständige soziale Lage Deutschlands. In Frankreich hatten die Bauern und Bürger mit Hilfe des Königtums die Macht des wirtschaftlichen Feudalismus gebrochen, sich selbst zu Freiheit der Person und des Eigentums hinaufgearbeitet. Als nun der Adel auch hier die Reformation für seine Zwecke ausnützen wollte, warfen ihn König und dritter Stand nieder.

In Deutschland entfesselte die Reformation die soziale Revolution, doch kein deutscher Kaiser half den verzweifelten Bauern, um mit ihrer Kraft sich des verderblichen Landesherrentums zu entledigen. Die Bauern ergriffen selbst die Fahne der Reformation, ihre sozialen Bestrebungen wurden von den Fürsten im Blut erstickt. Der Protestantismus siegte.

Was aber hat mit all' diesen Dingen der Rassegeist zu tun?

Fassen wir zusammen: Es fällt uns nicht ein zu leugnen,

⁶⁵⁾ Nach Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., 1882, S. 11. —

dass den germanischen Völkern die vortrefflichsten Eigenschaften zukommen, die sie unbestritten an die Spitze der grossen Kulturrassen stellen, wobei freilich das reiche Erbe des Altertums, die fremden Einwirkungen von aussen und die unschätzbare Mitarbeit zahlloser, der Abkunft nach „ungermanischer“ Elemente im Innern nicht vergessen werden dürfen. Doch all dies ist geworden, in mühsamer Kulturarbeit errungen. Nur Torheit kann in allem Trefflichen „germanisches“ Erbe, in allem Schlechten fremden Einfluss erblicken. Die speziell für germanisch ausgegebenen Charakterzüge der Urzeit erwiesen sich schliesslich als solche, die bei allen Naturvölkern auf gleicher Entwicklungsstufe auftreten und zwar in der verblüffendsten Ähnlichkeit mit jenen.



Zur Kritik der Rassentheorien.

Die in letzter Zeit recht üppig ins Kraut geschossenen Rassentheorien sind von der fachwissenschaftlichen Kritik überraschend wenig beachtet worden, was ihr steigendes Ansehen gerade in jenen Kreisen, die sich selbst die gebildeten nennen hören wollen, teilweise erklärt. Diese Tatsache entspringt wieder aus der grossen Zahl der einzelnen Rassenhypothesen, deren geringe Ansprüche auf wissenschaftlichen Ernst oft auf der Hand liegen und aus der Vielseitigkeit des Stoffes, die es einem Fachgelehrten schwer macht, den sicheren Boden seines Wissens nicht zu verlassen. Tatsächlich gibt es mehr Rassentheorien als Rassentheoretiker, da, wie wir noch beweisen werden, ihr Wesen Widersprüche bedingt, die auf ganz entgegengesetzte Annahmen hinführen. Um einige Ordnung in den herrschenden Wirrwarr zu bringen, haben wir vier Hauptströmungen in den modernen Rassentheorien charakterisiert, die wir die linguistische, anthropologische, biologische und soziologische nannten. Am selben Orte wurde schon manches zum vorliegenden Thema gesagt, so dass wir uns auf die Hervorhebung einiger weiterer gemeinsamer Züge beschränken wollen.

Als „Rassentheorie“ fassen wir nicht jede in Bezug auf die Rasse geäusserte Ansicht auf, sondern nur eine solche, die die Rasse als Hauptfaktor der geschichtlichen Entwicklung auffasst und diese aus dem Gegensatz der verschiedenwertigen Arten des Menschen erklärt.

Den Hauptpunkt des Streites bildet heute die Ansicht von der Beständigkeit des Rassencharakters, die aber lange schon eine graduelle Frage geworden ist. Kein Gegner

der Rassentheorien leugnet die Verschiedenheit und gegenwärtige Verschiedenwertigkeit der Rassen und das Beharrungsstreben ihrer Merkmale und es gibt nicht viele Rassentheoretiker, die ihnen jede Umbildungs- und Bildungsfähigkeit abstreiten. Innerhalb dieser Fragen aber gehen die Meinungen weit auseinander und man kann immerhin den Gegensatz durch die Schlagworte „Constanz“ und „Variabilität“ kennzeichnen.

In den bisherigen Kapiteln haben wir die wichtigsten Anwendungen der Rassentheorien auf die Geschichte geprüft. Unser Resultat lässt sich folgendermassen formulieren: In keinem einzigen Fall hat bisher ein geschichtlicher Vorgang durch die Verschiedenheit oder Veränderung der Rasse allein erklärt werden können, so dass nicht geographische oder soziale, sondern anthropologische und biologische Gründe die letzte erreichbare Instanz gebildet hätten. Selbst die vorgebrachten Wahrscheinlichkeitsbeweise sind gänzlich misslungen. In vielen Fällen zwar sehen wir den Einfluss verschiedener oder veränderter Volkscharaktere wirksam, doch ist in solchen Vorgängen die Wirkung des natürlichen oder sozialen Milieus so offenbar, dass eine Rassenerklärung nichts anderes bedeutet, als die Einführung eines Zwischenbegriffes für die bereits erkannten letzten Ursachen. So findet sich die frühe Kulturblüte und die baldige politische Ohnmacht Griechenlands aufs deutlichste in seiner geographischen Lage angelegt, so hing die politische Macht und kulturelle Rückständigkeit des Römervolkes vorzugsweise von einer Tatsache seiner ursprünglichen sozialen Schichtung ab. Was die vedischen Krieger entnervte und zu träumerischen Weisen machte, waren das Klima der neuen Heimat und die soziale Lagerung über den Unterworfenen, und an Roms Fall hat Rassenmischung ebenso sicher keinen Anteil, als das Sklaventum in seinen letzten Wirkungen auf die ganze Gesellschaft diese Tatsache genügend erklärt. Diese Beispiele lassen sich häufen und finden sich in den bisherigen Kapiteln eingehend begründet und um viele vermehrt.¹⁾

¹⁾ Schon innerhalb einer Rasse zeigt sich der Milieueinfluss und zwar auffallend in dem bei allen Rassen ganz gleich ausgeprägten Gegensatz zwischen den nördlichen und südlichen Gliedern der Gruppe. Ratzel (Anthropogeographie I. Band. 2. Aufl. 1899. S. 556) weist dies für Deutsche,

Bemerkenswert ist schon, dass es absolut unmöglich ist, selbst bei ein und demselben Rassentheoriker einen konstanten Begriff der Rasse festzustellen. Darin stimmen z. B. alle Rassentheoriker überein, dass Rassenvermischung schädlich sei. Was aber hat — um praktische Schlüsse aus diesem Axiom zu ziehen — als „verschiedene“ Rasse zu gelten? Das setzt offenbar eine Definition des Begriffes voraus, den aber zu geben jene aus guten Gründen sich weigern. Sind etwa nur Weiße und Schwarze als „verschiedenrassig“ zu betrachten? Oder schon weiße „Arier“ und weiße „Semiten“? Oder unter den Ariern wieder Germanen gegenüber den Slawen? Oder vielleicht sind gar die einzelnen „germanischen“ Völker, Deutsche, Engländer u. s. w. als „rassenverschieden“ anzusehen? Was ist weniger bedenklich, die Mischung eines deutschsprechenden Rundkopfes mit einem französischen oder

Italiener, Araber, Chinesen, Spanier u. s. w. nach. Bemerkenswert ist, dass auch das natürliche Milieu wesentlichen Wandlungen unterliegt. So hat Italien erst im Laufe der Geschichte seinen ausgesprochen südlichen Charakter erlangt. In älterer Zeit war es ein mit ungeheuren Waldungen bedecktes und dem Griechen oder Asiaten düster-nordisch erscheinendes Land. Die so charakteristische italienische Flora, der der Wald ganz gewichen ist, wurde erst in späterer Zeit eingeführt. Die Griechen bringen Weinstock, Feige, Olive, die spätere Republik sieht zuerst Myrte, Lorbeer, Granatapfel, Cyprisse, Platane. In der Kaiserzeit breiten sich die Pinie und viele Obstbäume aus, die die Eroberer aus Asien einführen. — Erst im dritten christlichen Jahrhundert tritt die Citrone auf, und zwar in Treibhäusern, es dauert noch 2 Jahrhunderte, bis sie im Freien einheimisch wird. Im 11. Jahrhundert bringen die Araber die Orange (Pomeranze) nach Sicilien. Auch die Palme verdankt ihnen Italien. Die Entdeckung Amerikas und der spanische Einfluss bürgern im 15. und 16. Jahrh. Reis, Mais, Aloë, Kaktus u. a. ein. (Vgl. Hertzberg, Gesch. Hellas u. Roms. 1879. II. Bnd. S. 10 ff, und Mommsen, röm. Geschichte. I. Bnd. 1865. S. 840.) Bekanntlich wird die Gemütsart der alten Römer als ernst, schwerfällig und nüchtern geschildert, während der heutige Italiener sich durch Lebhaftigkeit und Phantasie bemerkbar macht. Dies mag teilweise auf das „Südlicherwerden“ des Milieus zurückzuführen sein, teilweise darauf, dass die alten Römer ein primitives Bauernvolk ohne Anregung von aussen waren, während ihre Enkel durch die städtische Kultur und die zentrale Verkehrslage Italiens in einen viel „reizsameren“ Geisteszustand versetzt wurden. Auch den möglichen Einfluss der Mischung mit südlicheren Rassenelementen will ich keineswegs leugnen, solange damit bloss Temperamentsunterschiede erklärt werden sollen.

slawischen Rundkopf oder die Ehe zwischen deutschen Rund- und Langköpfen? — Selbst wenn nun darüber eine theoretische Einigung sich erzielen liesse, was aber ganz hoffnungslos erscheint, so bleiben noch die grenzenlosen Schwierigkeiten der Abgrenzung der Rassen im Einzelfall. Der Enthusiasmus für die Schädelmessung ist bald verfliegen und auch der sprachlichen Unterschiede bedienen sich die Rassentheoriker selbst nur unter den lebhaftesten Verwahrungen, die sie freilich sofort wieder vergessen. Allzu leicht und oft haben Völker ihre Sprache gewechselt, als dass diese uns sichere Kunde von der Abstammung ihrer Träger geben könnte.

Der bekannteste neuere Rassentheoriker H. St. Chamberlain will alle diese Schwierigkeiten umgehen, indem er erklärt, die „Definitionen“, „Ursprünge“ und „Abgrenzungen“ gingen ihn gar nichts an, er stütze sich auf die Tatsache, dass das „Ueberschwängliche“ an Leistungsfähigkeit Hervorragende, reingezüchtete Rasse anzeige und auf sein lebendiges Gefühl, das ihm diese Symptome anzeige und sie ihm deuten lasse. In der Praxis macht er aber von den verworfenen anthropologischen und linguistischen Hilfen einen ausgedehnten Gebrauch, den die Kritik nicht anders denn als gewissenlosen Missbrauch kennzeichnen kann. Es wäre auch freilich sehr schwer, an den verhältnismässig am reinsten konservierten Rassen der Australier, mancher Neger und dgl. irgend etwas „Ueberschwängliches“, sei es selbst nur in rein physischer Beziehung, zu entdecken. Das „Ueberschwängliche“ entsteht nur auf Kulturboden und wir kennen keine Kulturrasse, die nicht aus mannigfachen Mischungen hervorgegangen wäre.

Weit wichtiger als die Aufdeckung solcher Unzulänglichkeiten und Widersprüche erschien uns der Nachweis, dass die Wirkung des Milieus auf den Rassencharakter tatsächlich durchgreifender und schneller erfolgt, als die Rassengläubigen zugestehen wollen.

Jene Einzeluntersuchungen mögen hier noch einige allgemeine Ergänzungen finden. Zunächst bedarf der Begriff des „Rassencharakters“ einer schärferen Erfassung. Unterscheiden sich die Rassen in der Art, dass in je einer Rasse ein gewisser, aus bestimmten Eigenschaften zusammengesetzter Charakter in verschiedenen Abstufungen herrscht, die

anderen Charaktere aber (für die praktische Betrachtung) fehlen, oder finden sich in jeder Rasse alle Charaktere, aber in verschiedener Verteilung der Gesamtzahl?) Unterscheiden sich, deutlicher gefasst, die Semiten von den Ariern dadurch, dass erstere aus den Charakteren a_1, a_2, a_3, \dots letztere aus den Typen b_1, b_2, b_3, \dots bestehen oder sind in beiden Rassen dieselben Typen a, b, c, \dots aber so, dass in der ersten die a vorwiegen, in der letzteren die b ? Die praktische Wichtigkeit dieser Scheidung leuchtet ein. Wenn der elementare Rassencharakter die Völker scheidet, ist es offenbar leicht, aus dem genau erfassten Charakter eines grossen Mannes, eines Literaturwerkes, einer Epoche die Rassengrundlage zu bestimmen. Andererseits ergeben sich grosse Schwierigkeiten für eine Anpassung an neue Bedingungen durch Selektion. Umgekehrt macht der distributive Charakter jene Schlüsse unsicher und diesen Vorgang erst möglich. Akzeptieren wir Chamberlains Charakteristik der Juden, so erscheint uns Jesus im ersteren Fall absolut als Nichtjude, mag die Schwierigkeit der Abstammung dadurch auch ins Ungemessene wachsen, in letzterem Fall können wir ihn und die ihm verwandten Typen seiner Zeit immerhin noch als einen „Minoritätscharakter“ erklären. Eine Entscheidung kann diese Frage erst finden, wenn wir ein Mittel besitzen, Charaktertypen zu fixieren, zu benennen und statistisch zu zählen.

Leichter können wir den Begriff des Milieus bestimmen, da seine Wirkungen schon lange erwogen werden. Das natürliche (oder besser geographische) Milieu — Boden, Klima, Lage, Raum, Gliederung, Pflanzen, Tiere, andere Naturschätze u. s. w. — ist oft in recht oberflächlicher Weise zur Erklärung der Rassenmerkmale benutzt worden, wodurch der so wohl berechtigten Theorie gegenüber Misstrauen entstand. Erst Comte hat das „intellektuelle Milieu“ bemerkt, sein Schüler Taine hat diesem Gedanken einige klassische Anwendungsfälle gegeben. Wir nennen es lieber „soziales Milieu“ und verstehen darunter alle typischen menschlichen Beziehungen,

^{?)} Es ist Steinmetz' Verdienst, die Frage gestellt zu haben. Er nennt diese Verschiedenheiten elementare und distributive. (Vgl. Vierteljahrschrift für wissenschaftl. Philosophie und Soziologie XXVI. 1902. S. 84 ff.)

die Formen der wirtschaftlichen, familiären, religiösen, rechtlichen, politischen Organisation, die zwar von der Naturumgebung stets abhängen, aber auch durch Wanderungen auf fremden Boden übertragen werden, wo sie dann selbständig wirken und überhaupt durch die Macht der Tradition lange über ihre naturgebotene Existenz hinausreichen. Wie Ratzel bemerkt, kommt der Natureinfluss viel seltener direkt als durch Vermittlung und unter Modifikation seitens des sozialen oder historischen Milieus zum Ausdruck. — Als dritte Art der Milieuwirkung möchten wir den Einfluss der Nachahmung einzelner Personen anführen, der, wie Bagehot gezeigt hat, für die Bildung der sekundären Nationalcharaktere von grosser Bedeutung ist. Natürlich ist der einzelne selbst durch sein Milieu bestimmt, aber der Geschichtsforscher wird in den meisten Fällen bei dem Nachweis der wirkenden Persönlichkeit stehen bleiben müssen. Dieses individuelle oder intellektuelle Milieu, das das Gedächtnis eines grossen Mannes bildet, führt oft die Bildung ausgesprochener Typen herbei. Politische Parteien, religiöse Sekten, Wagnervereine u. dgl. suchen den neuen Charakter gewissermassen reinzuzüchten. Der Wagnerianer und Nietzscheaner sind eine Art Rassenanfang.

Ein Beispiel für diese Wirkungsart, die die Milieutheoretiker gerne vernachlässigen: Die Rassentheorien gehen auf ganz bestimmte soziale und politische Strebungen zurück, wie wir noch zeigen werden. Für die stärkere Ausbildung dieser Richtung in Deutschland ist nicht nur die verspätete soziale Entwicklung dieses Landes gegenüber den anderen, die diese Stufe schon überwunden haben, massgebend geworden, sondern in hohem Grade auch das Milieu, in das uns Wagner versetzt hat. Der Biograph Wagners mag wieder versuchen, die Persönlichkeit dieses Genius in ihre Componenten zu zerlegen. Für den Geschichtsforscher aber ist es oft von Wert, mit sekundären Faktoren zu erklären, wenn man sich nur deren Abhängigkeit von primären bewusst bleibt, wie schon die Einführung des sozialen Milieus beweist, das ja in allerletzter Linie auch auf ein Tieferes — die Wirkung von Sonne, Erde und Wasser — zurückgeht.

Die Wirkung des Milieus hat die Geschichtsforschung

im einzelnen erwiesen. Aber auch der flüchtige Blick, der nicht beim Kleinen verweilen will, findet sie in der Menschheit ausgeprägt. Wir sehen, dass die verhältnismässige Höhe der kontinentalen Rassen mit der Gunst ihrer Erdteile schon bei oberflächlicher Betrachtung übereinstimmt. Das reichgegliederte, gemässigte, von lebenerweckenden Gegensätzen erfüllte Europa³⁾ und Asien (die ja eigentlich nur einen Erdteil bilden), überragen weit das ungegliederte, tropische, einförmige Afrika, das dürre Australien. Die natürliche Ausstattung mit Nutztieren und -Pflanzen bestärkt diesen Eindruck. Ratzel kommt nach sehr sorgfältiger und vorsichtiger Diskussion dieser Frage zu dem Ergebnis:⁴⁾ dass die alte Welt diesbezüglich der neuen überlegen sei, in ihr wieder Europa und Asien dem afrikanischen Weltteil, während Australien am allertiefsten stehe.

Graf Gobineau hat gegen diese Auffassung einige sehr schwache Einwände erhoben, er fragt, warum Amerika nicht durch die Rothäute auf die heutige Kulturstufe gebracht werden konnte, bemüht sich zu beweisen, dass Rom keineswegs günstig gelegen war u. s. w. Alle diese Behauptungen beruhen auf dem Übersehen der Tatsache, dass für verschiedene Kulturstufen dieselben Naturbedingungen verschieden günstig sein werden. Man nehme einen ganz wilden Stamm und setze ihn auf die reichsten Eisenlager der Welt, es wird sich doch kein Stahltrust unter ihm auf tun. Gerade jener Umstand, der heute Amerikas Sieg über die alte Welt befördert, die Weiträumigkeit, ist das grösste Hindernis für ein Naturvolk, sich zu erheben, den ersten Schritt vom schranken-

³⁾ Bemerkenswert ist auch, dass kein Erdteil von zerstörenden Naturgewalten (Erdbeben, Vulkanen etc.) so befreit ist, wie Europa. Die durch diese erzeugte Unsicherheit und der mächtig beförderte Aberglaube sind jedem Kulturfortschritt überaus schädlich. Vielleicht darf man sich auch hieraus Gründe dafür suchen, dass Europa — sonst nicht gerade der lockendste Erdteil — stets das Hauptziel zahlloser Völkerwanderungen gewesen ist, was wieder die hier besonders starke Rassenmischung erklärt.

⁴⁾ Ratzel, Anthropogeographie, I. Band, S. 508—516. Besonders bemerkenswert ist das Fehlen unserer sämtlichen Haustiere im alten Amerika, sowie die Unkenntnis der Eisenbearbeitung. Die altamerikanischen Kulturvölker bearbeiteten zwar Gold und Silber, das Eisen wurde ihnen durch einen Zufall welthistorischer Grösse vorenthalten.

losen Umherschweifen zum festen Wohnsitz zu machen.⁵⁾ Alle frühen Kulturen gehen von geringräumigen Landschaften aus, denen natürliche Grenzen eine heilsame Schranke gegen den Nomadismus im Innern und einen Wall gegen Überfälle von aussen gewähren. Wenn nicht der römische Grenzwall und die antike Kultur auf der einen, das slawische und mongolische Nachdrängen auf der anderen Seite den Germanen den Lebensspielraum verengt hätten, würden sie vielleicht noch lange, wie zu Cäsars Zeiten, nicht zu festen Sitzen gekommen sein. Was speziell Rom anbelangt, hat Mommsen die grosse Gunst der Lage für Handel und Verkehr nachdrücklich betont und die Bedeutung Roms daraus abgeleitet.⁶⁾

In überraschender Weise zeigt uns auch die Entwicklung der einzelnen Sozialformen die Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Aufbau. Überall erzeugen bestimmte Naturanpassungen und geschichtliche Schicksale dieselben Formen des sozialen Lebens. Besonders wichtig scheint uns der von uns für die religiöse Entwicklung gegebene Nachweis, da die Abhängigkeit der materiellen Interessensphäre angehörenden Sozialformen vom Milieu ohnehin offenkundig ist.

Es ist also eine wissenschaftlich ganz unumstösslich begründete Tatsache, dass die Menschenart den von aussen wirkenden Kräften sehr bildsam gegenübersteht und einem unaufhörlichen Anpassungsprozess unterworfen ist. Wie diese Anpassung sich vollzieht, ist eine Frage der Biologie, die der Historiker nicht selbständig beantworten kann. Bekanntlich ist der Streit für und gegen die Vererblichkeit der

⁵⁾ Buckle hat mit Nachdruck hervorgehoben, wie viel mehr dasjenige Milieu kulturfördernd wirkt, das zur Entfaltung der Arbeitsenergie zwingt als ein solches, das die Lebensbedürfnisse mit verschwenderischer Freigebigkeit darbietet. Bei den Ostmalayen auf Ceram bereitet sich ein Mann in einem Monat so viel Sago, dass er sich von der einen Hälfte ein Jahr ernähren und gegen die andere Schmuck und Messer eintauschen kann. Wo bleibt da der Anreiz zur Erfindung, die Erziehung zur anhaltenden Arbeit? Die fruchtbarsten alten Kulturen sind auf dem Boden dürrer Ebenen erwachsen, wo die Not zur sorgsamsten künstlichen Bewässerung zwang. (Aegypten, Mesopotamien, Persien, Peru, Mexiko, Yucatan, grosse Teile von Chiua u. s. w.) oder wo das Meer und die günstige Verkehrslage (Griechenland) die Erzieherrolle übernahmen.

⁶⁾ Mommsen, römische Geschichte, 4. Aufl., 1865. I. Band, S. 48 ff.

erworbenen Eigenschaften noch keineswegs endgiltig beigelegt. Die Rassentheoretiker unterstützen die Ansicht Weismanns, dass nämlich durch Übung und Gewohnheit erworbene Abweichungen vom Typus nicht vererbt werden, sondern nur Keimvariationen, die erst nach scharfer Auslese den Typus beeinflussen. Man sieht hier sofort die Wichtigkeit der früher aufgeworfenen Frage nach der elementaren oder distributiven Verschiedenheit zwischen den Rassencharakteren. Im allgemeinen kann eine Anpassung durch Auslese nur viel langsamer vor sich gehen, als eine durch Vererbung erworbener Fähigkeiten, weshalb eben die Anhänger der Rassenkonstanz diese Theorie vertreten. Eine bloss distributive Verschiedenheit wird aber wieder die Auslese leichter machen, als eine elementare, wo die Natur erst schwierige Experimente mit der Hervorbringung von Varianten anstellen muss.

Mit dem Ausleseprinzip wird seit kurzem ein das soziologische Gebiet berührender Unfug getrieben, weshalb wir eine Auseinandersetzung hierüber für nötig erachten.

Am häufigsten bekommen wir seit Penka und Moritz Wagner die These vorgesetzt, die „arische Rasse“ sei das Ausleseprodukt der durch die Eiszeit bewirkten Wanderungen und Strapazen. Die Eskimos leben heute noch in der Eiszeit und haben auch grosse Wanderungen zu bestehen. Obwohl sie unstreitig das erfindungsreichste Naturvolk sind, werden sich die Rassengläubigen doch sehr gegen eine solche arische Verwandtschaft sträuben. Es ist überhaupt zu bemerken, dass übermässig strenge Naturbedingungen zur Verkümmern, nicht zur Höherentwicklung führen, wie dies aus eigener Anschauung erst kürzlich Kropotkin treffend geschildert hat. Aber auch ein Milieu von mässiger Strenge bewirkt eher eine passive Anpassung und Abhärtung gegenüber einzelnen Schädlichkeiten als die Entwicklung aktiver Tüchtigkeit, wenn nicht soziale Umstände (kriegerische Reibung, nomadisches Raubleben, Zwang zur Arbeit usw.) die Erziehung — nicht Auslese! — übernehmen. So hat man lange voreilig die ideale Gesundheit und Kraft der Naturvölker als Selektionswirkung gepriesen, bis man fand, dass es nicht so weit damit her sei. Gegen klimatische Schädlichkeiten sind sie zwar relativ geschützt, im übrigen aber sind die Naturvölker mit Ausnahme

der besonders begünstigten Neger viel mehr Krankheiten unterworfen als wir und erreichen selbst die physischen Kraftleistungen des Europäers nicht. Auch die prähistorischen Rassen der europäischen Steinzeit waren offenbar durch die Not verkümmert, wie die für unsere Hände viel zu kleinen Griffe ihrer Werkzeuge beweisen. Man hat nun weiter behauptet, der Kampf ums Dasein erzeuge die sozialen Triebe, indem jene Stämme die den durch Stammes- und Familiengefühle und altruistische Aufopferung vermittelten inneren Halt nicht hätten, ausgerottet würden. So züchte Hass Liebe. Auf einem gewissen Umweg wird dies allerdings zuweilen erreicht, indem kräftige, durch Krieg, Raub oder freie Arbeit gestählte Völker oft zu Staatengründern werden und im staatlichen Zusammenleben die sozialen Triebe zur Ausbildung kommen. Jene primitive Ansicht aber findet gar keine Bestätigung in der Völkerkunde. Überall, wo der Kampf ums Dasein sehr hart ist, steht auch das Weib besonders tief, sind auch die Beziehungen innerhalb des Stammes roh. Nachtigal hat uns das Leben der wüstenbewohnenden Tibbu geschildert: „Das Wettringen aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den andern zu schädigen, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not. Jeder lebt für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben nach Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von aussen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben. Das existiert kaum. Ihre Volksversammlungen sind Uebungsvereine sophistischer Argumentation und schlauester Rechtsverdrehungen und endigen wohl gar in blutigem Streit.“ „Aber es sind Menschen voll Selbstgefühl. Sie mögen Bettler sein, aber sie sind keine Parias. Viele Völker wären unter diesen Umständen elender und gedrückter; die Tibbu haben Stahl in ihrer Natur. Sie sind zu Räubern wie zu Kriegerern und Herrschern trefflich geeignet.“ (Ratzel.) Es ist die Schuld der geographischen Lage ihres Gebietes, wenn sie den Weg zur Staatenkultur, den die Araber aus gleichen Anfängen zurücklegten, nicht finden konnten.

In der neueren Literatur begegnet uns öfters eine Vertauschung der durch die Natur bewirkten Selektion mit einer anderen, die man etwa „moralische Selbstselektion“ nennen könnte. A m m o n s Theorie, dass die energischeren Langköpfe sich aus dem Mischungsbrei selbst auslesen und in die Städte ziehen, womit er die in manchen Ländern vorkommende grössere Langköpfigkeit der Städter erklären will, gehört hierher. Auch das Fortschreiten der Kultur vom Osten Europas nach dem Westen wurde mit der in gleicher Richtung steigenden Tüchtigkeit der Rassen erklärt und diese als Ausleseergebnis hingestellt. Bei der vorausgesetzten grossen Ost-Westwanderung sollen nämlich immer die Tüchtigsten, Kühnsten, Energischsten am ehesten bereit gewesen sein, sich aus dem Volksverband zu lösen und ihre Zelte in der einmal angegebenen Richtung — zurück war ja kein Weg — weiter zu tragen. Ihering hat diese Selektion anschaulich geschildert und etwas Wahres mag daran sein. Doch sind es sehr oft nicht die Kräftigsten, sondern gerade die durch Übermacht vertriebenen Schwächeren, die sich eine neue Heimat suchen. Die germanischen Stämme, die gegen die römischen Grenzen drängten, waren in sehr vielen Fällen durch innere Feinde vertrieben. Ausserdem sind aber die Wirkungen des Milieuwechsels theoretisch wichtig. Ein Volk, das aus irgendeinem Grund seine zivilisiertere Heimat verlässt, um in der Wildnis zu bauen, bringt gewisse Bedürfnisse mit, die es zu harter, erziehlicher Arbeit zwingen, die auf neuem Land frei von den drückenden sozialen Fesseln der Vergangenheit besonders reiche Früchte trägt. So haben die griechischen Kolonien Hellas, das römische Gallien und Spanien Italien in materiellem Gedeihen und im Verlauf auch an Kultur überholt, und Amerika scheint ein neues Beispiel stellen zu wollen.

Der Hauptfehler der selektionistischen Geschichtserklärung liegt in der grossen Allgemeinheit und Unbestimmbarkeit ihres Prinzips. Man kann an jedem beliebigen Umstand Momente entdecken, die in einer bestimmten Richtung selektorisch wirken können, aber nie hat man bisher gezeigt, dass sie tatsächlich und in einem die Geschichte bestimmenden Ausmass so wirksam waren. Ein weiterer Fehler, den allerdings andere mit jener teilen, ist die Überschätzung des persönlichen

Moments dort, wo es sich um Massenkräfte handelt. Wie wenig dies zu richtigen Resultaten führt, können uns zwei Beispiele zeigen. In China wird durch ein grossartiges Prüfungssystem seit Jahrtausenden tatsächlich die geistige Auslese des ganzen Volkes zur Herrscherin gemacht. Es gibt keinen noch so niedrig Geborenen, der nicht durch Talent und Fleiss die obersten Stufen des Mandarinats erklimmen könnte. Hier ist der Traum Platos erfüllt: die Philosophen sind die Lenker der Menschen. Und der Erfolg?¹⁷⁾ Die Kosaken sind dagegen zum grossen Teil aus entsprungenen Verbrechern, Räubern und sonstigem Gesindel zusammengelaufen. Nach dem Selektionsdogma müssten sie also eine ganz unmenschliche Rasse sein, was gar nicht zutrifft.

Der berühmteste Versuch in dieser Art von Geschichtsauffassung ist der Otto Seecks.¹⁸⁾ Hier will ein ausgezeichnete Historiker und glänzender Darsteller den Untergang der antiken Welt durch die „Ausrottung der Besten“ erklären, deren Ursache die Parteikämpfe, Bürgerkriege, Christenverfolgungen, Hinrichtungen, die Askese u. dgl. gewesen seien. Eine ähnliche Ansicht will den Niedergang Spaniens damit begründen, dass seine tüchtigsten Elemente in die Kolonien strömten und so die Kraft des Mutterlandes sich verblutete. Nun sind aber auch recht viele Verbrecher und Gewaltnaturen teils gezwungen, teils aus Abenteuerlust mitgezogen, was doch wieder eine günstige Auslese bedeutet. Übrigens müsste England dann schon ganz degeneriert sein, während doch jedermann seine Kolonien gerade als Grund der Stärke der Nation auffassen wird.

Francis Galton war der erste, der die geistige Zurückgebliebenheit katholischer Zeitalter und Völker damit erklärte,

¹⁷⁾ Babington hat in den mehrfach hervorgehobenen Essays dies sogar als Hauptgrund der Zurückgebliebenheit Chinas in den materiellen Grundlagen der Zivilisation, in Technik, Industrie und Verkehr, nachgewiesen. Überall gilt dem Philosophen das Streben nach Gewinn, die vom Geistigen abziehende Handarbeit als niedrig. Man denke an die Verachtung der Arbeit in Hellas und bei spätrömischen Philosophen. So wurden viele Erfindungen in China früher gemacht, als bei uns, ihre gewinnbringende Anwendung war aber selbst durch gesetzliche Verbote gehindert.

¹⁸⁾ Vergl. Otto Seeck, „Geschichte des Unterganges der antiken Welt“, I. Band, 2. Auflage, 1897.

dass viele geistigen Kräfte sich dem Priesterstand zuwenden, dieser aber durch das Zölibat unfruchtbar gemacht sei und die edlen Geistesgeschlechter aussterben lasse. Seither wird diese Entdeckung alle paar Jahre von neuem gemacht. Wir brauchen aber bloss auf dem Standpunkt des Rassentheoretikers H. Driesmann zu stehen, der die katholischen Geistlichen für überwiegend ungermanische Elemente hält, oder auf dem Standpunkt der Freidenkers, dass jedesmal der dümmste Bauernsohn, der für die Landwirtschaft zu wenig begabt ist, „auf geistlich studiert“, um ebenfalls diese Hypothese unbrauchbar zu finden. Das geistig beschränkte Klerikerleben wird ja wirklich hervorragende Geister, die meist auch sinnlich lebhafter sind als der Durchschnitt, wenig anziehen. Komisch ist es, wenn protestantische Kulturkämpfer die „nationale Schädlichkeit“ des Zölibats damit beweisen wollen, dass sie den katholischen Klerus, über den sie sonst nicht sehr schmeichelhaft zu urteilen pflegen, plötzlich als die geistige Elite des Volkes hinstellen.

Ein Schulfall für die Selektionsequilibristik ist De Candolles Begründung der von ihm behaupteten geistigen Überlegenheit der Blondes. Derselbe Autor ist nämlich der Meinung, dass die Brünetten mehr Lebenskraft besäßen, wofür sich ja einige Gründe anführen lassen. Um nun mit ihnen wetteifern zu können, müssten die Blondes mehr Geist aufbringen und würden so allmählich eine geistige Auslese! Vor einiger Zeit las ich einen Aufsatz von Driesmann, in dem der Rückgang des blonden Typus in Deutschland als eine Folge des schlechten Geschmacks der deutschen Frauen hingestellt wird, die den lebhafteren „dämonischeren“ Schwarzkopf vorzögen! Umgekehrt versichert uns ein so bedeutender und ernster Forscher wie Ripley, dass die germanische Rasse das Resultat geschlechtlicher Zuchtwahl sei, wobei gerade die Blondheit das selektive Moment gewesen wäre.

Die menschlichen Gesellschaften selbst der unentwickeltesten Form unterscheiden sich vom Naturzustand derart, dass jede hastige Anwendung von Prinzipien, deren Geltung sogar auf dem Gebiete der Natur eingeschränkt zu werden beginnt, unwissenschaftlich ist. Wir können den Worten Ernst Häckels

„Die Weltgeschichte ist ein Teil der organischen Entwicklungsgeschichte“ in dieser Allgemeinheit und in dem damit verstandenen Sinn nicht zustimmen.

Man kann nun aber wohl selbst bei Annahme der Weismannschen Theorie und gleichzeitiger Ablehnung der Übertreibungen des Ausleseprinzips eine raschere Wandelung des Rassencharakters erklären, wenn man bloss die extremen, ganz anpassungsunfähigen Typen ausgelesen werden und im übrigen Erziehung und Selbsterziehung durch Nachahmung erfolgreicher Vorbilder in jeder Generation das Anpassungswerk neu vollbringen lässt. Wir nehmen also an, dass nur die für das Gesellschaftsleben ganz untauglichen Elemente durch Krankheit, Strafen, Selbstmord, Ehelosigkeit u. s. w. ausgeschieden werden. Der Nachahmungstrieb im Menschen ist aber so stark, dass die mittleren Charaktere sich unschwer den Anforderungen der Umgebung, die ihnen ja überdies klarer bewusst werden als dem Tier, fügen können. Natürlich darf man nicht Negerkinder, die schon dem Klima und den Gewohnheiten ihrer Heimat ausgesetzt waren, durch ein paar Jahre Schule dem mächtigen Gefühlsuntergrund völlig entziehen zu können hoffen. Der unbewusste Nachahmungstrieb äussert sich in vielen Tatsachen des täglichen Lebens. Man weiss, dass Eheleute einander nach und nach ähnlich werden. Oesterreicher, die bloss einige Tage in Norddeutschland sich aufhalten, weisen nach ihrer Rückkehr kurze Zeit hindurch eine ganz merkbare Sprachfärbung auf und zwar unter Umständen, die jede Affekation ausschliessen. Ja jeder aufmerksame Selbstbeobachter kann bei einem längeren Gespräch mit einer ihm nicht gleichgiltigen Person bemerken, wie Stimme, Geberden, Blick, Satzlänge u. s. w. unbewusst sich annähern. Dass die Erziehung überwiegend auf Nachahmung beruht, glaube ich nicht ausführen zu müssen.

Wie klein in manchen Fällen der Milieueinfluss sein mag, er ist jedenfalls vorhanden und es bedarf nur eines Zeitraumes, der in der Geschichte der Menschheit bloss einem Schöpfungstag gleichkommt, um die stillen und unaufhörlichen Wirkungen unserer Umgebung zu gewaltigen Faktoren zu summieren. Wer wie Graf Gobinau überhaupt jede Einwirkung des Milieus radikal verwirft, kann wissenschaftlich nicht ernst genommen

werden. Gobineau geht freilich noch weiter. Um die Wirkung langer Zeiträume in der Rassenbildung auszuschliessen und die biblische Zeitrechnung zu retten, verwirft er die ganze prähistorische Forschung und glaubt sie von den Höhen seiner naturwissenschaftlichen Unbildung herab mit Spott überschütten zu dürfen. Es ist hier daran, zu erinnern, dass vielfach die einfachsten Umgebungswirkungen noch nicht anthropologisch analysiert worden sind und von genauen physikalischen und chemischen Untersuchungen in Anwendung auf den Menschen überraschende Lösungen zu erwarten sind. Welchen Einfluss mag z. B. der Faktor der atmosphärischen Elektrizität auf den Menschen nehmen?

Die psychologische Seite darf noch weniger als die physiologische nach dem rohen Augenmass beurteilt werden, wie es die meisten Milieutheoretiker und ihre Gegner bisher taten. Es soll hier übrigens noch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das geistige Variieren viel stärker ist, als das körperliche? Goethes einziger Sohn August, der vom Vater die Schönheit und Kraft geerbt hatte¹⁹⁾, war in geistiger Beziehung sehr geringwertig.

Im allgemeinen darf man sagen, dass der geistige Abstand keineswegs an den körperlichen notwendig gebunden erscheint. Der fortwährend bewegliche Geist wird leichter eine innerhalb gewisser Schranken liegende Anpassung finden, als die schwere Materie des Körpers. Möglicherweise begünstigen Rassenmischungen das Variieren, es wäre hierin eine Erklärung dafür gelegen, dass die geistig regsamsten, mannigfaltigsten und frühesten Gebiete fast stets gemischt-rassige waren. Doch kann hier auch die solchen Gebieten natürlich oft zukommende günstige Verkehrslage, die daraus entspringende materielle Kultur u. dgl. gewirkt haben.

Gegenüber der Fülle von Beweisen, die jedes Blatt der Geschichte für die Wandlungs- und Entwicklungsfähigkeit der Menschen enthält, nehmen sich die Einwände der Rassen-theologen recht kläglich aus. Ihr häufigstes und relativ eindruckvollstes Argument ist noch die Beobachtung, dass manche

¹⁹⁾ Ihre Ähnlichkeit ist leicht zu bemerken, vergl. die Bilder bei Witkowski, Goethe 1899. S. 164 und 114.

Rassen anscheinend seit unvordenklichen Zeiten gar keine Fortschritte gemacht haben. Aber dies bezieht sich doch nur auf Teilrassen der grossen Völkerfamilien, während der Aufstieg verwandter Rassen gerade nachweist, dass es nicht die Rassenart, sondern andere Umstände waren, die jene zurückhielten. „Welcher Unterschied, sagt Ratzel, zwischen dem Zweig der Tungusen, der in der kalten Zone Russland unterworfen ist und dem, der in der gemässigten China erobert hat und beherrscht, oder den Türken, die als Jakuten an der Lena nomadisieren, und den Türken, die in Westasien herrschen.“ Haben wir nicht genug Beispiele von arischen oder kaukasischen Rassen, die durch die Ungunst der Verhältnisse auf niedriger Stufe blieben? (Kurden, Armenier, Albanesen, Arier im Hindukusch u. s. w.) Wir müssen annehmen, dass jeder Fortschritt auf geringer Kulturhöhe mit den grössten Schwierigkeiten verbunden ist und nur durch das Zusammentreffen ganz aussergewöhnlich günstiger Umstände erfolgen kann. Zwischen der lähmenden Wirkung des Elends und der erschlaffenden des Ueberflusses hat die Natur selten den richtigen Mittelweg geöffnet.

Treffend bemerkt Spencer, dessen reiches Material zu diesem Thema zu beachten ist²⁰⁾: „Die Entwicklung pflegt man sich gewöhnlich so vorzustellen, als ob damit eine in jedem Ding steckende innere Tendenz verknüpft sei, etwas Höheres zu werden. Dies ist jedoch eine ganz irrige Vorstellung davon. In allen Fällen wird sie durch das Zusammenwirken innerer und äusserer Faktoren bestimmt.“

Vielfach bestehe die Anpassung an einen neuen Zustand sogar in einem Rückschritt zu niedrigeren Formen. Man darf schliessen, dass manche Naturvölker schon auf viel höherer Stufe standen, aber durch ihr Herabsinken der Natur oder Geschichte sich besser anpassen²¹⁾. Spencer meint sogar:

²⁰⁾ Vergl. Herbert Spencer, Prinzipien der Soziologie. Deutsch von Vetter, I. Band. 1877, S. 118 ff.

²¹⁾ An vielen Orten der Erde, in den unzugänglichsten Urwäldern Mittelamerikas, auf Java, den Osterinseln, in Südafrika u. s. w. finden wir Bauwerke und Denkmäler von solcher Ansehnlichkeit und selbst Grossartigkeit, dass keine Beziehung zu den ärmlichen Menschenarten möglich zu sein scheint, die jetzt mit abergläubischer Scheu die Ruinen ihrer

„Wenn wir die Parasiten mit dazu zählen, so ist in der Tat die Mehrzahl von allen lebenden Arten der Tiere von einem höheren Entwicklungsgrad herabgesunken, welchen ihre entfernten Vorfahren einstens erreicht hatten.“

Nicht nur die grossen ins Auge springenden Faktoren der klimatischen Extreme, des Mangels oder Überflusses atmosphärischer Feuchtigkeit, Fehlen nutzbarer Tiere und Pflanzen und dergleichen hindern den Fortschritt der von ihnen betroffenen Rassen, sondern gar mancher, der unserem Auge kleinlich und lächerlich erscheint. Als Beispiel führen wir das Vorkommen gewisser Insekten an.

„Wo wie am Orinoco, sagt Spencer,²¹⁾ der Morgengruss stets lautet: „Wie haben Euch die Moskitos zugesetzt?“ und wo die Qual so gross ist, dass ein Priester nicht glauben wollte, dass Humboldt sich derselben freiwillig unterworfen habe, bloss um das Land zu sehen, — da muss das Bedürfnis nach Erleichterung oft über den bereits schwachen Antrieb zur Arbeit die Oberhand erhalten.“ Die Kirgisen werden durch die Fliegenschwärme geradezu zum Nomadisieren gezwungen, indem sie im Mai, wo die Steppen mit der üppigsten Weide bedeckt sind, diese im Stich lassen und in die Berge ziehen müssen.

Die Tsetsefliege in Afrika schliesst Rinder und Ochsen von grossen Gebieten aus, ihr Einfluss auf die Wanderung der Weissen ist grösser als der jedes anderen Tieres, die gefährlichsten Raubtiere inbegriffen. Durch sie werden die Buren wie durch eine unsichtbare, aber unübersteigliche Schranke von jedem Vordringen über den 20. Grad hinaus abgehalten.²²⁾ Nach Koch soll auch die Malaria durch Moskitos übertragen werden. So viel der Neger bauen mag, der Kornwurm verwüstet den grössten Teil, durch massenhaftes Bierbrauen wird ein Teil des Materials gerettet, eine Möglichkeit, durch Fleiss sich zu heben, existiert aber nicht. Heuschrecken spielen andernorts dieselbe Rolle. Termiten fressen alles, —

grossen Vergangenheit beschauen. Welcher Rassenhochmut mag einst hier gethront und auf die übrige „Welt“ mit Verachtung herabgeblickt haben?

²¹⁾ Spencer a. a. O., S. 41.

²²⁾ Ratzel, Anthropogeographie, I. Bnd., 2. Aufl. 1899, S. 524 ff.

Vorräte, Kleider, Geräte, Betten u. s. w. „Ein Mann kann heute reich sein und morgen arm werden durch die Verwüstungen der weissen Ameisen“, sagte ein portugiesischer Kaufmann zu Livingstone, und Humboldt bemerkt: „wo die Termiten alle Dokumente zerstören, da ist auch keine vorgeschrittene Zivilisation möglich.“ Die durch solche Vorkommnisse erzeugte Mutlosigkeit verhindert allein jeden Fortschritt.

Eine Höherentwicklung, von niederen Stufen aus, wird also nur in selten günstigen Ausnahmefällen möglich sein. Später erst wird die Bewegung automatisch.

Die soziale Differenzierung und die Verknüpfung des materiellen Fortschritts mit dem Erhaltungsstreben des Einzelnen, das Hinaustragen und Befestigen des Erworbenen durch Kolonisation, Expansion, soziale Reform, schliesslich die Unersättlichkeit des zu freier Betätigung erwachten Geistes lassen kein Aufhören der so mühsam erzeugten Fortbewegung der Kultur absehen.



Die Fortschrittstfähigkeit der Menschen- rassen.

Das Hauptargument der Rassentheorien ist die angeblich „feststehende“ Unfähigkeit der Naturvölker, fortzuschreiten, auf die manche Stimmen sogar die Notwendigkeit einer neu-einzuführenden Hörigkeit gründen wollen. Die moderne Völkerkunde zeigt uns aber immer deutlicher, dass die ungünstigsten Urteile über die zurückgebliebenen Rassen gerade von den unzuverlässigsten und flüchtigsten Beobachtern herrühren. Wir haben aus den besten Quellen, die auf treuem und eingehendem Studium beruhen, ein weitaus günstigeres Bild erhalten, dessen einzelne Züge man z. B. in den Fachwerken von Ratzel und Waitz zusammengefasst findet. Natürlich sind die Verhältnisse äusserst verschieden, da gerade der Naturmensch dem natürlichen Milieu völlig unterworfen ist, und sein Charakter diesem entspricht. Wir kennen aber viele „niedrige“ Rassen, bei denen die Frau eine geachtete Stellung einnimmt, und deren Ehrbarkeit sehr streng ist. Besonders wird oft die grosse Liebe zu den Kindern hervorgehoben, die es vielen Negerstämmen ganz unmöglich (und auch unnötig) erscheinen lässt, ein Kind zu schlagen.¹⁾

Auch Zartgefühl gegen Alte und Schwache ist häufig, wo es die Verhältnisse gestatten. Gobineau behauptet, dass das Gefühl der Ehre einzig dem Arier eigen sei. Im Gegensatz dazu wird uns von dem übertriebenen Ehrgefühl der Fidschiinsulaner, mancher Neger, der Beduinen, Tungusen u. a. berichtet. Speziell von den Tungusen hören wir,

¹⁾ Vgl. bes. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl. I. Bnd. S. 114.

dann durch Beleidigungen verursachte **Zweikämpfe** zwischen den nächsten Verwandten häufig sind. Der stoffliche Indianer ist ja eine Lieblingsfigur unserer Jugend. Unerschrockenheit, Mut, Redlichkeit sind Züge, die in ethnographischen Schilderungen nicht mehr aufzuweisen sind als zu häufig sind.

Viele Naturvölker übertreffen selbst die **Europäer** an Festlichkeit. Unsere Vorurteile von Despotismus und Knechtschaft des Volkes bei den Negern übersehen oft die besten Seiten, die die öffentliche Meinung dem Häuptling zuteilt und die ohne wahren Mitwirkungsrecht des Volkes gleichkommen. In Lundareich wird der Herrscher beständig von einem Grotzge begleitet, dessen Aufgabe es ist, zu verhindern, dass er sich betrausche oder rauche, weil er im unzurechnungsfähigen Zustand Grausamkeiten verüben könnte — eine primitive Form des Konstitutionalismus. — Häufig ist überhaupt die Volksversammlung souverain, deren Bild mit der tatsächlichen Schilderung der germanischen Einrichtung übereinstimmt.

Ausserordentlich ist der Kunstsinne vieler Wilden, deren Feinheiten noch so überraschend sind. Ihr Geschmack ist manchmal selbst dem europäischen überlegen⁶⁾, und ihr ganzes Leben ist mit Kunststücken weit mehr gesättigt als unseres⁷⁾. Treitschke sagt: „Man kann den Adel einer Nation daran erkennen, ob bei ihr die Kunst älter ist oder der Komfort.“

Demnach wären die Römer, die zwar Wasserleitungen, Kloaken, Strassen, aber keine Kunst zu ihren Grosstaten zählen, weniger edel als die Eskimos, Buschmänner u. a., deren ähnliches Leben nur durch eine erstaunliche Kunstübung veredelt wird.

Das feine Gerechtigkeitsgefühl der Neger wird häufig gerühmt.⁸⁾ Bei den Galla muss der auf der Tat ertappte Dieb das Doppelte ersetzen. Hat er aber nur gestohlen, um seinen

⁶⁾ Vgl. Ratzel I. S. 99.

⁷⁾ a. a. O. II. Bnd. S. 347.

⁸⁾ a. a. O. I. S. 69.

⁹⁾ a. a. O. S. 465.

¹⁰⁾ Treitschke, Politik, 1897. I. Bnd. S. 3.

¹¹⁾ a. a. O. II, S. 125, 169 u. s. w.

Hunger zu stillen, so wird er wieder freigelassen. Die Römer, deren XII Tafeln den Dieb noch mit Geißelung und Verknechtung bestrafen, kannten diese Berücksichtigung der Not nie. Chamberlain spricht den Semiten jede Fähigkeit zur Rechtsbildung ab und weist zur Begründung mit Hohn auf die seiner Ansicht nach auf der untersten Stufe des Rechtsgefühls stehenden Araber Zentralafrikas hin. Gerade an den afrikanischen Arabern hebt aber Ratzel (II. 431) das „feine Gefühl gegenüber der Ungerechtigkeit“ hervor.

Wenn auch diesen günstigen Zügen viele ungünstige gegenüberstehen, so darf doch die Schuld der Europäer an letzteren nicht übersehen werden. Erst machen wir die Wilden durch Sklaverei, Schnaps, Krankheiten und Grausamkeiten der schrecklichsten Art zum Tier, um dann die geistige und sittliche Kluft zwischen uns höheren Wesen und jenen Tiefstehenden als Naturtatsache hinzustellen. Wenn die Rassengläubigen nun die edleren Züge der Menschlichkeit, die die „Wilden“ aufweisen, nicht ganz leugnen können, so sprechen sie ihnen doch wenigstens jede Fähigkeit der Weiterentwicklung ab und prophezeien, dass das „Rad des ewigen Fortschrittes“ über die Idylle der Unkultur hinwegrollen müsse. Und doch, welche Fülle von sinnreichen Erfindungen bei diesen Ausgestossenen! Selbst bei den niedrigen Australiern finden sich Anfänge der Schrift.⁹⁾ Die Polynesier haben Seekarten, die Fidschis, Hawaiianer u. a. bedienen sich des Druckverfahrens zur Herstellung bunter Gewebemuster.

Auffallend ist die grosse Leichtigkeit, mit der Neger und Indianer selbst mehrere fremde Sprachen erlernen⁹⁾ und sich das Lesen von Schrift und Noten aneignen. Der bekannte Erzbischof Ireland sprach sich kürzlich dahin aus,¹⁰⁾ dass der von den Negern Amerikas gemachte Fortschritt während der seit Erlassung der Emanzipationsproklamation verstrichenen 40 Jahre beispiellos in der Weltgeschichte sei: kein Volk von irgend einer Farbe oder Rasse habe so Grosses geleistet, und er sei fest überzeugt, dass in den nächsten 40 Jahren dieser

⁹⁾ Ratzel, I. S. 317.

⁹⁾ Vgl. a. a. O. I. S. 28. II. S. 16 u. s. w.

¹⁰⁾ Vgl. Münchener Allg. Zeitung. Nr. 146 vom 19. Juni 1903. (Beilage).

Fortschritt vervierfacht werde. Äusserst lehrreich und die weiteste Beachtung erfordern ist in dieser Beziehung die Selbstbiographie des Negers Booker T. Washington, der sich vom Sklaven zu einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten emporgearbeitet hat und dessen Schilderung niemand ohne freudige Rührung lesen kann, der fähig ist, an der Begeisterung für die höchsten Strebungen der Menschheit teilzunehmen.¹¹⁾ Eine grosse Fülle von Belegen, sowohl geniale und hervorragende Neger als auch die allgemeine Bildungsfähigkeit betreffend, führt Schneider (Die Naturvölker, 1886. II. Band) an, auch Steinmetz¹²⁾ fügt noch einiges Neue hinzu. Diese Beispiele genügen allein, um zu beweisen, dass der Weg zur Kultur keiner Rasse verschlossen ist. Freilich kommen häufige Rückfälle vor, die dann als Beweis der Nutzlosigkeit jeder Erziehung verwendet werden. Treffend bemerkt jedoch Jentsch: „Die Germanen sind auch nicht in einem Tag geduldige Stubenhocker und Aktenschreiber geworden.“ Tatsächlich waren die Germanen noch tausend Jahre nach der ersten Berührung mit den alten Kulturvölkern kaum so weit in der Aneignung und Ausnützung des überlieferten Kulturschatzes gekommen, wie die amerikanischen Neger von heute. Das Beispiel der Europäisierung Japans während der letzten Jahrzehnte hat nicht seinesgleichen.

Die Grundbedingung jeder dauernden Hebung der niederen Rassen ist die Erweckung ihrer wirtschaftlichen Energie. Eine Pferdezüchterregel sagt: die halbe Rasse kommt durchs Maul hinein; der enge Zusammenhang zwischen der höheren Geisteskultur und der materiellen Grundlage zeigt sich deutlich in dem Zusammenfallen der klassischen Kunst-epoche in Frankreich, England, Spanien und Holland mit dem ersten grossen Aufschwung der Wirtschaft, der nicht immer gleichzeitig die politisch glänzendste Lage bezeichnet. Unsere

¹¹⁾ Booker T. Washington. „Vom Sklaven empor“! übersetzt von E. Dubois-Reymond. 1903. Vgl. ferner W. P. Livingstone, *Black Jamaica, a study in evolution* London 1899.

¹²⁾ Vgl. Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie und Soziologie, XXVI. 1902. Ratzel II. S. 27/8 nennt einige bedeutende Negerfürsten. Man erinnere sich auch an den Vollblutindianer Juarez und den Mischling Castro, deren Diplomatie sich den mächtigsten Staaten Europas überlegen erwiesen hat.

Vorstellung von der nur durch Zwang besiegbaren Trägheit der Naturvölker ist ganz falsch. Ratzel führt eine Menge Beispiele für den emsigen und verständnisvollen Ackerbau der Neger, Polynesier u. a. an. In Südamerika stehen die Pflanzungen der Indianer und Neger oft in höchster Blüte, während daneben Spanier und Portugiesen in trügster Verkommenheit leben.

Die Unlust der Naturvölker richtet sich meist nicht gegen die Arbeit als solche, sondern gegen eine ihnen ungewohnte und nicht zusagende Form derselben (Bergwerks-, Fabrikarbeit) und gegen die ungünstigen Bedingungen. Ein kürzlich erst zurückgekehrter Forscher berichtet, wie er seine Karawanenmannschaft in das höchste Erstaunen und nachher in die eifrigste Tätigkeit versetzte, als er die vereinbarten Bedingungen wirklich einhielt.

Nichts ist vielleicht so geeignet, uns den eitlen Wahn, durch unsere Abkunft der Völkeradel zu sein, zu rauben, als ein Rückblick auf den historischen Anfangszustand unserer Kulturvölker und eine Betrachtung verschieden weit vorgeschrittener Zweige derselben Sprachverwandtschaft oder Rasse. Um nur einen Zug zu erwähnen, war das Menschenopfer (das wohl auch mit Genuss des Fleisches verbunden war) bei allen Germanen noch lange nach ihrer Berührung mit der Kultur in Gebrauch, die Kelten in Irland waren nach Diodor überhaupt Menschenfresser, von den Galliern des Brennus berichtet es Pausanias, nach Plinius wurden die Gallier erst durch die Römer dieser Sitte entwöhnt, aber noch der heilige Hieronymus sah in seiner Jugend die Schotten ihr frönen, ja die letzteren sollen erst im späten Mittelalter davon abgekommen sein. Die Slaven Norddeutschlands verspeisten fast durch das ganze Mittelalter hindurch ihre alten Eltern,⁷⁾ von den Litauern werden noch 1603 eine Reihe von Fällen der Menschenfresserei angeführt.⁸⁾

Man kann mit der grösstmöglichen Exaktheit den Satz beweisen, dass die zwischen den entferntesten Gliedern einer

⁷⁾ Vgl. Jakob Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer“, vierte Auflage 1899. I. Bd. S. 669—674.

⁸⁾ Vgl. Tetzner, „Die Slaven in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde“. 1902. S. 26.

Sprachfamilie oder Rasse bestehenden Kulturunterschiede grösser sind als die zwischen zwei beliebigen Rassen als Ganzes. Die tiefsten Steppenbewohner Innerasiens sprechen iranische Dialekte. Die Ainos Japans, deren Verwandtschaft mit der weissen europäischen Rasse nach Baelz höchst glaubhaft ist, werden selbst von den Japanern als barbarische Wilde verachtet. Die Albanesen, Kurden und andere Mitglieder der weissen Rasse stehen gewiss niedriger als viele Mongolen und Neger. — Welch enormen Abstand ferner zwischen den Westfinnen und den Magyaren einerseits, irgend einem nomadisierenden Finnenstamm Sibiriens, den Samojuden oder Ostjaken anderseits! Es ist übrigens interessant, die Verlegenheit der Rassengläubigen zu beobachten, wenn ihnen die Kulturleistungen unserer mongolischen Vettern entgegengehalten werden. Man braucht bloss das unsäglich flache Urteil Chamberlains über die Chinesen anzusehen. Aber selbst ein so besonnener Vertreter dieser Richtung wie Woltmann⁹⁾ bringt es fertig zu schreiben: „Von den Mongolen haben nur einige die untere (sic!) Stufe der Zivilisation erreicht.“ Und an anderer Stelle (S. 265) sagt er: „Wir können nur wiederholen, dass wir vom Standpunkt der historischen Anthropologie alle Blutkreuzungen der kaukasischen Rasse mit Negern und Mongolen verdammen müssen, und dass selbst die Vermischung mit dem mediterranen und alpinen Typus im grossen und ganzen als schädlich anzusehen ist.“ Mit dem letzten Halbsatz fliegen also ganz Süddeutschland, die Mittelmeerlande, Frankreich, die Niederlande und Oesterreich in den Sumpf der rassenlosen Unkultur. Es ist natürlich, dass den Rassengläubigen der Begriff Mongole nicht bloss Chinesen (die mit den Mongolen im engeren Sinn weder sprachlich noch sonstwie zusammengehören) deckt, sondern auch alle Mongoloiden, Ugro-Altaiern (Türken, Finnen u. s. w.). Sehr lesenswert ist in dieser Beziehung die eben erschienene Schrift eines hervorragenden Fachgelehrten, Heinrich Winkler,¹⁰⁾ dessen deutscher Patriotismus in ihr gegenüber magyarischen Chauvinismus zu recht kräftigem Ausdruck kommt.

⁹⁾ Woltmann, Politische Anthropologie, 1903. S. 237.

¹⁰⁾ Vgl. Heinrich Winkler, Skizzen aus dem Völkerleben. 1903. (Behandelt Finnen und Magyaren.)

Trotzdem fasst er sein Gesamturteil in folgende Worte zusammen: „Dass die finnischen Völker zum grössten Teil nicht über die einfachen Verhältnisse von Ackerbauern und Viehzüchtern hinausgelangt sind, liegt lediglich an der Natur der von ihnen bewohnten Landstriche, keineswegs etwa an einer geringeren Begabung. Ueberhaupt legt derjenige, der unter finnischen Völkern gelebt und sie mit den umgebenden indogermanischen zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, sehr bald den allgemeinen, aber unberechtigten indogermanischen Überlegenheitsdünkel ab. Wo irgend die Verhältnisse den finnischen Völkern günstig sind, fällt der Vergleich oft recht bedenklich zu ihren Gunsten aus; dass die Suomifinnen, das heisst die Bevölkerung Finnlands, ebenso die Magyaren Kulturnationen im besten Sinne des Wortes sind, sieht jeder, der je die beiden Völker in ihrer Heimat kennen gelernt hat.

Das geistige Leben Finnlands steht in jeder Beziehung auf dem Niveau der besten Vertreter des Indogermanentums; der Gegensatz zu den Nachbargebieten mit russischer Bevölkerung ist ein so gewaltiger, dass man aus Asien nach Europa zu kommen glaubt, sowie man aus Russland nach Finnland kommt und einen etwas näheren Einblick in die hochstehenden, geordneten finnischen Verhältnisse und das rege geistige Leben dort gewinnt. Abgesehen aber von der Bewältigung aller Kulturaufgaben des modernen Lebens auf technischem, wissenschaftlichem, gesellschaftlichem Gebiet, finden wir hier einen aufgeschlossenen Sinn für Formenschönheit, überhaupt für alle Gebiete der Kunst; die ganze finnische Rasse ist in hohem Grade farben- und tönepfroh, dabei von einem feinen Gefühl für das wirklich Schöne im Reich der Töne, der Farben und Poesie.“ (S. 98/99.)

Und doch soll nach den Rassentheorien die Mischung mit den Mongoloiden die heutige niedrige Stufe der Russen verschulden!

Fast alle Urteile der Rassentheoretiker über China zeugen von der vollendetsten Unkenntnis der Zustände. Man spricht von der „Unbeweglichkeit“ der chinesischen Rasse, obwohl doch kein Reich der Welt häufigeren Umwälzungen ausgesetzt war! Freilich hat der Fortschritt Chinas seit etwa 100 Jahren sich verlangsamt, woran das Opium einen nicht geringen Anteil

hat. Wie konnte der Chinese bei seiner angeblichen „Nüchternheit“ und „Seelenlosigkeit“ (Chamberlain) eine so von reichster Phantasie erfüllte Kunst schaffen?¹¹⁾ Die Behauptung von der unglaublichen Bedürfnislosigkeit der chinesischen Arbeiter, mit der man uns zur „nationalen Verteidigung“ aneifern will, ist längst als törichte Fabel entlarvt. Selbst der Zopf — uns das Sinnbild des zähesten Konservativismus — ist verhältnismässig neuen Datums. Die Chinesen trugen das Haar frei, bis 1644 die Mandschu den Zopf und das rasierte Vorderhaupt zum Symbol des loyalen Neuchinesentums erhoben. Seitdem gilt das Auflösen des Zopfes als Zeichen revolutionärer Gesinnung.

China hat schon vor Jahrtausenden Ideen verwirklicht, die wir zu den stolzesten Errungenschaften unserer Zeit zählen. Im Jahre 134 vor Christus bestimmte Kaiser Wu-Di, dass in allen Provinzen die durch Tugend und Gelehrsamkeit über das gewöhnliche Mass hinausragenden Männer ausgewählt und zum Staatsdienst herangezogen werden sollten. Unter Wang-Mang (9—23 p. Chr. n.) wurde die Sklaverei abgeschafft, 517 das Tieropfer beseitigt. Seit den ältesten Zeiten herrscht absolute Toleranz in Glaubenssachen und eine im Vergleich mit Europa überaus grosse Rede- und Pressfreiheit.¹²⁾ Der Gedanke, dass der Fürst der Diener des öffentlichen Wohles sein müsse, ist ebenso uralt. Ich erwähne bloss die moralischen Errungenschaften, weil Chamberlain ja so oft betont, dass die Kultur nicht in einer Anhäufung nützlicher Handgriffe sondern in der Verfeinerung des Gemüts und des Geistes besteht. Warum China nicht unsere technisch-wirtschaftliche Entwicklung nehmen konnte, obwohl es seit langem mit vielen neuern Erfindungen versehen war, setzt Babington¹³⁾ treffend auseinander. Wie vollkommen der chinesische Geist den europäischen in sich aufnehmen kann, haben neuerdings mehrere in Europa und Amerika lebende Diplomaten gezeigt,

¹¹⁾ Ein schönes Bild gibt Henri Borel, „Weisheit und Schönheit aus China“, aus dem Holländischen übersetzt von E. Keller-Soden (Hendel).

¹²⁾ Fries: „Abriss der Geschichte Chinas, nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet“. 1884. S. 86. 94. 136 usw.

¹³⁾ William Dalton Babington: „Fallacies of Race Theories“. 1895. S. 249—277.

zum Beispiel der Botschafter Wutingfang in Washington, dessen gestreiche Feder den besten unsrer Literaten gleichkommt. Tscheng-Ki-Tong, ein Diplomat, der sich lange in Paris aufhielt, veröffentlichte ein lehrreiches Buch über China¹⁴⁾, das wenige seiner europäischen Berufsgenossen mit solcher Grazie und solch feinem Humor hätten schreiben können.

Das ganz falsche Augenmass, das die Rassentheoretiker bei ihrer Beurteilung fremder Rassen beweisen, entspringt aus ihrer Unkenntnis des wahren Zustandes der eigenen. Nur einem von jeder Weltkenntnis völlig entfernten Kopfe kann der wahnwitzige Gedanke verziehen werden, ein Goethe oder Kant seien repräsentativ für „das deutsche Volk“. Noch immer bilden die primitivsten Formen des religiösen Empfindens, Fetischismus, Totemismus und Ahnenkult, halbwegs unter christliche Tünche gebracht, einen lebendigen Faktor im Bewusstsein der grossen Mehrheit in unseren Kulturvölkern, noch werden in protestantischen und katholischen Ländern die Priester von der bäuerlichen Bevölkerung für nichts anderes als Zauberer gehalten, die ebensogut wetterhexen können wie irgend ein afrikanischer Mediziner. Und nicht bloss die „Ungebildeten“ denken so. Vor wenigen Monaten mussten die Wiener Hoftheater die Loge 13 abschaffen, die wahrscheinlich nicht bloss von Proletariern besucht war, und vor kurzem verlautete, dass gewisse Luxuszüge am Freitag so schlecht besetzt seien, dass mit der verringerten Benutzung gerechnet werde. Jeder der uns so lächerlich erscheinenden Züge in der Psychologie der „Wilden“ lässt sich heute wenigstens als Rudiment noch in unseren Gebräuchen und Anschauungen nachweisen, wofür Spencer reiches Belegmaterial bietet.

Die Menschenfresserei der Naturvölker entspringt nicht sowohl dem Gaumenreiz der Delikatesse als dem Aberglauben, dass der Mut, die Stärke und andere Eigenschaften des Verzehrten damit erworben würden. Noch 1892 wurde in dem russischen Dorf Sary-Multan (30 Meilen von der Universitätsstadt Kasan) von strenggläubigen russischen Bauern ein Dorfgenosse zu Ehren des alten Gottes Kurban geschlachtet, sein

¹⁴⁾ Tscheng-Ki-Tong: „China und die Chinesen“. 2. Auflage 1896. Verlag Reissner.

Blut getrunken, Lungen und Herz verzehrt. An der Opferung beteiligten sich der Schulze, der Polizeidiener und der Kirchenälteste des Dorfes. Die Bauern waren von der Rechtmässigkeit ihres Vorgehens völlig überzeugt, so dass sie es gar nicht zu verbergen suchten¹⁵⁾. Gebhardi schrieb 1783: „Das Trinken des Blutes ist nicht einmal in unseren Zeiten ein Merkmal der Barbarei, da es öfters epileptischen Personen gestattet wird, sich auf den Richtplätzen einzufinden und das warme Blut des enthaupteten Missetäters zu verschlingen.“ Bei der Hinrichtung eines Raubmörders in Hanau 1861 stürzten viele Menschen auf das Blutgerüst und tranken von dem rauchenden Blute. Noch vor einigen Jahren gestand in der Schweiz ein Mörder, er habe den Mord vollbracht, um das Blut gegen Fallsucht zu trinken. Wir haben schliesslich eine grosse Anzahl von Beispielen¹⁶⁾, dass Europäer jeder Nation vollständig verwilderten und zu Kannibalen wurden. Einer davon, Charles Savage, besass eine solche Virtuosität im Kannibalismus, dass er alle Eingeborenen überflügelte. Ausserdem frönte er allen Lastern der zivilisierten Völker mit einem Raffinement, dass ihn selbst die Wilden zuletzt nicht mehr ertragen mochten, sondern fressen.

Die einzige von der Völkerkunde zugelassene Annahme ist, dass nicht eine feststehende Rassenanlage, sondern äussere Umstände die Entwicklung eines Volkes bestimmen. Alexander Humboldt schon, der als naturwissenschaftlicher Beobachter nicht übertroffen werden kann, hat als Leitsatz aufgestellt: „Es gibt bildsamere, höhergebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volkstämme.“ Einer der grössten Sprachforscher und Ethnographen, Friedrich Müller, hat den Ausspruch getan: „Rasse ist eine leere Phrase, ein purer Schwindel“. Der hervorragende Rechtslehrer Rudolf v. Jhering kommt zu dem Ergebnis, dass „kein Volk von der Natur von allem Anfang an anders ausgestattet worden sei, als das andere“, und spricht apodiktisch aus: „Der Boden ist das Volk.“ „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht, und aus den

¹⁵⁾ Jakob Robinson, „Psychologie der Naturvölker“, S. 68.

¹⁶⁾ Aufzählung bei Schneider, „Die Naturvölker“, 1885, I. Band, S. 44 ff.

Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden.“ Und der Geograph Ratzel, heute wohl die grösste Autorität auf dem Gebiet der Völkerkunde, stimmt damit überein: „In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe völlig unabhängig von der Grösse des Unterschiedes ihrer Begabung.“ „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun.“ — So begegnen sich die Ergebnisse der verschiedensten Wissenschaften und der Lebensarbeit ihrer glänzendsten Förderer in der Verurteilung des törichten Rassenglaubens.



Zur Psychologie der Rassentheorien.

Nur naive Gemüter können darob erstaunen, mit welcher Festigkeit oft unwissenschaftliche, ja unlogische Spekulationen allen Argumenten von Vernunft und Erfahrung gegenüber vertreten werden. Die Grundlage eines bestimmten Wollens, eines mehr oder minder brutalen ökonomischen oder politischen Interesses, ist es, auf dem die luftigen Hypothesen erbaut werden, die allen Angriffen der Vernunft trotzen. Das klassische Beispiel hierfür sind die Rassentheorien, die es besonders gut verstehen ihr Wesen zu verstecken, indem sie ihrem Grundinteresse, das meist höchst materieller Art ist, das Weltanschauungsmäntelchen umhängen. Eine historische Übersicht gibt uns wertvolle psychologische Aufschlüsse.

Bei Aristoteles¹⁾ finden wir die modernen Rassentheorien im Grundriss klar vorgezeichnet und diese Tatsache ist umso wertvoller für unsere Betrachtung, als der psychologische Grund noch nicht verhüllt wird. Der griechische Denker behandelt die Sklaverei und rechtfertigt sie folgendermassen:

1. Schon die Natur bestimme die einen zum Herrschen, die anderen zum Dienen, indem sie jenen höhere Fähigkeiten, diesen die rohe Kraft des Tieres verleihe. Das Recht des Herrn über den Sklaven sei ähnlich dem des Menschen über das Tier. Den ethischen Bedenken gegen diesen brutalen Grundsatz des „Rechtes des Stärkeren“²⁾ sei entgegenzuhalten, dass (2.) dieses Verhältnis auch im Interesse der Beherrschten liege, die ja nicht wahre Vernunft besäßen, sondern der Leitung

¹⁾ Vgl. Aristoteles, Politik, I. Buch, 2. Kapitel.

²⁾ Vgl. Rousseaus berühmte Polemik gegen Aristoteles (Gesellschaftsvertrag Kapitel 2 und 3).

durch Beherrschung bedürften, ferner dass (3.) sich an das „siegende Element“) auch immer ein Ueberschuss an Trefflichkeit knüpfe.“⁴⁾

Diesen drei Argumenten hat keine Zeit, die irgend ein Gewaltverhältnis ähnlicher Art zu rechtfertigen hatte, etwas neues hinzugefügt und heute noch können wir sie als Quintessenz der modernsten pseudo-darwinistischen Weisheit erkennen, wie sie Ammon und Konsorten unter begeisterter Bewunderung der Staats- und Gesellschaftserhaltenden verzapfen.⁵⁾

Aristoteles' Rechtfertigung der Sklaverei entsprach völlig den Bedürfnissen der sklavenhaltenden Antike. Wenn sich auf ihrem Grunde keine eigentliche Rassentheorie entwickelte, so liegt die Ursache hauptsächlich darin, dass ein eigentlicher Klassenkampf der Sklaven gegen ihre Herren, der eine ideologische Waffe und Stütze der letzteren nötig gemacht hätte, nicht möglich war. Wenn sich Sklaven empörten, so kreuzigte man sie ohne Anwendung von Rassenphraseologie, für deren mystischen Kleister die Alten keinen rechten Geschmack gehabt hätten.⁶⁾

Der erste Klassenkampf von welthistorischer Bedeutung entsteht in Frankreich. Hier hatten sich wirklich mehrere — wenn auch verwandte — Rassen neben und über einander geschichtet — der Kelte, der Römer, der Germane. — In dem erbitterten Ringen der Bauern mit ihren adeligen Bedrückern, das in Frankreich früher anhub als anderswo, werden letztere theoretische Argumente kaum dem Schwert und Galgen vor-

⁵⁾ Zu ergänzen: „im Kampfe ums Dasein.“

⁴⁾ Wichtig ist noch Aristoteles' Behauptung, dass die physischen Ungleichheiten vererbt werden, so dass es also richtige Rassenungleichheiten sind — nicht individuelle — von denen er ausgeht. Übrigens bewegt ihn sein naturwissenschaftliches Gewissen zu der Feststellung, dass doch öfters Ausnahmen von den Regeln der geringeren Natur der Sklaven und der Vererbung vorkommen.

⁵⁾ „Körperlich und seelisch ragen die Arier unter allen Menschen empor; darum sind sie von Rechtswegen (wie der Stagirit sich ausdrückt) die Herren der Welt.“ (H. St. Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. (Band I, S. 503.)

⁶⁾ Man will oft in den Kämpfen zwischen Persern und Griechen, Karthagern und Römern welthistorische „Rasseninstinkte“ entdecken. Man erinnere sich, dass die alten Perser Arier waren und (wenn man überhaupt so reden darf) „reinere“ Arier als die Hellenen, weshalb ja auch Gobineau

gezogen haben. Trotzdem klingt es wie ein Protest gegen den Rassendünkel aus manchem trotzigem Bauernlied des französischen Mittelalters.

Erst das Wiedererwachen der Wissenschaften, das die bis ins 17. Jahrhundert geglaubte Fabel vom trojanischen Ursprung der Franken zerstört, lässt Spekulationen über die Rassenzusammensetzung der Franzosen entstehen. Thierry¹⁾ hat die Entwicklung dieser Theorien gezeichnet, der wir wegen ihres engen Zusammenhanges mit der jeweiligen Zeitpolitik Aufmerksamkeit schenken wollen.

Eine wichtige Kontroverse knüpfte sich an den Ursprung der Franken und die Art ihres Eintrittes in die gallische Zivilisation. Merkwürdigerweise war es zuerst ein Vertreter des Bürgertums, der Protestant Hotman, der in seiner Franco-Gallia (1574) das Idealbild einer freiheitlichen Verfassung nach Art der englischen schilderte, die nach seiner Ansicht von den Franken aus Germanien nach Gallien gebracht worden wäre und hier bis vor etwa einem Jahrhundert den königlichen Übergriffen standgehalten hätte. Unter Ludwig XIV. wurde dagegen die Theorie begünstigt, die Franken seien ein gallischer Stamm gewesen, nach Germanien gewandert und später als Befreier ihrer Brüder vom römischen Joch zurückgekehrt. Also kein Rassengegensatz sondern nationale Einheit, wie es die absolute Monarchie anstrebte. Diese Theorie unterstützte trefflich die Eroberungsgelüste des Königs auf dem linken Rheinufer, der ja nur das alte fränkische Gebiet zurückforderte. Leibniz widerlegte sie durch den Nachweis der germanischen Abstammung der Franken, ohne dass seine Stimme etwas gegen die politisch bequeme Theorie vermocht hätte. — Am Anfange des XVIII. Jahrhunderts beunruhigte der wachsende Einfluss des Bürgertums, wie ihn die bürgerlichen Minister und unternehmungslustigen Parlamente zeigten, den Hochadel, der gleichzeitig den steigenden Ansprüchen der absoluten Staatsgewalt ungünstig gegenüberstand. Der Graf von Boullainvilliers wurde sein vielbeachteter Wortführer.

ihre Partei ergriff. Im Kampfe zwischen Rom und Karthago, der im Grunde, wie Mommsen ausführt, auf Handelsrivalität zurückging, standen die Sympathien der griechischen Welt auf karthagischer Seite gegen Rom.

¹⁾ Thierry, Récits des temps mérovingiens, Introduction.

Er behauptet die germanische Abkunft des Adels, dessen alte Rechte der Fehde, Privatjustiz und Selbsthilfe gegen den König er warm verteidigt. Für die minderwertige keltische und romanische Masse des Nichtadels, die durch das Recht der Eroberung dem Frankenadel untertan sei, hat er keinerlei Sympathie. Zuerst taucht hier der Gedanke der Rassenscheidung im Innern auf. — In der Schrift eines anonymen Parlamentsrates von Rouen (1730) protestiert das bürgerliche Bewusstsein heftig gegen diese feudale Anmassung, leitet alles Gute von den Römern her und verwirft alles Germanische mit dem Ton der grössten Verachtung. Der Abbé und Diplomat Dubos, selbst bürgerlicher Abstammung, sucht zu vermitteln, indem er zwar die gallo-romanische Abkunft der Nichtadeligen und die fränkische des Adels zugibt, aber zu beweisen versucht, dass die Franken nicht als Feinde, sondern als Verbündete der Römer gegen die anderen Barbaren gekommen seien. Der Adel habe aber erst später seine Privilegien durch Usurpation erworben, könne sich also nicht auf das Recht der gar nicht erfolgten Eroberung berufen.

Montesquieu beweist seinen politischen Scharfblick dadurch, dass er von den Theorien Boulainvilliers und Dubos sagt, „die eine scheine eine Verschwörung gegen den dritten Stand zu sein, die andere eine solche gegen den Adel“. Aus der Zeit vor der Revolution sind noch zwei Ansichten bemerkenswert. Mably kehrt zur germanistischen Theorie Hotmans zurück, nimmt aber an, dass die germanischen Freiheiten durch Vertrag auf alle Rassen ausgedehnt worden seien und erringt damit allgemeinen Beifall. Im Gegensatz hiezu nehmen die Radikalen die Theorie der Eroberung wieder auf, aber nur um eine neue furchtbare Waffe gegen eben jene zu gewinnen, die diese Theorie zuerst angewandt hatten. Der Abbé Sieyès ruft in seiner berühmten Flugschrift aus: „Der dritte Stand braucht sich nicht zu scheuen, in die Vergangenheit zurückzugehen. Er wird sich auf das Jahr berufen, das der Eroberung voranging, und da er heute stark genug ist, um sich nicht mehr unterjochen zu lassen, wird sein Widerstand zweifellos wirksamer sein. Warum soll man nicht alle jene Familien in die fränkischen Wälder zurückjagen, die die alberne Anmassung bewahren, von der Erobererrasse abzu-

stammen und die Erobererrechte geerbt zu haben? Die alsdann gereinigte Nation wird sich trösten können, wie ich glaube, bei dem Gedanken, bloss mehr aus Abkömmlingen der Gallier und Römer zu bestehen“ u. s. w.

Fügen wir den Angaben Thierrys hinzu, dass auch in der Finanzliteratur jener Zeit der Anspruch des Adels auf Steuerfreiheit sich auf seine Abstammung von der besseren Erobererrasse stützt und mit entsprechenden Gründen bekämpft wird. Nach der Revolution und der napoleonischen Episode waren es die Emigranten, die rückkehrend auch die alten Theorien wieder ausgruben und politisch auszunützen suchten. Der Graf von Montlosier tat dies in einer Form, die grossen Einfluss auf die Zeitpolemik nahm. Er sah einesteils, dass die Rassenmischung auch im Adel weit vorgeschritten war, anderntheils durfte man das durch die Kriege gereizte nationale Empfinden nicht durch die Herleitung des Adels aus germanischem Ursprung auf eine allzu harte Probe stellen. Er nahm also nicht zwei Rassen, sondern zwei „Völker“ an, die nicht ethnische sondern politische und ökonomische Merkzeichen trennen sollten. Beide „Völker“ liess er von allen drei Rassen abstammen, doch leite sich das eine von den Freien, das andere von den Sklaven her. Die ersteren seien die „wahren Franzosen“, d. h. der Adel und seine Verbündeten, die anderen aber die politisch und sozial minderwertigen Bourgeois. Guizot akzeptiert die Theorie ebenfalls. Es ist anzunehmen, dass sie auch in der dem Adel nächststehenden höheren Bourgeoisie bessere Aufnahme gefunden hat als die früheren Theorien, denn sie konnte Adel und „gutgesinnte“ Bourgeois versöhnen — und der Sozialismus stand vor der Thür.

Den bekanntesten Ausdruck hat nun die Theorie beim Grafen Gobineau gefunden und ihm nachtretend haben zahlreiche neuere Rassengläubige die französische Revolution als Keltenrevolution gegen den germanischen Adel aufgefasst und alles Unglück Frankreichs aus der Zurückdrängung des angeblich germanischen Elements erklärt. Gobineau selbst schrieb bekanntlich ein Buch, in dem er seine Abstammung von einem norwegischen Seeräuber Ottar Yarl herzuleiten versuchte, der wieder direkt von Odin abstammen sollte. Dies von pathologischer Eitelkeit⁹⁾ zeugende Unternehmen glückte aber

nur durch die tollkühnsten Kombinationen der unwahrscheinlichsten Dinge, wie Seillière nachweist. Tatsächlich war, wie wir andernorts gezeigt haben, der alte germanische Adel schon seit Jahrhunderten fast ausgerottet, der neue Adel bestand grösstenteils aus bürgerlichen Emporkömmlingen,⁹⁾ die durch Beamtenstellen und Kauf des Adelstitels, wozu die Könige sie in ihrer Finanznot sogar zeitweise zwangen, in den neuen Stand gelangt waren. Die Gobineaus sind selbst der beste Beleg hiefür, denn ihr letzter authentischer Ahne ist Simon Gobineau, Anfangs des XVI. Jahrhunderts ehrsamer Kappenmacher (bonnetier) zu Bordeaux.¹⁰⁾ Nachdem sie ihr Vermögen durch Tuchhandel, Plünderung der Hugenotten in den Religionsverfolgungen,¹¹⁾ Erbschaften und auf andere gut bürgerliche Weise begründet hatten, wurden sie adelig und bewiesen nunmehr eine ultrakonservative und hochfeudale Gesinnung. Bis gegen 1650 ist der bürgerliche Charakter der Gobineaus ganz zweifellos. Die Geschichte macht doch noch gute Witze.

Gobineau schrieb sein Rassenbuch nach eigener Angabe aus politischen Motiven, um die ihm verhasste Theorie der bürgerlichen Gleichheit und Freiheit zu bekämpfen. Leicht erklärt sich hiedurch das Wohlwollen, mit dem sein phantastisches Geschichtsepos von allen reaktionären Elementen aufgenommen wurde.

Eine andere Hauptquelle der Rassentheorien ist die angebliche Degeneration des römischen Reiches. Die gänzliche Nichtigkeit des Arguments haben Babington und andere ausführlicher dargelegt.¹²⁾ Sehr wichtig für die Psychologie der Strömung ist Babingtons Hinweis, dass die Theorie

⁹⁾ Vgl. Ernest Seillière, *Le Comte de Gobineau et l'aryanisme historique*, 1903. S. 389. Das allgemeine Urteil, das Seillière an dieser Stelle über den „modernen Intellektualismus“ ausspricht, will ich nicht vertreten.

⁹⁾ Vgl. die geistreiche Ausführung dieses Punktes beim Grafen de Volney, *Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche*. Kapitel XV.

¹⁰⁾ Seillière a. a. O., S. 390, 396, 398, 400.

¹¹⁾ Von Gobineau selbst als ein „adeliger Zug“ hervorgehoben.

¹²⁾ Vgl. W. D. Babington, *Fallacies of Race Theories etc.* 1895. Essay II. S. 15–144.

hauptsächlich klerikalen Historikern ihr Dasein verdankt. Der erzultramontane Cesare Cantu, dessen grosse Weltgeschichte zuerst 1837 erschien, M. Sepet und andere Gesinnungsgenossen scheinen unter den ersten die völlige Fäulnis Roms und den erfrischenden Einfluss der germanischen Invasion betont zu haben. Ihre Schilderung des Idealismus, der Freiheitsliebe, der religiösen Begeisterung der Germanen lässt diese als eine Art höherer Rasse erscheinen. Gobineau, selbst klerikal gesinnt, hat dann die römische Dekadenz auf Rassenmischung mit Nichtariern, die Regeneration auf den Einfluss des germanischen Bluts zurückgeführt. Babington hat den Beweggrund jener Historiker darin gefunden, dass sie den Tendenzen der kirchlichen Politik eine Stütze schaffen wollten. Der Fall des Römerreiches und das Chaos der Barbarenwelt waren die Voraussetzung der mittelalterlichen Theokratie. Eine göttliche Fügung hatte sich der Barbaren bedient, um das verderbte Rom zum Mittelpunkte des Gottesreiches auf Erden zu machen.

Willkommenes Material bieten die Sittenpredigten der Kirchenväter, die natürlich ihren Groll in oft wenig gewählter Weise gegen die heidnischen Römer richteten und in den leichter zu bekehrenden Germanen ebenfalls Gottes Werkzeuge erblickten. Meiner Ansicht nach mussten auch folgende Gründe die ultramontane Wissenschaft beeinflussen: Die Aufklärungszeit hatte mit Vorliebe den Verfall Roms aus der Schlechtigkeit der christlichen Pfaffen,¹⁵⁾ der Desorganisation durch die Religionsstreitigkeiten u. s. w. erklärt und die Germanen, die ja den Boden für den verhassten Feudalismus bereiteten, nicht sehr günstig beurteilt.

Jene Theorie ist ein geschickter klerikaler Gegenzug. Gleichzeitig wollte man wohl auch mit Roms Beispiel die sündenverderbte Gegenwart warnen und Gottes Finger in der Geschichte sichtbar werden lassen.

¹⁵⁾ „Deux fleaux détruisirent enfin ce grand colosse, les barbares et les disputes de religion.“

„Le christianisme ouvrait le ciel, mais il perdait l'empire.“ etc. (Voltaire Essai sur les moeurs et l'esprit des Nations etc. Chap. XI.)

Gibbon hat beide Standpunkte vertreten, sowohl den Kirchenfeindlichen, als den der „Dekadenz“.

Eine dritte Anwendung fand die Rassentheorie in den sechziger Jahren seitens der südstaatlichen Sklavenhälter, die eigens Gelehrte anstellten, um beweisen zu lassen, dass der Neger kein Mensch oder ein minderer Mensch, als die Weissen und die Sklaverei daher in aristotelischer Weise gerechtfertigt sei. Leider war das „Recht des Stärkeren“ auf Seite der Nordstaaten, wie der Ausgang des Bürgerkrieges bewies. Das heilige Naturrecht, Sklaven zu halten, wurde abgeschafft.

Einige Unterstützung fand übrigens die Theorie von der Minderwertigkeit der Neger damals durch freidenkerische Naturforscher, die durch ihr Rütteln an der Einheit des Menschengeschlechts, dem Bibelglauben Abbruch tun zu können glaubten, der ja die Abstammung von Adam lehrt. So C. Vogt, von dem Reusch sagte,¹⁴⁾ er wolle den Neger, nicht als Bruder anerkennen, nicht aus Hass gegen den Neger sondern aus Hass gegen die Bibel, er wolle aber den Affen als Bruder anerkennen, nicht aus Liebe zum Affen, sondern aus Hass gegen die Bibel.

In England tauchte die Rassentheorie auf, um die Unterdrückung der „keltischen“ Iren zu rechtfertigen. Die politische Bildung des Volkes und die glänzende Abfertigung, die hervorragende Gelehrte dem Rassenunsinn angedeihen liessen,¹⁵⁾ nahmen ihr aber jede Einflussmöglichkeit.

Den stärksten Anstoss erhielt aber der Rassenglaube durch den Antisemitismus. Seine ökonomische Interessengrundlage ist trotz aller Biedermannsgeberden und Weltanschauungsphrasen zu offenbar, als dass dabei zu verweilen wäre.

Als Nebenmomente in der Entwicklung der uns beschäftigenden Strömung seien nur noch kurz die literarische und politische Romantik, die vergleichende Sprachwissenschaft, der Einfluss von 1870/1, schliesslich die Namen Hegel, Schopenhauer, Dühring, Renan, Taine und Richard Wagner genannt. Chamberlain hat seinen Rassenglauben von seinem Meister Wagner erhalten.

¹⁴⁾ Vide Jentsch, Sozialauslese, Kritische Glossen, 1898, S. 157.

¹⁵⁾ Vgl. vor allem John M. Robertson, *the Saxon and the Celt, a study in sociology*. London, 1897 und Babingtons bereits zitiertes Buch, S. 147—246.

Die Vollständigkeit unserer Induktion würde fehlen, wenn wir nicht wenigstens kurz die Art berühren würden, in der die Rassentheorie im sozialen Gegenwartskampf ausgenützt wird. Mit Verachtung wies einst der Adel die Ansprüche des aus schlechterem Blute entsprossenen Bürgers zurück. Der „Nachkomme des Sklaven“ (Guizot) hat gesiegt und wendet die eroberten Waffen gegen die nachdrängenden Bundesgenossen. Die aufdringliche Reklame für die neue Wissenschaft der Anthrosoziologie setzt uns in die angenehme Lage, die Kenntnis ihrer „Grundbegriffe“ beim Leser voraussetzen zu können. Wir wissen heute, dank Ammon, Lapouge u. a., dass der kapitalistische Unternehmer germanischer Abkunft ist, der Proletarier aber aus den von den Germanen einst vorgefundenen und unterjochten keltischen und mongolischen Schichten stammt. Also das „Recht der Eroberung“ in neuer Auflage. Und hören wir nicht die Stimme der Sieyès vom vierten Stand, die an den Tag vor der Eroberung appellieren, die ja gerne in den Anfängen der menschlichen Gesellschaft die Tendenzen der Zukunft vorgebildet sehen, die der Usurpation der Gewalt und des Eigentums ein neues und wahres Naturrecht entgegenstellen?

Selbst der alte Satz des Stagiriten, dass der Mächtigere meist auch der Trefflichere sei, wie sein Sieg bewähre, kehrt wieder. Der gedankenschwächste Verteidiger des Bestehenden verschont uns nicht mit der blöden, tausendmal zerschmetterten Phrase, der Darwinismus sei ein aristokratisches Prinzip und widerstreite dem demokratischen Zuge der Zeit. Aristokratie heisst „Herrschaft der Besten“. Wo finden wir in der Natur eine Herrschaft? Darwin behauptet ja auch nur die Ausrottung der schlecht Angepassten, nicht ihre Unterwerfung. Wo finden wir aber wieder in der Gesellschaft eine „Ausrottung“ der Niederen? Wird der Kleinmeister, der ins Proletariat herabsinkt „ausgerottet“? Im Gegenteil: überall vermehren sich die höheren Schichten langsam oder gar nicht, die niederen um so schneller.¹⁶⁾ Der soziale Ausleseprozess

¹⁶⁾ Weil eben der Geschlechtsgenuss den niederen Schichten viele andere physischen und geistigen Genüsse ersetzen muss und sie auch durch keine Rücksichten auf die Erhaltung eines Vermögens und standes-

wirkt also gerade der biologischen Auslese entgegen. — Soll man zum 1001-tenmale betonen, dass nicht der „Beste“ im menschlichen Sinne des Wortes, sondern der „Bestangepasste“ ausgelesen wird? Der augenlose Höhlenmolch ist also ein „Bester“¹⁷⁾, zu den bestangepassten Wesen gehören unstreitig die Bazillen, z. B. der Syphilisbazillus, der im Kampf ums Dasein den Menschen so oft besiegt. Lässt sich der Mensch abhalten, solche „aristokratische“ Schädlinge zu bekämpfen? Und könnte er es würdigen, wenn ihm so ein Bazillus seine Rassentheorie vortragen würde: Wir sind die Starken, die Sieger, die Besten! Du, minderwertiges Geschöpf, wehre dich nicht! Wir sind aber auch die Älteren! Unsere Ahnen haben sich schon im Urschlamm geregt, bevor du misstratenes Degenerationsprodukt eines Infusoriums noch existierdest!

Die Rassentheorien sind nichts anderes als die ideologische Verkleidung des Beherrschungs- und Ausbeutungsinteresses. Sie gehören daher zum ältesten Bestand des menschlichen Denkens. Die auf der untersten Kulturstufe stehenden Bakairi Brasiliens haben ein Wort¹⁸⁾ „kura“, das „wir“ „wir alle“ zugleich auch „gut“ bezeichnet, — „kurapa“ bedeutet „nicht wir“, „fremd“ gleichzeitig auch „schlecht“, „geizig“, „ungesund“ etc. Genau der Standpunkt unserer „Modernsten“! Und dazu haben wir die entsetzlichen Leiden einer tausendjährigen Kulturentwicklung getragen? Oh lebten wir wieder im Urwald! — Ist nicht auch etwas Humor bei der Sache? Feudale und Bürgerliche, Klerikale und Gottesleugner, Grossindustrielle¹⁹⁾ und antisemitische Kleinmeister, Sklavenhälter

gemässen Unterhalt der Nachkommen an einer Beschränkung der Kinderzahl interessiert sind.

¹⁷⁾ Spencer, (Prinzipien der Soziologie, deutsch von Vetter. I. Band, 1877, S. 119) führt aus, dass rückschreitende Entwicklung in der Natur häufiger sei als fortschreitende.

¹⁸⁾ Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIX. Jahrgang, 1898, S. 173.

¹⁹⁾ Vor 3 Jahren erregte ein Preisausschreiben Aufsehen, in dem 30.000 Mark für die beste Beantwortung der Frage nach dem Einfluss der Deszendenztheorie auf die innerpolitische Entwicklung gewidmet wurden. In den „Erläuterungen“ wurde ziemlich deutlich ausgesprochen, ein rascher Fortschritt sei naturwidrig. Die prämierten Arbeiten werden jetzt veröffentlicht. (Natur und Staat, Beiträge zur naturwissenschaftlichen

und tierschützende Idealisten — sie alle haben beigetragen durch Gottes Fügung zum Rassenglauben. Unverstand hat nur eine geringe Rolle dabei gespielt.

Im Wollen der Menschen wurzelt die Theorie der radikalen Ungleichheit. Nicht auch die der Gleichheit? Zugegeben. Doch ein grosser Unterschied werde beachtet: die Theorie der Demokratie fordert nicht die Gleichwertigkeit, sondern die Gleichberechtigung der Menschen²⁹⁾, nicht ihre natürliche, sondern ihre politische Gleichheit. Nur blinder Eifer hat eine allzu enge Verknüpfung beider Begriffe vorgenommen, wie sie auf der anderen Seite die Hauptsünde der Rassengläubigen ist. Der extreme Nationalist kann für die Gleichberechtigung aller Rassenossen eintreten, wird er auch ihre Gleichwertigkeit behaupten? Ja die Gleichberechtigungsforderung entspringt sogar aus der Tatsache der Ungleichwertigkeit innerhalb der sozialen Gruppen. Wenn alle durch äussere Kennzeichen gleich oder ähnlich gemachten Menschen wirklich gleichwertig wären, wäre es möglich, ihnen eine feste soziale und politische Stellung zu geben. Die Ungleichheit der Kastenordnung beruht auf der Annahme, dass der weisse Mensch edel, der dunkle niedrig, der Sohn des edlen Vaters trefflich, der des schlechten schlecht sei. So kann man jeden an seinen Platz stellen, den seine Natur bezeichnet. Aber schon Aristoteles bemerkt darüber: „Freilich will dies die Natur in der Regel bewirken, kann es aber nicht immer.“ Die Entwicklung der Gesellschaft hat die Menschen immer ungleicher werden lassen. Je niedriger ein

Gesellschaftslehre, eine Sammlung von Preisschriften. Gustav Fischer in Jena 1903.) Wie bekannt wurde, war der anonyme Spender der verstorbene Grossindustrielle Krupp. Es ist nun sehr bemerkenswert, dass, wie Prof. Ziegler in seinem Bericht über das Ergebnis der Preisausschreibung (Band I, S. 19) bemerkt, die meisten prämierten Schriften gerade zum Resultat eines „weitgehenden Staatssozialismus“ gelangten. Geheimrat Krupp als Förderer der sozialistischen Theorie ist nicht übel!

²⁹⁾ Vgl. Rottek-Welcker, Staatslexikon 1847, VI. Band, S. 43 ff. Sehr treffend weist Wolmann, (Darwinsche Theorie und der Sozialismus, 1899, S. 46, 382, 386) die gegen Rousseau und die Sozialisten wegen der von ihnen angeblich behaupteten natürlichen Gleichheit der Menschen gerichteten Angriffe zurück.

Volk steht, desto einheitlicher ist schon sein äusserer Typus. Es mochte früher genügen, dass der blonde Mann die stärkeren Muskeln und die bessere Streitart hatte, um seine adelige Stellung als Schützer des Landes (wenn auch im eigenen Interesse) zu rechtfertigen. Heute gleicht nicht der Vater dem Sohn, der Blonde dem Blondem. Das Genie hat mittelmässige Eltern und schlechte Kinder. Ein und derselbe Mensch ist in jeder Stunde des Lebens und zu den mannigfachen Tätigkeiten, die an Stelle der früheren Gleichheit getreten sind, verschiedenwertig. Wer könnte ihn an einen festen Platz stellen, wer nach äusseren Merkmalen bestimmen, wozu sein Inneres taugt? Die grosse Formel aller kommenden Zeiten lautet: der Mensch selbst bestimme und behaupte seinen Platz, nicht seine Geburt oder Hautfarbe. Der Sinn des Sozialismus ist, den Menschen durch Erziehung und Fürsorge zur richtigen Schätzung seiner Eigenart zu bringen und dann die Mittel zu regeln, durch die er sich den ihm angepassten Platz erringen darf, ohne das moralische Gefüge der Gesellschaft zu verletzen.

Der Grundsatz einer vernünftigen Rassenpolitik kann nicht gewaltsame Beförderung der Gleichheit sein, sondern nur Hinwegräumung der das gesellschaftliche Zusammenleben störenden Ungleichheiten. Können denn nur ganz Gleiche zusammenleben? Wie ist es denn in der Ehe? Geben nicht gerade verschiedene Naturen das Beispiel glücklicher Harmonie? Dabei wird keineswegs unterschiedslose Mischung befördert. Gerade die verachtete Stellung einer Rasse, die sie den Geltenden der Herren preisgibt, befördert die Mischung, die Gleichheit hebt die Selbstachtung der farbigen Weiber und schränkt die Mischung ein. In Amerika waren zur Zeit der Sklaverei die Mischungen häufiger als jetzt²¹⁾. Völker,

²¹⁾ „In Brasilien hatten einige Sklavenbesitzer bemerkt, dass die Mulatten bessere Arbeiter seien, als die echten Neger, und sie ergriffen nun die entsprechenden Massregeln, um vornehmlich die ersteren vor den letzteren zu produzieren. Es war nun zu diesem Zweck beschlossen, Negerinnen mit Weissen zu paaren. Jedoch, da gewisse Herren sich daran stiessen, ihre eigenen Kinder als Sklaven sehen zu müssen, so kam es zuweilen vor, dass zwei benachbarte Sklavenbesitzer den Dienst der Mulattenerzeugung sich gegenseitig leisteten. Freilich war dies eine ganz absonderliche Gefälligkeit und nicht alle Sklavenbesitzer erwiesen sich

die dem Europäer nicht als Sklaven unterworfen waren, wie die Türken, Hindu, Chinesen, nördliche Indianer, Australier u. s. w. haben sich teils gar nicht, teils nicht im selben Mass mit ihm gemischt, wie Neger, südliche Indianer u. s. w.

Schliesslich aber werde immer bedacht, dass der Ausbeutungs- und Unterjochungstrieb des Menschen nicht nur der ihm Unterworfenen wegen, sondern nicht minder der Herren wegen eingeschränkt werden muss.²²⁾ Nicht zum mindesten schon wegen der scheusslichen Verlogenheit des Denkens und Wollens, die in ihm wurzelt. — Suchen wir die Grunzüge einer Psychologie der Rassentheorien!

1. Der Einfluss auf das Denken.

Alle Rassentheoretiker betonen ihre „Wissenschaftlichkeit“, wie der Schwindsüchtige mit seiner gesunden Farbe prahlt.²³⁾ Je schwächer einer sein Argument fühlt, desto heftiger spricht er von „unumstösslich festgestellten“ Tatsachen. Vorsichtigerweise wählt er meist solche, die man zwar nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen kann. Wenn er seine kühnen

dieselbe.“ (Larousse zitiert bei Leo von Buch, *Über die Elemente der politischen Ökonomie*, I. Theil, 1896.) Auch in den nordamerikanischen Südstaaten und in Südafrika haben die Kreuzungen seither abgenommen. (Vgl. Bryce, *Bilder aus Südafrika*, 1900, S. 353.) Weitere Belege bei Fr. Hoffman, *Race traits and tendencies of the American Negro* 1896. S. 194 und Bryce, *Relations of the advanced to the backward races of Mankind* 1903. S. 19.

²²⁾ „Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unserer Freiheit und Selbsttätigkeit gereift; denn sonst müssten wir notwendig um uns herum uns ähnliche, das heisst freie Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven und wollen Sklaven halten. Rousseau sagt: Mancher hält sich für einen Herrn anderer, der doch mehr Sklave ist als sie; er hätte noch weit richtiger sagen können: Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen.“ (Joh. Gottl. Fichte, *sämtliche Werke*, 1845, VI. S. 309).

²³⁾ Unsere Belege wählen wir meist aus dem gegenwärtigen Hauptwerk der Rassentheorie H. St. Chamberlains, *Grundlagen des XIX Jahrhunderts*. (Zitiert nach der 2. Auflage 1900.) Wir bezeichnen das Werk mit dem Namen des Autors, die erschienenen Nachträge als I. und II. (1901 und 1903.) — Seine strenge Wissenschaftlichkeit hebt Chamberlain an vielen Stellen hervor. In Nachtrag I, S. 4 betont er, dass

Behauptungen dann mit ein paar Möglichkeitsgründen ausgestattet hat, fordert er seine Gegner auf, eine bündige Widerlegung zu geben. Gegen allen logischen Gebrauch, dass dem Behauptenden der Beweis obliegt, wird er hiermit dem Bestreitenden zugeschoben. Aber weiter. Alsbald erklärt er das „Mögliche“ für das „Wahrscheinliche“ und sich für berechtigt letzteres für das „Wahre“ zu halten, bis das Gegenteil bewiesen sei. Wir erleben somit eine glänzende Rehabilitation des alten Probabilismus auf wissenschaftlichem Gebiet, wie denn die Verwandtschaft von Jesuitismus und Rassenglaube noch in manchem andern Punkt sehr nahe ist.

Die Beispiele für dieses Verfahren findet jeder Leser Chamberlains zu Dutzenden. Chamberlain selbst spricht einmal den Grundsatz ganz offen aus. Der heilige Ambrosius ist „ganz gewiss aus echtem, edlem Stamm“ (S. 304), obwohl er im „Rassenchaos“²⁴⁾ lebte. „Zwar kann ich es nicht beweisen, es kann aber auch niemand das Gegenteil beweisen und so muss es seine Persönlichkeit entscheiden.“ (S. 305.) Die Entscheidung nach der Persönlichkeit ist aber ungemein einfach und leicht: Ist der betreffende eine edle Gestalt, so ist es ein Arier, wie in diesem Fall, ist er ein Schurke, so nennt man ihn „Semit“ oder „Rassenbastard“, schwankt sein Charakterbild zwischen den Extremen, so ist er „Mischling“, und zwar in seinen „guten Stunden“ Arier, in seinen schlechten offenbar Nichtarier.²⁵⁾

er sich immer und überall zur Wissenschaft bekenne, für sie und gegen ihre Feinde und Verächter kämpfe. S. 941 wird gesagt, dass germanische Wissenschaft die peinlichst genaue Feststellung dessen, was da ist, lehre und Hypothesen und Zauberkünste ausschliesse. Vgl. Nachtrag II, S. 8 über die hohen Anforderungen Chamberlains an die Dilettanten bezüglich Wissenschaftlichkeit, die er diesem gegenüber selbst weiter treibt, als gegenüber dem Gelehrten. S. 19 ebenda nennt er sich einen „nüchternen Empiriker, der nur Sachen vorbringt, deren Richtigkeit jeder Mensch kontrollieren kann“, S. 37 tadelt er streng die Fachleute, die Hypothesen für Tatsachen ausgeben u. s. w. Ich habe diese — leicht vermehrbaren — Stellen angeführt, weil immer wieder behauptet wird, Chamberlain wolle gar nicht wissenschaftlich genommen werden, man dürfe sein Buch nur als Bekenntnisschrift auffassen.

²⁴⁾ So nennt Chamberlain die Zeit der römischen Dekadence, die er auf die schrankenlose Blutmischung zurückführt.

Das Schulbeispiel für die „peinlichst genaue“ Methode des „nüchternen Empirikers, der nur Sachen vorbringt, deren Richtigkeit jeder Mensch kontrollieren kann“, ist aber sein Nachweis der nicht jüdischen Abstammung Jesus. — Obwohl diese Spekulationen schon vor Chamberlain angestellt wurden, haben sie doch in seinem Buch besonders grosses Aufsehen erregt und wurden sofort den unumstösslich bewiesenen Tatsachen der Rassentheologie einverleibt.

Sehen wir uns die „Beweise“ etwas näher an, wohl-gemerkt: alle, nicht bloss einige, um so die „nüchterne Empirie“ bewundern zu können. Nicht um eine Widerlegung Chamberlains ist es uns dabei zu tun, den Gehalt seiner sachlichen Behauptungen haben wir in ausgiebiger Weise andernorts geprüft, aber ein Musterbeispiel seiner Methode soll damit gegeben werden, das den neuen Probabilismus ins rechte Licht setzt.

Christus stammte aus Galiläa. Das ist zwar gar nicht sicher²⁶⁾, aber nehmen wir es an, um noch die folgenden „Beweise“ auszukosten. Ueberhaupt wollen wir den Bibelbuchstaben möglichst gelten lassen, um eine Diskussion mit Chamberlain zu ermöglichen. Chamberlain bemüht sich nachzuweisen, dass Galiläa eine nichtjüdische Bevölkerung hatte. Es soll eine grosse Zahl der vorisraelitischen Bevölkerung erhalten geblieben sein. Welcher Rasse diese vorisraelitische Bevölkerung war, verschweigt Chamberlain sorgfältig. Auf S. 389 aber bemerkt er, dass im Norden die Hethiter, im Süden die Amoriter zahlreicher waren, überdies sei die Vermischung mit dem syrischen Menschen im Norden²⁷⁾ viel gründlicher und schneller gewesen. Die Amoriter sind nach Chamberlain Arier,

²⁶⁾ Das ist z. B. Chamberlains Beurteilung des Apostels Paulus und des heiligen Augustinus. Dass der arische Einschlag bei Augustinus „in seinen guten Stunden“ zum Vorschein kam, besagt die Stelle S. 637 deutlich!

²⁶⁾ Alle mit der Jugendgeschichte Jesu verknüpften Orte sind, wie die Evangelien selbst berichten, aus den Angaben der Weissagungen erschlossen, die den Messias aus Bethlehem, Nazareth und Ägypten kommen lassen. (Math. II.) Dazu die abenteuerlichen Reisen Josephs, des Vaters Jesu. Nach Math. II. 22. kommt Joseph erst auf der Flucht vor König Archelaus nach Galiläa.

²⁷⁾ Galiläa war bekanntlich die nördlichste Landschaft Palästinas.

die Hethiter aber ein minderwertiger syrischer Volksstamm, dessen Beimischung die Juden keineswegs verbessert hat. Keine sehr günstige Grundlage für die Abstammung Jesu! Doch weiter! Galiläa wurde von Salomo zum Teil an den König von Tyrus an zahlungstatt abgetreten, „so wenig lag dieses halb von Fremden bewohnte Land dem König Judäas am Herzen!“ (S. 221.) Aber Galiläa war die einzige an Phönizien grenzende Landschaft Palästinas, ein anderer Strich hätte doch für den phönizischen König keinen Wert gehabt! Soll daraus, dass 1871 Teile des französischen Lothringens an Deutschland abgetreten wurden, geschlossen werden, die Franzosen hätten lieber Lothringen als Korsika abgetreten, weil sie keine Rassensympathie zu den Lothringern fühlten? Der Phönizierkönig soll verschiedene Völkerschaften in Galiläa angesiedelt haben. Welcher Rasse? — darüber wagt selbst Chamberlain keinen Ausspruch. — Besonders betont er aber, „dass nun die Scheidung der zwei Reiche eintrat und Galiläa mit dem Südreich (in dem die Amoriter wohnten!) in gar keiner Verbindung mehr war, es hätte also keine Verschmelzung stattfinden können. Aber mit dem Nordreich blieb doch Galiläa in einem Verband!?! Inzwischen aber, berichtet Chamberlain, sei ein Ereignis eingetreten, das den „israelitischen Charakter dieses nördlichen Landstriches wohl auf alle Zeiten fast ganz vertilgt haben muss.“ Die Israeliten wurden von den Assyrern deportiert, wenngleich auch welche zurückblieben. Das Land kolonisierten aber die Assyrer mit fremden Stämmen. Leider berichtet uns die Bibel ganz genau, woher diese fremden Stämme kamen. Wie die Namen ihrer Heimatsorte und Götter beweisen, waren es Semiten und Syrer.²⁸⁾ Da also alles nichts hilft, lässt Chamberlain in den Jahrhunderten vor Christi Geburt viele Phönizier und Griechen einwandern, wofür Quellenbelege nicht angegeben werden. „Es ist nach dieser letzten Tatsache wahrscheinlich, dass auch rein (sic!) arisches Blut dorthin verpflanzt wurde; sicher ist aber, dass ein kunterbuntes Durcheinander der verschiedensten Rassen stattfand u. s. w.“ — Also das grässlichste „Rassenchaos“ mit all seinen Folgen? Mit Nichten! Zwar wanderten,

²⁸⁾ II. Kön. 17. 24. 30 ff.

wie Chamberlain widerwillig zugibt, auch „manche“ echte Juden ein, aber sie wären für ihre Rassenreinheit so besorgt gewesen, dass sie sich gewiss nicht vermischt hätten. „Eine Ehe zwischen Jude und Galiläer war undenkbar.“ Das ist eine direkt lügenhafte Behauptung. Selbst in der Zeit der strengsten Absperrung der Juden war es diesen stets nur untersagt, Nichtjuden zu heiraten, gegen Juden welcher Rasse immer lag nie das geringste Bedenken vor. Im Gegenteil: der Nichtisraelit, der sich zum Judentum bekehrte, wurde von den Frommen höher geschätzt als der Abkömmling Abrahams. Etwas später (S. 581) will Chamberlain Paulus jüdische Abstammung in Zweifel ziehen und gibt uns daher zu bedenken, „wie lax die Juden jener Zeit ausserhalb Judäas (woher diese genaue Ortsbestimmung, Sie „nüchternen Empiriker“?) über die Mischehen dachten.“

Die Galiläer aber waren nach Chamberlains eigener Angabe „streng rechtgläubige und häufig sogar fanatische Juden“. (S. 214.) Chamberlains Logik schliesst also: Mit den echten Juden hätten sich die Galiläer nicht vermischt (S. 214), denn die Religion verbot die Mischung mit „Fremden“, und es muss möglichst alles beseitigt werden, was jüdische Ahnen Christi wahrscheinlich macht. Auf S. 216 aber hat „eine starke Beimischung nichtsemitischen Blutes stattgefunden“, und selbst die eingewanderten Griechen, Phönizier (sic!) u. s. w. müssen erhalten, obwohl die Galiläer „fanatische Juden“ und eine Mischung mit „Fremden“ (dazu Nichtjuden!) „undenkbar“ war!! — Man begreift nun den Hass, den Chamberlain gegen den armen Aristoteles, der bekanntlich die Logik erfunden hat, offenbart!

Ein weiteres Argument findet Chamberlain darin, dass Simon Tharsi, einer der Makkabäer, die galizischen Juden nach Judäa mitnahm, um sie vor ihren Feinden zu retten. Offenbar sind sie aber nicht gänzlich ausgewandert oder später wieder zurückgekehrt, denn aus zahllosen Stellen ersehen wir, dass alsbald wieder eine starke jüdische Bevölkerung in Galiläa wohnte. Erzählt nicht Chamberlain selbst von den Aufständen der Galiläer, die gerade nach diesem Zeitpunkt, als die fanatischsten und orthodoxesten Juden auftraten?⁹⁹) Höchst bezeichnend für Chamberlains

Ehrlichkeit ist aber folgendes: Er schreibt mit Berufung auf Graetz: „Das Vorurteil gegen Galiläa blieb denn auch so gross bei den Juden, dass, als Herodes Antipas die Stadt Tiberias gebaut hatte und auch Juden veranlassen wollte, sich dort niederzulassen, ihm dies weder durch Versprechungen noch durch Gewalt gelang.“ Dagegen schreibt Graetz an der zitierten Stelle: „Fromme Judäer scheuten aber den Aufenthalt in der neuerbauten Stadt, weil sich daselbst vielleicht von einer Schlacht her Menschengelbte fanden, wodurch die Einwohner am Tempelbesuch und an anderer, levitische Reinheit erfordernde Übung verhindert worden wären. Antipas musste daher durch lockende Versprechungen und durch Zwang Bewohner für Tiberias herbeiziehen, und doch wurde es mehr als ein Jahrhundert von Gewissenhaften gemieden.“ — Von einem „Vorurteil gegen Galiläa“, was hier den Kernpunkt bildet, ist also gar keine Rede! So zitiert Chamberlain!

Nach dieser glänzenden Beweisführung schliesst Chamberlain: „Es liegt also, wie man sieht, nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seinen der Rasse nach Juden gewesen.“

Doch Chamberlains Beweise sind noch nicht erschöpft. Der galiläische Nationalcharakter unterschied sich von dem jüdischen. Während die echten Juden der Diaspora „auf vorzüglichem Fusse mit dem heidnischen Kaiserreich lebten“, kämpften die Galiläer als „energische Idealisten“ unaufhörlich für die Freiheit gegen Rom, ja selbst die aufständischen Juden wurden von Galiläern befehligt. Mit Bewunderung führt Chamberlain die lange Reihe von Freiheitshelden an, zitiert er den Spruch Judas des Galiläers: Gott allein ist Herr, der Tod gleichgiltig, die Freiheit eines und alles. — Unsere Mitbewunderung wird nur durch die Erinnerung getrübt, dass Chamberlain erst vor kurzem die fortwährenden Aufstände der Juden gegen Rom als den deutlichen Beweis der scheusslichen Untreue, die den semitischen Charakter kennzeichnet, angeführt hat. (S. 138, 142, usw.) Chamberlains Empirie findet also in einer Tatsache einmal den Ausdruck semitischer und einmal den arischer Anlagen!

²⁹⁾ Vgl. z. B. Graetz, Volkstümliche Geschichte der Juden. I. Band, 494, 611, 660, 683 ff.

Das nun folgende Argument für das Arierthum der Galiläer bleibe ohne Kommentar: „Vielfach wird auch über die Frauen Galiläas berichtet, sie hätten eine nur ihnen eigentümliche Schönheit besessen; die Christen der ersten Jahrhunderte erzählen ausserdem von ihrer grossen Güte und ihrem Entgegenkommen (??) Andersgläubigen gegenüber, im Gegensatz zu der hochmütig verachtungsvollen Behandlung, die ihnen von den echten Jüdinnen zuteil wurde.“

Schliesslich wird noch vorgebracht, dass die Galiläer des Aramäischen und Hebräischen mit eigentümlicher Aussprache sich bedient hätten. Aus den Tatsachen, dass sie angeblich die dem Semitischen eigentümlichen Kehllaute nicht ordentlich hätten aussprechen können²⁹⁾ und dass man sie zum Vorbeten nicht zuliess, weil ihre Aussprache Lachen erregte, schliesst Chamberlain auf eine starke Beimischung nicht-semitischen Bluts. Ich glaube, dass selbst heute, wo die dialektischen Unterschiede durch den Verkehr und die Schriftsprache zurückgedrängt werden, ähnliche Vorkommnisse nicht gar selten sind. Es dürfte einem berlinernden oder sächselnden Prediger schwer werden, in München vor ernsten und andächtigen Zuhörern zu sprechen. Ja die Berliner sollen gerade gewisse Kehllaute ganz und gar nicht aussprechen können. Sind sie deshalb wirklich bessere Arier als die Bayern?

Dies sind Chamberlains sämtliche Beweise für die nicht-jüdische Abstammung Christi! Wenn wir nicht ein Wort gegen diesen ganzen lächerlichen Kram einwenden wollten, so wäre höchstens damit zugegeben, dass Galiläa eine semitisch-syrisch-arisch gemischte Bevölkerung hatte unter entschiedenem Vorwiegen der erstgenannten Bestandteile. Nun ist aber Christus vielleicht gar kein Galiläer gewesen? Jedenfalls nimmt die gesamte evangelische Tradition die Abstammung Jesu aus dem Hause David an, was sich freilich als nachträgliche Anpassung an die Prophezeiung, der Messias werde aus Davids Haus erstehen, erklären lässt. — Doch lassen wir alle Berufungen auf die in den Evangelien gegebenen widerspruchsvollen Personalien Jesu, da wir ja nicht einmal den Zweifel daran beseitigen können, ob er wirklich gelebt habe. Stellen wir

²⁹⁾ Was Chamberlain für eine Eigentümlichkeit des arischen Kehlkopfs hält.

vielmehr die einzig wissenschaftliche und entscheidende Frage: ist der in den Evangelien gezeichnete Typus durch innere Verwandtschaft mit einem sicher jüdischen Gedankenkreis verknüpft oder ist er ganz unjüdisch oder gar antijüdisch? Andernorts haben wir ausgeführt, wie sich das alte Judentum bis zu der nächsten Vorstufe des Christentums entwickelte, wie — teilweise unter fremden Einflüssen, aber überall an Eigenes anknüpfend — die christliche Anschauung der Moral sich allmählich aus der jüdischen herausbildete und schon in den vorchristlichen jüdischen Schriften die Grundlagen der Evangelien mit unbestreitbarer Sicherheit nachzuweisen sind. Gleichzeitig zeigten wir auch, wie sich kurze Zeit vor Christus infolge der Verfolgungen des Judentums durch Antiochus Epiphanes eine orthodox-fanatische Richtung innerhalb des Judentums neu bildete und jene mächtige Sekte erstehen liess, gegen die Christus so ankämpfte. Hier begeht nun Chamberlain sein grösstes und perfidestes Fälscherstück. Er unterschlägt seinen Lesern jene zum Christentum hinführende Richtung gänzlich, dafür stellt er die als Reaktion gegen eine vorübergehende politische Situation entstandene Orthodoxie als Ziel und Höhepunkt der ganzen Entwicklung des Judentums hin. Indem er durch mit gehässiger Bosheit verwendete Citate ein abscheuliches Zerrbild der schon an und für sich nicht sympathischen Orthodoxie zustande gebracht hat, zeigt er triumphierend seinen Lesern die Kluft zwischen „Judentum“ und Christentum. Diese Kluft zu erklären unternimmt Chamberlain in der Weise, dass er einerseits das Christentum als eine Art Reaktion gegen das Jüdische auffasst, was in gewissem Sinne richtig ist,³¹⁾ andererseits aber sehr geschickt die Frage entstehen lässt, ob darin nicht die Reaktion eines Rasseelementes zu sehen sei. Wohlgermerkt: Chamberlain behauptet nicht, Christus sei ein Arier gewesen, wie man vielfach seine Theorie aufgefasst hört, aber an zahlreichen Stellen legt er es seinem Leser auf die Zunge. Das ist auch ein Stück Jesuitentaktik.

³¹⁾ Nämlich insoferne, als die herrschende Sekte nach dem Ausscheiden des Christentums aus dem Judentum naturgemäss diesem ihr Gepräge besonders stark aufdrücken musste.

Sehr interessant gerade vom psychologischen Standpunkt aus ist es, Chamberlains Urteile über diesen Punkt in ihrer Aufeinanderfolge zu betrachten.

Zuerst (S. 214) erklärt er, „es liege nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien der Rasse nach Juden gewesen.“ Vier Seiten später wird schon etwas energischer gesagt: „Wer die Behauptung aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge“, woran sich eine Verleumdung Renans anknüpft, der sich in jenes Dilemma gestürzt hat. Schon die nächsten Sätze lauten: „Die Wahrscheinlichkeit, dass Christus kein Jude war, dass er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so gross, dass sie einer Gewissheit fast gleichkommt. Welcher Rasse gehört er an? Darauf lässt sich gar keine Antwort geben. Da das Land zwischen Phönizien und dem in seinem südwestlichen Teile mit semitischen Blute durchtränkten Syrien lag, dazu vielleicht von seiner früheren gemischt-israelitischen (doch zu keiner Zeit jüdischen) Bevölkerung nicht ganz gesäubert war, ist die Wahrscheinlichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaumes gross.“ Also ein Semite darf Jesus sein, nur kein Jude. „Das Jesus Christus der jüdischen Rasse nicht angehörte, kann als sicher betrachtet werden.“

Und im II. Nachtrag S, 67 lesen wir bereits: „Christus war kein Jude; das lässt sich ohne jede Möglichkeit einer Gegenrede historisch nachweisen etc.!“ — Wir trauen unseren Augen nicht, wenn wir nun auf S. S. 248 plötzlich finden: — „diese Grundanschauungen lassen Christum als moralisch zu den Juden gehörig erkennen.“ „Christus ist ein Jude — — —.“ Alsbald erkennt Chamberlain die drohende Konfusion und erklärt nun sehr verworren, die Grundlagen seiner Persönlichkeit seien zwar jüdisch (der Wille, Gottesglaube etc.), die Anwendung dieser Grundlagen aber nicht jüdisch! — Das sagt ein philosophisch Gebildeter! Wir glauben einen mönchischen Scholastiker zu hören. Existiert denn irgend ein psychologisches „Vermögen“ anders als in seinen Aeusserungen oder „Anwendungen“? Chamberlain, der alles Tun der Menschen eng an die Rassenanlage knüpft, trennt

hier beides. Der Mensch hat a) Willen, b) Fähigkeit, den Willen „anzuwenden“. A) ist jüdisch, B) ist nichtjüdisch, sogar antijüdisch. Akzeptieren wir dies, so bleibt uns der einzige Schluss im Geiste Chamberlains, Jesus sei das Produkt einer Rassenmischung. Bei der schwärmerischen Bewunderung, die Chamberlain für Jesus hegt und seinem Abscheu vor Rassenmischung sehen wir hier einen unlösbaren Widerspruch im Denken Chamberlains. Unser Autor tut das Beste, was er tun kann, wenn er plötzlich von seinen aufgeklärten Höhen in die offene Armen der verzeihenden Kirche stürzt und die ganze sündhafte Fragerei nach der Abstammung Christi mit den Worten beendet: „Christus steht ausserhalb aller Geschichte, weil Gott ausserhalb aller Zeit steht.“ (A. II. S. 67), worauf wir tiefbewegt über diese Wendung durch Gottes Fügung: es steht zwar unserem schwachen menschlichen Verstande nach nichts so sehr im Flusse der Zeit als Gott — aber weg mit dem Verstand. Credo quia absurdum est.

Die Maxime der Rassentheorie, jede beliebige Tatsache, die in den Kram passt, solange für wahr zu halten, bis sie der Gegner strictissime widerlegen kann, zeitigt die lustigsten Verwicklungen. Wie wir sahen, gehen die verschiedenen Rassentheoretiker auf verschiedene Ziele los. Aber selbst bei engster Zielgemeinschaft deuten sie oft eine Tatsache in ganz entgegengesetzten Richtungen, nur in ihrem Unfehlbarkeitsdünkel und ihrer Intoleranz gegen jede Einwendung einig.

Wenn Chamberlain das Ariertum Christi vorsichtig andeutet und minder zurückhaltende Jünger es apodiktisch behaupten, so schliessen aus denselben moralischen Tatsachen andere (z. B. Dühring) auf das Judentum Christi und klagen über die durch seine Lehre vollbrachte Verjudung des germanischen Geistes. Den heiligen Augustin fasst Chamberlain bald als Arier auf (244, 885 etc.), bald als afrikanischen Mestizen (515 u. s. w.), eine „völkische“ Abhandlung macht gar einen Normannen aus ihm³²⁾. Buddha ist einen die höchste Verkörperung des arischen Geistes, anderen ein Feind arischen Wesens und Nichtarier³³⁾. — Karl den Grossen nimmt Cham-

³²⁾ Deutschnationales Taschenbuch (Schererverlag), I. Jahrg., S. 123.

³³⁾ Dass er kein Inder sondern ein Skythe war, wird übrigens auch von ernster, wissenschaftlicher Seite aufgestellt.

berlain als Typus des Germanen, französische Schriftsteller fordern ihn als „sicheren“ Kelto-Romanen für ihre Rasse. In Lord Byrons Liebesabenteuern „bewährt sich (nach Chamberlain, S. 722) echte Rasse“. Sie geben ein „Zeugnis germanischer Eigenart“. Driesmans³⁴⁾ dagegen schliesst aus ihnen auf die keltische Abstammung des Dichters und zwar weil Byron in Venedig angeblich zu Dirnen ging. Die Prostitution erscheint also hier als Symptom keltischer Rassenanlage, während andere ihr Vorkommen in den Grosstädten aus dem durch das Stadtmilieu „gesteigerten Seelenleben“ der vorwiegend germanischen Einwanderer erklären³⁵⁾! Napoleon, den Chamberlain für die Verkörperung des Chaos hält (er schreibt ihm auch direkt nicht-arische Abkunft zu), ist für Woltmann³⁶⁾ ein germanischer Vandale. Cervantes und sein Don Quixote (S. 221) sind nach Chamberlain Arier (S. 244 f), Driesmans dagegen nennt den „Don Quixote“ die „grösste Satire gegen die menschliche Begeisterung“, „das Debohalied, den Rache- und Triumphgesang“, welchen der Keltiberismus³⁷⁾ anstimmte, als er seinen Todfeind, das germanische Herrenvolk, den Träger der Ritterromantik niedergezwungen hatte.“ Die Sozialdemokraten nennt derselbe Driesmans Keltomongolen, Chamberlain bezeichnet sie als „verjudet“, während Woltmann in ihnen gerade die Vertreter der germanischen Schichten des Proletariats erblickt, die nach Freiheit ringen. Lessing wird von Driesmans wegen seiner „scharfen, klaren, korrekt-gerechten Art“ und wegen seines mühsamen Ringens nach Ausdruck für den typischen Deutschen erklärt. (S. 154.) Dühring hat bekanntlich Lessing zum Judenstämmling gemacht, was zum Teil seine angeführten Eigenschaften bekräftigen sollen. — In der Bibel kommen Völker von grossem Wuchs vor, „Enakim“ oder Riesen, wie sie V. Mos. 2 nennt. Gobineau erklärt sie für seine Urneger, die vor den einwandernden Arier da waren. „Es sind für die Neuankömmlinge wilde Wesen von

³⁴⁾ Driesmans, Keltentum in der europäischen Blutmischung, 1900, S. 70.

³⁵⁾ So Ammon.

³⁶⁾ Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 294.

³⁷⁾ Die Keltiberer sind eine Mischung aus baskischem (nicht-arischen) Grundstock und keltischen Zusatz.

riesenhaftem Wuchs. Es sind Ungeheuer gleich furchtbar durch ihre Hässlichkeit, ihre Kraft und ihre Bosheit etc. . . .³⁸⁾ Für Chamberlain genügt die einzige wirklich in der Bibel stehende Tatsache des hohen Wuchses um sie zu Ariern zu machen, da er solche in Palästina aus gemeldeten Ursachen benötigt. Er entwirft sogar eine sehr sympathische Schilderung von den Enakskinder, nennt sie grosse, blonde (!) Männer, tapfer, ritterlich u. dgl. mehr. (S. 366 7.) Chamberlain preist Kant als den Philosophen des Germanentums, als den tiefsten Ausdruck germanischen Geistes. Otto Willmann meint dagegen³⁹⁾: „der Einfall Kant als echten deutschen Philosophen zu preisen, ist völlig abgeschmackt: Kant ist Kosmopolit, folgt den Engländern, begeistert sich für Rousseau, schwärmt für die französische Revolution: zu der deutschen Treue steht Kants grundstürzende Sophistik im vollen Gegensatz.“ Spinoza ist nach Chamberlain (S. 408) „durch und durch Jude und Antiarier“, Schopenhauer⁴⁰⁾ hinwieder, der bekanntlich den Juden alles eher als freundlich gesinnt war, rühmt seinen „arischen Geist“.

³⁸⁾ Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, übersetzt von Schemann, II. Band, S. 96/7.

³⁹⁾ Geschichte des Idealismus, III. Band. (zitiert bei Friedrich Paulsen, Immanuel Kant, 1899, S. 9.) Der äussere Typus Kants und seine Hyperbrachycephalität (Index 88. 5) sprechen gerade nicht für sein Germanentum.

⁴⁰⁾ „Zwei Männer, in denen unstreitig viel grösserer philosophischer Tiefsinn, Ernst und Kraft lebte, als in allen jenen: Giordano Bruno und Benedikt Spinoza. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert, noch ihrem Weltteil an, die dem einen mit dem Tode, dem anderen mit Verfolgung und Schimpf lohnten und denen sie immer fremd blieben. Ihre Geistesheimat war Hindostan, dort waren und sind ähnliche Ansichten zu Hause. Man könnte im Scherz sagen, sie wären Brahminenseelen zur Strafe ihrer Vergehungen in europäische Leiber inkarniert gewesen.“ (Schopenhauers handschriftlicher Nachlass, herausgegeben von Grisebach, II. Band, S. 48.) — Gleichzeitig ein Pröbchen Chamberlainscher Ehrlichkeit: Überall, sagt er (S. 244), wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes (der Willensfreiheit) begegnen: bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, bei Kant, bei Goethe, können wir sicher sein, dass hier eine indoeuropäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet.“ — Wirklich! Überall, sogar beim „afrikanischen Mestizen“ Augustinus, nur nicht bei dem Mann, der am kühnsten und folgenreichsten die Willensfreiheit bekämpft hat und damit für die neuere Philosophie entscheidend geworden ist, bei Spinoza! Dazu kommen noch zahlreiche

Die exakte Wissenschaft ist nach Driesmanns⁴¹⁾ keltischen Ursprungs, nach Chamberlain haben sie (wie alle Wissenschaft!) die Germanen „erfunden“. (Tatsächlich! erfunden! vgl. Chamberlain, S. 938.)

Wie Driesmanns versichert, kam die exakte Wissenschaft aus „keltischer Erde“ und wurde von den „germanischen Elementen nur widerstrebend aufgenommen“, da der Deutsche mehr die jenseits des Experimentes liegenden „grösseren, tieferen Wahrheiten“ schätzt. Chamberlain hält dagegen die Germanen für besonders beanlagt zur Naturforschung⁴²⁾.

Ebenso ist der Naturalismus in der Kunst nach Chamberlain die einzig echte germanische Richtung (S. 990), während Driesmanns auch ihren kelto-romanischen Ursprung und Charakter behauptet und wieder andere ihn für „jüdisch“ erklären. Derselbe Gegensatz besteht zwischen beiden „Forschern“ bezüglich der musikalischen Begabung, die Chamberlain am höchsten ausgeprägt bei Germanen findet, während der andere sie ihnen abspricht!!! (Keltentum S. 167.) Einer der verbreitetsten Widersprüche, der mit Sicherheit beinahe bei jedem Rassentheoriker anzutreffen ist, besteht darin, dass zuerst den Kelten ein „revolutionärer Geist“ angedichtet wird, der sie unfähig zum ruhigen Staatsleben macht, dann aber

andere Züge, von denen Chamberlain sonst jeden einzelnen für ausreichend halten würde, das „Ariertum“ seines Trägers „sicherzustellen“, das mutige Eintreten Spinozas für Toleranz (Intoleranz ist nach Chamberlain geradezu das semitische Schibboleth), die intellektuelle Liebe zu Gott als höchstes Gut u. s. w. — Doch das macht alles nichts. Auch dass die höchsten Spitzen unserer Kultur, dass Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher, Fechner und viele andere mit schwärmerischer Liebe an Spinoza hingen und ihren Lebensinhalt mit seinem Geist bereicherten, geht Chamberlain nichts an. Gründe braucht es nicht. Er dekretiert einfach: „Spinoza durch und durch Antiarier“ (S. 408) „hat weder die Mathematik (sein Fach), noch die Wissenschaft (seine Liebhaberei) um einen einzigen produktiven Gedanken bereichert.“ (S. 684.) Die reizende Gegenüberstellung von „Mathematik“ und „Wissenschaft“ lässt uns dabei beinahe vergessen, dass Mathematik nie das Fach Spinozas war.

⁴¹⁾ Vgl. Driesmanns, Wahlverwandschaften der deutschen Blutmischung. 1901. S. 175.

⁴²⁾ Vgl. seinen Ausspruch über „germanische Wissenschaft“ oben, S. 32, Anmerkung 2.

ihr „Hang zum Katholizismus“ und ihre napoleonischen Episoden mit dem „Knechtssinn“, dem „Autoritätsbedürfnis“ und dergleichen erklärt werden. Wenn Driesmans einmal (Keltentum S. 178) die „grandiose Phantasie und den Tiefsinn der Römer“ zu preisen findet, so kommt er freilich wohl nicht nur mit Rassentheoretikern in Widerspruch. — Chamberlain findet nichts „Antigermanisches“ als das Streben nach äusserem Universalismus verbunden mit innerer Unfreiheit. Auf Grund dieser Formel verdammt er das Papsttum als jüdische Theokratie, das napoleonische Imperium⁴³⁾ als Verkörperung „antigermanischer“ Tendenzen, auch die französische Revolution wird beschimpft! Nach Woltmann⁴⁴⁾ sind „das Papsttum, die französische Revolution und die napoleonische Weltherrschaft Grosstaten des germanischen Geistes gewesen.“ Papsttum und Kaisertum sind beide „germanische Herrschaftsorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen.“ Also genau dasjenige, was bei Chamberlain das charakteristisch „Antigermanische“ ist, wird hier zum Nachweis „germanischen Geistes“ gebraucht.

Chamberlain und viele andere Rassentheoretiker haben es besonders auf Goethe abgesehen, den sie als edelsten Typus des Germanentums, ja manchmal sogar als Vorläufer des Antisemitismus hinstellen. Eine ganz nette Entdeckung hat demgegenüber eine unter dem Pseudonym Hans Hermann schreibende Rassentheologin gemacht. Ihr Buch führt den Titel: „Das Sanatorium der freien Liebe“ (Berlin 1903). Der Passus, welchen wir zum Ergötzen unserer Leser etwas tiefer hängen wollen, lautet: „Sieht man nun Goethe an: diese vorquellenden, dunkelbraunen Augen, diese an der Spitze gekrümmte Nase, diesen langen Oberleib mit den kurzen Beinen, welchen selbst ein leicht „wehmütiger“ Zug nicht fehlt, dann haben wir ganz das Urbild eines Nachkommen Abrahams vor uns. Goethe war Mischling durch das Blut seiner Mutter, und nicht nur in seinem Äusseren

⁴³⁾ S. 854: „Dieser Mann (Napoleon), die Verkörperung der frevelhaften Willkür, ist ein Zermalmer, nicht ein Schöpfer etc.; er ist ein Sendling des Chaos, die rechte Ergänzung des Ignatius von Loyola, eine neue Personifikation des Antigermanentums.“

⁴⁴⁾ Woltmann, Politische Anthropologie, 1903. S. 293, 298.

prägt sich seine Abstammung von den alttestamentarischen Helden ab, sondern auch in seinem ganzen Wesen. Seine glühende Sinnlichkeit und ewige Verliebtheit, seine unsittliche Lebensweise und fragwürdige Ehe, der er erst ganz heimlich die Weihe geben liess, als Napoleon, der gewiss kein Abstinenzler und Tugendbold war, sich eine etwas ironische bezügliche Frage gestattet hatte, sein Servilismus gegen Fürsten, der seinem steif markigen Vater so zuwider war; sein völliger Mangel an Vaterlandsliebe, seine Feigheit den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit gegenüber und noch manche andere Züge reden eine zu deutliche Sprache, als dass ein Mensch von unbefangenen Urteil sich der Überzeugung verschliessen könnte, dass Goethe weit mehr Semit als Deutscher war.“

Bekanntlich haben einige Antisemiten auch Bismark und Richard Wagner zu Juden gemacht und dies mit arischer Intuition aus den Äusserungen Ihrer semitischen Psychologie bewiesen.⁴⁵⁾

Es wäre nicht schwer, diese Liste zu verlängern, als Beleg für unsere psychologische Analyse genügt das Vorgebrachte.

Wir haben gesehen, wie einfache und leicht zu beschreibende Tatsachen der Willkür der Rassentheorien unterliegen. Noch freier können sie sich auf Gebieten tummeln, wo Bestimmtheit durch den Gegenstand ausgeschlossen oder erschwert ist. Vor allem die Schilderung der Nationalcharaktere ist von der Subjektivität der Beobachter abhängig⁴⁶⁾; diese

⁴⁵⁾ Die betreffenden Stellen finden sich angeführt im Antisemitenspiegel, 2. umgearbeitete Auflage, Danzig 1900, S. 233 ff, S. 361 ff.

⁴⁶⁾ Eines der häufigsten Beispiele für die Konstanz der Rassencharaktere ist die von Mommsen entworfene Schilderung der alten Kelten, die angeblich genau dem geistigen Wesen der heutigen Franzosen und Iren entspricht. Babington (S. 1901 ff.) hat in unanfechtbarer Weise gezeigt, dass 1. die Schilderung zum Teil aus nichtssagenden Allgemeinheiten besteht, 2. zum Teil Züge als spezifisch keltisch ausgegeben werden, die sich bei jedem Volk auf gewisser Stufe finden, 3. die Analogie mit heute ganz verfehlt ist. Robertson kommt in seinem trefflichen Buch zum selben Resultat. Seillière hebt an vielen Orten hervor, wie sehr Gobineaus eigenes Urteil über Volkscharaktere schwankt, auf S. 190 ff. gibt er überdies eine sehr lehrreiche Vergleichung der Auffassungen, die zur gleichen Zeit Gobineau und ein englischer Diplomat vom persischen Volk sich bildeten.

wieder folgen vielfach einer Tradition, die ihnen Dinge suggeriert, die in Wirklichkeit nicht anzutreffen sind.⁴⁷⁾

Schliesslich lässt sich eine Tatsache durch die Wahl verschiedener Bezeichnungen in ein ganz verschiedenes Licht rücken. Alle Völker standen einst auf einer Stufe des Umherwanderns, wo Viehzucht und Raub die Lebensquelle bilden. Ihre Psychologie gleicht sich unter diesen Bedingungen wie ein Ei dem andern. Dem Rassentheoretiker macht das wenig Kopfzerbrechen. Handelt es sich um ein „arisches“ Volk, so spricht er von „arischer Wanderlust“, oder dem „Drang nach Abenteuern,“ handelt es sich um Semiten oder Mongolen, so heisst das Ding „kulturschädlicher Nomadismus“ „Schmarotzerdasein“ u. s. w. — Gewöhnlich behaupten die Vertreter der anthropologischen Rassentheorie die Brachycephalen Europas hätten demokratische, die Dolichocephalen aristokratische Instinkte. Als aber Hansen herauszufinden glaubte,⁴⁸⁾ dass gerade die langschädelligen Bezirke Norwegens radikal-demokratisch, — die breitschädelligen aber konservativ seien, drehte man die Sache durch ein Wortspiel um, indem man sagte: gerade die Radikalen seien die eigentlichen Aristokraten, weil sie die

Die einen Reisenden heben die Aufrichtigkeit der Chinesen hervor, die anderen schelten sie die abscheulichsten Lügner. Rolfs lobt die Ehrlichkeit seiner abessinischen Diener, Rüppel erzählt, dass in Gondar selbst die Grossen des Reiches ihm Gegenstände vom Tisch wegstahlen. Schweinfurth rechnet die Schilluk zu den edleren Rassen Zentralafrikas, andere Beobachter vergleichen sie mit den Affen. Vergl. bei Ratzel, Völkerkunde, 1895. II. Band, (161, 528, 534) die ganz verschiedenen Urteile über den Charakter der Galla und der Tibetaner. Wie grundverschieden sind oft die Urteile über die geschlechtliche Sittlichkeit der Naturvölker! Vgl. ferner einander widersprechende Urteile bei Schneider, Die Naturvölker, 1885. I. Band, S. 46/7, II. S. 21.

⁴⁷⁾ Der Tradition nach muss jeder Engländer kalt und egoistisch, jeder Franzose leichtsinnig und lebenswürdig, jeder Deutsche tiefsinnig und schwerfällig sein. Mit Erstaunen lasen wir vor einigen Jahren in einem grossen Pariser Blatt, die Schilderung, die ein Franzose von seinem kurzen Aufenthalt in W i e n gab. Überall auf den Gassen höre man Musik und sehe die Leute fröhliche Walzer tanzen u. dgl. mehr. Der Pariser muss wirklich die Bühne eines Wiener Variétés mit einer Strasse verwechselt haben.

⁴⁸⁾ Vgl. Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1900, S. 129, und meinen Aufsatz in den „Sozialist. Monatsheften“, 1902. II., S. 964.

Freiheit über die Gleichheit stellten und umgekehrt. — Ebenso nennt Chamberlain den Erwerbstrieb bei den Ariern „ein gewisses hochgeartetes Streben nach Besitz“, während er bei Semiten „grässlichsten Zinswucher“ u. dgl. findet. — Je nachdem kann man dieselben psychologischen Tatsachen „Freiheitsliebe“ oder „Hang zur Anarchie“, „Treue“ oder „Knechtssinn“ „Nationalstolz“ oder „gallische Eitelkeit“, „englische Perfidie“ oder „deutsche Realpolitik“, „semitische Intoleranz“ oder „rücksichtslose Behauptung der Eigenart“⁴⁹⁾ nennen. Mit hübschgewählten Worten lässt sich um jede Sache ein gewisser Reiz legen. Richepin, obwohl Vollblutfranzose, behauptet in einem Gedicht⁵⁰⁾ seine Abkunft von den „Vorariern“ und weiss dies recht anmutig darzustellen.

Mit diesen „Methoden“ und der dazugehörigen Kühnheit ausgerüstet ist es dem Rassentheoretiker leicht für jede beliebige Behauptung „Beweise“ der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit herbeizuschaffen. Der Rassentheoretiker hat ein Leitprinzip mit dem sich eigentlich alles beweisen und erklären lässt. Er lehnt die Einflüsse der Aussenwelt ab und erklärt alles aus „Rassenzügen“. Die Juden sind Wucherer wegen ihrer „Rassenhabsucht“, die Germanengute Krieger wegen ihrer „Treue, die Römer errichteten ihr Weltreich und ihr Recht durch den ihnen angeborenen „staatlichen Sinn“ und ihr mit Scharfsinn verbundenes Rechtsgefühl u. s. w. — Das erinnert nun zwar sehr an die berühmte Erklärung der Wirkung des Opiums „quia in eo est virtus dormitiva“. Während die Milleutheorie empirisch die Bestimmungsgründe des menschlichen Handelns unter eine Anzahl von Kategorien bringt und das Unbekannte — nämlich die psychologischen Motive — durch das Bekannte

⁴⁹⁾ Nach Chamberlain die höchste Pflicht des Germanen.

⁵⁰⁾ Avant les Aryas, laboureurs de la terre,
Vivaient les Touraniens, nomades et tueurs
Ils allaient pillant tout, le temps comme l'espace,
Sans regretter hier, sans penser à demain.
N'estimant rien de bon que le moment qui passe
Et dont on peut jouir quand on l'a sous la main.
Oui, ce sont mes aieux, à moi. Car j'ai beau vivre
En France, je ne suis ni Latin ni Gaulois.
J'ai les os fins, la peau jaune, les yeux de cuivre
Un torse d'écuyer et le mépris des lois.

— nämlich die Aussenwelt und analoge Fälle — zu erklären sucht, verfährt die Rassentheorie umgekehrt: sie vervielfältigt die Bestimmungsgründe, es gibt jetzt so viele selbständige Motive in der Weltgeschichte als Rassenzüge, und erklärt das Unbekannte durch ein noch Unbekannteres, nämlich durch allgemeine Seelenkräfte, von denen wir gar nichts wissen. Schon Kant hat der Übertreibung der Rassenkräfte warnend den Spruch der alten Schullogik entgegengehalten: *Principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda*. Auch die beliebte Erklärung des *ignotum per ignotius* zeigt die geringe Schätzung der Logik seitens der Rassentheorien.

Der scheinbare Vorzug der Rassentheorie, mit ihrem Prinzip alles erklären zu können, ist in Wahrheit recht bedenklich. Es gilt dies auch von den seitens der biologischen Rassentheorien gebrauchten Prinzipien der Selektion, Inzucht, Vermischung etc., die eine genaue Bestimmung nicht zulassen und die sich gerade deswegen auf alle Fälle anwenden lassen.⁵¹⁾ Wieder gibt uns die formale Logik den richtigen Standpunkt: „Ein Prinzip das alles erklärt, erklärt gar nichts.“

Nach alledem dürfen wir wohl feststellen, dass der Einfluss der Rassentheorien auf das wissenschaftliche Denken nur sehr ungünstig beurteilt werden kann. Das Selbstzeugnis ihrer Vertreter betreffend ihre Stellung zur Wissenschaft unterstützt unsere Ansicht.

Chamberlain, der der Wissenschaft eben erst lebenslängliche Treue im Kampfe gegen ihre Feinde und Verächter geschworen hat, beginnt alsbald seine Gebieterin recht respektlos zu behandeln. „Überhaupt ist die Wissenschaft eine zwar herrliche, doch nicht ungefährliche Freundin (für die Rassentheorie allerdings!), sie ist eine grosse Gauklerin und verführt den Geist zu toller Schwärmerei; Wissenschaft und Kunst sind wie die Rasse an Platos Seelenwagen, der „gesunde

⁵¹⁾ Man kann an jedem beliebigen Umstand eine Seite entdecken, die selektorisches oder kontraselektorisches wirken kann. Niemals lässt sich aber das tatsächliche Wirken und die Stärke der Wirkung feststellen. Hier liegt der Hauptfehler von Otto Seeke's geistreichem Werk „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ (2. Bände, 2. Aufl. (1897—1901), worin die Ausrottung der Besten als Ursache der Dekadenz der Antike aufgestellt wird. Vgl. meine Kritik dieser Theorien in den „Sozialist. Monatsheften“, 1902, II. Band, S. 967 ff.

Menschenverstand“ (um dessen Verlust Professor Virchow klagte) bewährt sich nicht zum wenigsten darin, dass er die Zügel straff spannt und diesen edlen Tieren nicht gestattet, mit seinem natürlichen, gesunden Urteil durchzugehen.“ (S. 271.) Und einige Seiten später (S. 274) verwirft er ganz „die weitläufigen, wissenschaftlichen Untersuchungen, ob es unterschiedliche Rassen gebe? ob Rasse einen Wert habe? wie das möglich sei u. s. w.“ Das alles stehe schon durch den gesunden Menschenverstand⁵²⁾ (oder die unmittelbare Erfahrung, wie er sagt) fest, „Euch, den Männern der Wissenschaft“ kommt nur zu, das Wie und das Warum zu erforschen, nicht Eurer Unwissenheit zuliebe die Tatsachen selbst abzuleugnen.“ Eine neue Variante eines Dichterwortes: „Und die Wissenschaft absolut, wenn sie unsern Willen tut.“

Immer wieder hören wir bei Chamberlain das Goethesche Wort: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von grosser Schädlichkeit“ und höhnend wird uns die Unmöglichkeit vor Augen gehalten, jemals zu letzten Ursachen zu gelangen. Lessings Urteil, dass das ewige Streben nach Wahrheit wertvoller sei als der Besitz der Wahrheit selbst, hat in Chamberlains Gedankenkreis anscheinend keinen Platz.

Die Wissenschaft und ihre Glaubwürdigkeit ist offenbar nur eine. Sie besteht ja nur in der Anwendung unseres vorurteillosen Denkens auf die eine Welt und des ökonomischen Prinzipes bei Anordnung des Festgestellten. Was soll man dazu sagen, wenn Chamberlain einmal (S. 366) der

⁵²⁾ Auf ihn beruft sich Chamberlain öfters gegen die Wissenschaft. Ein geistvoller Franzose meint über diesen oft angerufenen Hausfreund: „Der gesunde Menschenverstand wechselt je nach Klima und Zeit, nach Umständen und persönlichen Neigungen. Einem Spanier von ehemals lag es kraft seines gesunden Menschenverstandes klar zutage, dass die Ketzer verbrannt werden müssten; einem Pariser des 17. Jahrhunderts wurde es von seinem gesunden Menschenverstand bewiesen, dass dem Könige zu gehorchen sei. Der gesunde Menschenverstand kann vernünftig oder närrisch, selbstüchtig oder grossherzig, grausam oder gutmütig sein. Es gibt einen gesunden Menschenverstand für die Stadt und einen für das Land, einen für die Schutzzöllner und einen für die Freihändler — einen für die Radikalen und einen für die Gemässigten. Wes Namens der gesunde Menschenverstand aber sei: er ist immer unfehlbar und unduldsam, da er nichts weiter ist, als die Summe unserer sämtlichen Vorurteile.“ (Raoul Frary, Handbuch des Demagogen, S. 97).

Philologie und Geschichte wenig höflich befiehlt, sich nach der „exakten Wissenschaft“ der Anthropologie zu richten,⁵³⁾ noch dazu in einem Fall, wo diese gar nichts festgestellt hat, ja nicht einmal feststellen konnte, während er im Anhang II, S. 13 höhnisch bemerkt: „Dass die Rassenfrage trotz der Herren Anthropologen nach und nach gesichtet und die Hauptelemente des Problems wenigstens bis zur klaren Fragestellung durchgearbeitet wurden, verdanken wir der vergleichenden Philologie.“ Diese untersuche nicht „Knochen“, sondern „im Gegenteil das Allerinnerste“ u. s. w. Sie habe auch durch ihren Nachweis der Nichtverwandschaft der indoeuropäischen und semitischen Sprachen „die luftige Vorstellung eines den Semiten und den Arier brüderlich vereinigenden Urvaters, des sogenannten „Kaukasischen Menschen“, definitiv zerstört“.⁵⁴⁾ Die relative Einheit des kaukasischen Typus ist aber eine ganz zweifellose Feststellung der „exakten“ Anthropologie. Wieso diese Menschen verschiedene Sprachen sprechen, ist ja eine Frage für sich. Weil aber die Philologie hier Chamberlain ein Wahrscheinlichkeitsargument gegen die arisch-semitische Verwandtschaft in die Hand zu geben scheint, ist sie auf einmal die „exakte“ Wissenschaft und die Anthropologie wird in den Winkel geschickt.

Ebenso verwirft Gobineau kurzweg unter Schmähungen die Wissenschaft der Prähistorie, weil sie mit seiner Annahme des biblischen Zeitalters nicht stimmt und der Bildung der Rassen aus einer Form einen langen Zeitraum eröffnet, sowie die ganze Nationalökonomie. Für die Rassentheorie ist eben die Wissenschaft nicht Erkenntnisquelle, sondern Beweismittel.

Wenn der Zeuge etwas Ungünstiges aussagt, setzt der Advokat seine Glaubwürdigkeit oder Rechtlichkeit herab.

⁵³⁾ Auf S. 218 sagt Chamberlain ferner: „Diese ganze Frage der Rassen — gehört ganz und gar in das Gebiet der anatomischen Anthropologie und kann durch keine Dikta der Sprach- und Geschichtsforscher gelöst werden.“ In Übereinstimmung damit verwirft er drei Seiten vorher jeden aus der Sprache auf die Rassenzugehörigkeit gezogenen Schluss.

⁵⁴⁾ 2 Seiten später (S. 15) erklärt Chamberlain plötzlich wieder, über die Ursprünge der Rassen, ihre gemeinsame oder verschiedene Abstammung etc. lasse sich gar nichts aussagen und er weise diese Fragen ein für allemal von sich!

Gobineau hat übrigens einen Entschuldigungsgrund, der Chamberlain nicht zur Seite steht. Er stammt nämlich aus der Gascogne und ist, wie unsere genealogische Forschung ergeben hat, ein naher Verwandter des berühmten Tartarin von Tarascon. Das erklärt alles.

Wir haben früher auf die unausgesetzten Widersprüche, die zwischen den Rassentheoretikern und selbst im Denken jedes einzelnen bestehen, hingewiesen. Nun darf man sonst den verschiedenen Vertretern einer Richtung nicht vorwerfen, dass sie in einzelnen Punkten von einander abweichen. Hier steht aber die Sache anders. Allen Rassentheoretikern gemeinsam ist eine Abneigung gegen wissenschaftliche Exaktheit. Sie zeigen gerne die Lücken und Unvollkommenheit in den Ergebnissen der Wissenschaften und wollen diese durch das untrügliche Gefühl, das ihnen ihre Rasse verleiht, ergänzen.⁵⁵⁾

⁵⁵⁾ „Der Gelehrte, klagt Driesmans, der nach Kompendien arbeitet der Kompilator wird höher geschätzt, als ein anderer, der Kraft seiner inneren Anschauung zu neuen Ergebnissen gelangt.“ Chamberlain behauptet selbst, dass die Rassenintuition eines kleinen Kindes weit über dem Blick des Gelehrten steht, den sein „Vorurteil“ die Rassenkräfte leugnen lässt! Dass die Geschichte (S. 498), die er zum Beweise dessen erzählt, eine freche Fälschung einer Mitteilung Paul Leroy-Beaulieus ist, tut dabei schon nichts mehr dazu. — Chamberlain bezeichnet sich sehr oft selbst als „Dilettanten“ und macht einen recht merkwürdigen Gebrauch von diesem Wort. Einesteils schützt ihn dieses Einbekenntnis vor allzu ernster fachmännischer Kritik. Er selbst aber wagt es die bedeutendsten Gelehrten auf ihren speziellen Arbeitsgebieten in der impertinentesten Weise zu hofmeistern. Man sehe im Nachtrag II, S. 34 und 36, wie Chamberlain Delitzsch behandelt. Frellich ist Delitzsch These von der Bedeutung des semitischen Gottesnamens schon rein psychologisch nicht sehr wahrscheinlich, aber das lässt sich in einem bescheidenen Sätzchen aussprechen, während Chamberlain fast anderthalb Druckbogen mit allerlei von guten Freunden erborgten Zitaten und läppisch anmassenden Diatriben ausfüllt. Wenn irgend ein Gelehrter das Unglück hat, in seinem Fachgebiet anderer Meinung zu sein, als der Dilettant Chamberlain, so wird er mit kaltem Hohn abgetan und als „Herr“ Zeller, „Herr“ Mommsen, „Herr“ Renan, „Herr“ Virchow, „Herr“ Leopold von Ranke, „Herr“ Häckel u. s. w. in den Winkel geschickt. Herr Chamberlain geht aber noch weiter. Er setzt den Dilettanten (in seinem Sinn) über den Fachgelehrten. Nach ihm ist der Dilettant heute ein „Kulturbedürfnis“. „Das Zusammenfassen und das Beleben ist das Werk, das heute dem Dilettanten, wie ich ihn verstehe, obliegt. Wirkliches Leben entsteht immer nur dort, wo Verschiedengeartetes zusammentrifft, also ausser-

Leider spricht nun der heilige Geist des Rasseninstinktes in seinen Aposteln eine ganz verschiedene Sprache, wie wir zeigten. Der eine erklärt für echt germanisch, was der andere in den Abgrund des „Chaos“ verdammt und umgekehrt. Dabei urteilen alle, wie es Inspirierten ziemt, mit absoluter

halb der Schranken der Fachwissenschaft. Dass dieser Dilettant kein Stümper sein darf, liegt auf der Hand; wäre er einer, so täte er besser umzusatteln und sich Fachstudien zu widmen, denn in den Wissenschaft kann jede noch so geringe Begabung Verwendung finden, im Dilettantismus nicht.“ (Nachtrag II, S. 8.) Zum Beweise dieser bescheidenen Behauptung zitiert unser Dilettant u. a. Goethe, wobei er aber dessen Worten einen ganz anderen Sinn gibt. Überhaupt ist selten ein Zitat Chamberlains ganz richtig. Zur Psychologie der Rassen-dilettanten in Bezug auf Gewissenhaftigkeit wollen wir die Stellen wörtlich anführen:

Chamberlain sagt: „Die Erfahrung gibt,“ schreibt Goethe, „dass Dilettanten zum Vorteil der Wissenschaft vieles beitragen“; selten gelingt es dem Fachmann, wie es dem Liebhaber gelingt, „einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Übersicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meisten gelingen könnte“.

Dagegen heisst es bei Goethe wörtlich: „Und so wie jungen Studierenden sich auch am liebsten an junge Lehrer halten, so mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen. Dieses wäre freilich in Absicht auf Gründlichkeit bedenklich, wenn nicht die Erfahrung gäbe, dass Dilettanten zum Vorteil der Wissenschaft vieles beigetragen. Und zwar ist dieses ganz natürlich: Männer vom Fach müssen sich um Vollständigkeit bemühen, und deshalb den weiten Kreis in seiner Breite durchforschen; dem Liebhaber dagegen ist darum zu tun, durch das einzelne durchzukommen und einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Übersicht, wo nicht das Ganzen, doch des meisten gelingen könnte.“ Die oben gesperrt gedruckten Worte sind ein Zusatz Chamberlains, der aber leicht den Eindruck erweckt, als stammten sie von Goethe selbst. Die betreffende Stelle bei Goethe ist in einem längeren Aufsatz über den Gang seiner botanischen Studien enthalten, und zwar wird von Goethe als Zweck des Aufsatzes angegeben:

„Diesem Vorurteil zu begegnen, ist eigentlich vorstehender Aufsatz verfasst; er soll anschaulich machen, wie ich Gelegenheit gefunden, einen grossen Teil meines Lebens mit Neigung und Leidenschaft auf Naturstudien zu verwenden. Nicht also durch eine ausserordentliche Gabe, des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermutet, und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt.“ Tatsächlich können ja Dilettanten Ausgezeichnetes wirken, wenn sie einen festen Stützpunkt in einem Fachwissen habend gleichzeitig mit freiem Blick mehrere Gebiete

Unfehlbarkeit. Wer Argumente gebraucht, wird immer tolerant sein, weil noch kein Grund ohne Gegengrund geblieben ist, schliesslich ist es auch keine Schande, zu irren. Wer sich aber auf die „innere Stimme“ der Rasse beruft, kann seinen Gegner eben nicht überzeugen und empfindet jeden Zweifel an seiner geistigen Rassenechtheit als Ehrenkränkung. Der Gegner ist daher von vornherein schlecht, das eigene Urteil von vornherein unfehlbar. — Im Gebiete der Vernunft bewährt sich so die Rassentheorie als ärgste Feindin der Ordnung, Klarheit und Redlichkeit des Denkens. Ihre Methode ist die Anarchie, ihr Denken die Zuchtlosigkeit selbst. Man begreift von hier aus die wegwerfenden Worte eines der grössten Sprachforscher und Ethnologen unserer Zeit, Friedrich Müllers: „Rasse ist Schwindel“ und den Hass, den der ehrliche, aber gewalttätige Denker Nietzsche gegen diese Richtung hegte.⁹⁵⁾

2. Die Art des Kampfes.

Das Bewusstsein der Abhängigkeit von materiellen Klasseninteressen kommt bei den Rassentheoretikern darin zum Ausdruck, dass sie überall Bestochenheit wittern. Nur wer selbst hinter dem Busche gesessen ist, sucht andere dahinter. Uebrigens trägt auch die soziale Unbildung dazu bei, bei vielen jedenfalls mehr als die direkte Abhängigkeit. Der sozial Gebildete versteht seinen Gegner, er begreift, dass er aus seiner Klassenlage als Bauer, Bürger, Arbeiter u. s. w., unter dem Einfluss mächtiger Zeitströmungen und Naturfaktoren nicht anders handeln kann, als er tut. Andererseits weiss er,

überschauen. Dazu gehört aber noch Achtung vor der Wissenschaft und Bescheidenheit. Chamberlain behandelt die Wissenschaften wie ein geliebener Advokat die Zeugen, er spielt sie gegeneinander aus, höhnt sie, verdächtigt sie u. s. w. — Von Bescheidenheit reden wir lieber nicht, wenn wir über Chamberlain handeln.

⁹⁵⁾ Nietzsche war eine Zeit lang selbst rassengläubig. Umso interessanter sind folgende soeben aus seinem Nachlass veröffentlichten Aphorismen: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen! (Gesetzt nämlich, dass man nicht seine Herkunft in Borneo und Horneo hat.)“ „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat.“ (Friedrich Nietzsche, Nachgelassene Werke, Grossoktavausgabe, Band XIII., 1903, S. 356.)

dass der Mensch sich mit dem Milieu wandelt und er richtet daher auf die Umwandlung der äusseren Bedingungen, auf soziale Reformen, Erziehung u. s. w. sein Augenmerk. Er wird seinen Gegner bekämpfen, aber nicht beschimpfen. Anders der Rassengläubige. Für ihn gibt es nur ein Ideal, das von ihm als sein Rassenideal betrachtete. Die andern Rassen können es wegen ihrer natürlichen Schlechtigkeit oder Dummheit nicht begreifen — tilgen wir sie aus. Und jedenfalls lassen wir ihren Verteidiger die eigene Miserabilität recht deutlich zu Gemüte kommen. Daraus erklärt sich die Unmöglichkeit, mit Rassengläubigen eine sachliche Diskussion zu haben.⁵⁷⁾ Ihre fanatische Intoleranz gegen die Person des Gegners schliesst die Regeln des ritterlichen Kampfes aus. Auch hier kehren wir zur Anarchie des Urzustandes zurück. Kein Mittel ist mehr zu schlecht. Die Fälschung von ihren gewöhnlichen bis zu den raffiniertesten Formen findet ihre hohe Schule. Das nächstbeliebte Mittel ist der Vorwurf der Korruption. Die „Kommune“ von 1871 war eine „jüdischnapoleonistische Machination“ (Chamberlain S. 335), Fürst Bismarck hat 1847, „als er noch offen reden durfte“ (S. 336), sich gegen die Juden geäussert — warum durfte er es später nicht mehr? Mirabeau hat seine geniale Beredsamkeit für die Freiheit nur entfaltet, weil er von jüdischen Weibern und Wucherern abhängig war. (S. 339.) Renan, der Hauptzeuge Chamberlains, auf dessen geistreicher aber längst abgetaner Charakterisierung der Semiten dieser ganz fusst, hat die Behauptung gewagt, Jesus sei ein Jude gewesen. Sofort wird er der gemeinen Bestochenheit durch die Alliance israelite geziehen. (S. 218.) Wenn von dem ganzen Werk Chamberlains nur dieser Satz erhalten wäre, so könnten wir doch seine Geistesrichtung genügend deutlich angeben, wie Cuvier aus einem Knochen die Art eines vorweltlichen Tieres zu bestimmen wagte! Seit dem „Märchen von den 1000 Dukaten“⁵⁸⁾ gegen das sich Lessing wehren musste, haben die

⁵⁷⁾ Die Nichtrassengläubigen nennt Chamberlain (S. 259) „fade, feile und ignorante Schwätzer, dem Völkerchaos entsprossene Sklavenseelen, denen einzig im Urbrei der Charakter- und Individualitätslosigkeit wohl zu Mute ist“.

⁵⁸⁾ Der Hauptpastor Goeze — in mancher Beziehung ein würdiger Vorfahre unserer Rassengläubigen — hatte Lessing beschuldigt für die

Feinde der Humanität nicht aufgehört, durch die Begeiferung ihrer besten Ritter ihre eigene Schmutzseele ans Licht zu bringen.

3. Die Art des Wollens.

Unsere Darstellung hat die Mannigfaltigkeit der Zielpunkte der Rassentheorie gezeigt. Die natürliche Solidarität der Vertreter einander so fremder Standpunkte gegen einen gemeinsamen Feind erzeugt natürlich häufige Widersprüche, von denen z. B. Chamberlains Grundlagen auf jeder Seite wimmeln. — Schliesslich kommen sie ja doch alle in dem Punkte überein, dass ein tatsächliches Herrschaftsverhältnis gegen Angriffe des Rechtsgefühls geschützt zu werden hat. Die Interessensolidarität der Herrschenden lässt die theoretischen Widersprüche gleichgiltig erscheinen. Die des Wollens aber werden durch haarsträubende Sophistik zusammengekleistert, damit die „einheitliche Weltanschauung“ herauskommt. Auch die Tatsache, dass ein rohes Besitzinteresse durch ein idealistisches Mäntelchen verdeckt werden soll, befördert natürlich unzählige Widersprüche. So sind die Rassengläubigen in einem Atem⁹⁹⁾ für Tattwamasi und strengsten Wesensunterschied der Menschen für Tierschutz und Ausrottung ganzer Rassen, für Christentum und Ungleichheit der Gotteskinder, für und gegen die Entwicklung, gegen die Intoleranz der Semiten und für eigene Intoleranz u. s. w. — Einig sind sie jedenfalls — ausser in der Unwissenheit — in der instinktiven Abneigung gegen Freiheit und Gleichheit unter und in den Völkern. Freilich finden sie keine tauglichen Waffen, sie entbehren des festen Bodens von dem aus die katholische Theokratie unbekümmert um die Fortschritte unseres Wissens und Wollens kämpft; ihr einziges Mittel ist, den klaren Verstand und das zielbewusste Wollen in dem dunkeln Sumpf atavistischer Instinkte, der Vorurteile gemeiner Geister und einer künstlich erzeugten Hysterie zu ersticken. Das verständige Urteil

„Wolfenbütteler Fragmente“ von der Amsterdamer Judenschaft 1000 Dukaten erhalten zu haben. Vgl. „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten etc.“ in Lessings Werken (Hempel), XVI. Band, Seite 227.

⁹⁹⁾ Jeder dieser Sätze kann aus dem einzigen Werk Chamberlains mit Zitaten belegt werden.

wird als „geschmacklos“ oder „platt“ verschrieen, das feste Wollen je nachdem als „roh materialistisch“ oder als „Schwärmererei“. Es bleibt der mystische Sumpf der „Rassenseele“, dessen ungesunde Ausdünstungen jene Hysterie erzeugen, die als Massengefühl „Nationalismus“ heisst. Zwei Selbstzeugnisse geben uns treffende und einander ergänzende Belehrung. Der Mystiker Chamberlain schreibt: „Im allgemeinen vertieft mystische Anlage den Charakter, doch nicht das Denken und selbst ein Paracelsus wird durch sein „inneres Licht“⁶⁰⁾ verleitet eine schwere Menge Unsinn für Weisheit auszugeben;“ (S. 927/8) und der Mystiker Driesmans⁶¹⁾ findet in einem unbewachten Augenblick, dass „die moderne Sucht nach der höchsten Sensation, nach dem Wunderbaren, unter diesen Instinkt der Schwäche fällt, dessen Entstehungsgrund Nietzsche in der ungeheuren Erkrankung des Willens findet u. s. w.“ Tatsächlich ist der Rassenglaube nur aus einer ungeheuren Erkrankung des Denkens und des Wollens zu erklären, wenn näher liegende Motive fehlen.

Die grosse Verbreitung und Zähigkeit dieses Glaubens gerade in gebildeten Kreisen findet seine Erklärung zum Teil in der Meinung, das Nationalgefühl setze Rasse voraus, die Rassentheorie sei die Grundlage der nationalen Strömung. Nichts falscher, als dies! Es gibt gar keine feindlicheren Principien, als die der Rasse und der Nation. Die Rassentheorie lehrt die Verachtung der fremden Rasse, ihre unbehebbar Minderwertigkeit, die Schädlichkeit der Mischung für die „edle“ Rasse. Sämtliche Nationen sind aus den verschiedensten Rassen zusammengesetzt und wir sehen sogar, dass gerade die am stärksten „gemischten“ an der Spitze der Kulturvölker stehen. Die Nationalpolitik geht auf Gewinnung von Einfluss auf fremde Nationen und Verbreitung der eigenen Nationalität. In gröberer Form sucht man dies durch Unterjochung und gewaltsame Assimilierung zu erreichen, in feinerer durch Ausdehnung von nationalen Kulturelementen und durch Gewinnung der Herzen fremder Nationen. Die Rassenpolitik bezweckt aber gerade Absperrung vor fremden Rassen. Es wäre ja Wahnsinn, einer minder-

⁶⁰⁾ Das bei Chamberlain eine so grosse Rolle spielt.

⁶¹⁾ H. Driesmans, Rasse und Milieu, 1902. S. 205.

wertigen Rasse die eigene Art aufzudrängen, die schlechte Rasse wird dadurch doch nicht „edel“. Kultur wird nach dem Rassendogma nur durch Blutmischung übertragen, also nur auf Kosten der edlen Rasse. — Strengste Absonderung der Rassen in Form von Kasten, Verhinderung jeder Verschmelzung Verbot der Anteilnahme an der Kultur für die niederen Kasten sind die Mittel der Rassenpolitik. Das konsequenteste Beispiel ist bei uns der Antisemitismus, der keineswegs die Juden „germanisieren“ sondern sie im Gegentheil absondern will. — Die Wirkung der Konzentration verschiedener Rassen in eine „Nation“ ist die Begründung starker Nationalstaaten. Das grösste Beispiel der Rassenpolitik hat Indien geliefert. — Die unterworfenen Rasse wurde hier als Sudrakaste mit einer Verachtung und Härte behandelt, die in der Weltgeschichte kein Gegenstück findet. Schon der Atem des Sudra befleckte, Vermischung war mehr als todeswürdig und wurde noch im Jenseits gestraft, der Erwerb von Bildung, das Lesen der heiligen Schriften, also selbst die geistige Annäherung, wurde ihm in grausamster Weise verwehrt.⁶⁷⁾ Doch die Wirkung

⁶⁷⁾ „In keinem Lande der Welt ist die Tiefstellung der unteren Schichten der Gesellschaft mit so grausamen Scharfsinn und so konsequent durchgeführt und durchgebildet worden, wie in Indien. Für die Zeit vor der Aushebung der Sklaverei kann man ohne Redeblyme sagen, sie seien nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt worden. Von den Pulaya von Travankor sagte ein Bericht 1850: „Ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein und entweihend angesehen. Sie stehen mit Leib und Leben zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kauft und bezahlt, sie züchtigen, verstümmeln und selbst töten darf. In manchen Gegenden dürfen die Pulaya noch heute nicht die öffentlichen Wege benützen, in anderen müssen sie sich bei Annäherung eines Mannes einer höheren Kaste im Dickicht verbergen, so dass es ihnen oft schwer fällt, von einem Orte zum anderen zu wandern. Sind sie bei Wegearbeiten angestellt, so müssen sie Zeichen anbringen, um die anderen Kasten vor ihrer Gegenwart zu warnen. Näher als 96 Schritt sollen sie einer Brahmanen nicht kommen. Der Besuch der Märkte ist ihnen verboten, ihre Hütten dürfen sie nicht nahe an öffentlichen Strassen bauen. Wollen sie etwas kaufen, so legen sie das Geld in einiger Entfernung hin und rufen dann laut, was sie wünschen. Auch die Mission hat nicht vermocht, eine weite Bresche in diese Satzungen zu legen; ihre hervorragendste Wirkung besteht in dem allerdings wertvollem Nachweis, dass durch sorgfältige Schulung aus diesen in Schmutz und Unwissenheit verkommenen Menschen so tüchtige Leute heranzubilden sind, wie sie nur irgend eine Kaste Indiens,

dieses Prinzips erstreckt sich noch weiter. — Woltmann, einer der besonnensten Vertreter der Rassentheorie, sagt:⁶³⁾ „Es ist eine fast regelmässige Erscheinung, dass die soziale Schutzwehr nach unten und die darauf beruhenden Rechtsgewohnheiten dazu neigen, auf die eigene Rasse zurückzuwirken und innerhalb derselben ähnliche Kastenabschliessungen mit Erblichkeit der Berufe und Inzucht hervorzurufen. So ist es in Indien geschehen und die Entstehung der Hörigkeit von freien Germanen knüpft anfänglich an die schon bestehende Knechtschaft der unterworfenen fremdrassigen Urbewohner Deutschlands an.“⁶⁴⁾ — So kam es, dass nicht bloss bedeutende „arische“ Bestandteile in die Sudrakaste gerieten, sondern dass ein Teil der Verachtung auch den „arischen“ arbeitenden Kasten zufiel. Von Indien gilt das Wort, das Chamberlain in Bezug auf Babylon geäussert hat, dass hier von einer Wahrung menschlicher Rechte nie auch nur die Rede war. Die Absonderung zeitigt in Indien die sonderbarsten Früchte. Jeder Stand, jede Gruppe, jeder Beruf hat

liefern mag. Es war viel, dass solche Ausgestossene die Regierung von Travakor 1875 nicht bloss wegen ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit beloben, sondern ihre Treue und Ehrlichkeit anderen zur Nacheiferung empfehlen durfte. Christliche Pulayasklaven sind zu Tode gepeitscht, ihre christlichen Schulen niedergebrannt worden.“ Und so fort. (Ratzel, Völkerkunde, II, S. 596.) Es ist völlig falsch, wenn die vorarische Urbevölkerung Indiens manchmal als tierische Wilde, deren niedrige Organisation ihre Lage nötig machte, geschildert wird. Sie haben in einzelnen Gliedern ihrer Rasse eine hohe Kultur erreicht, schon vor der arischen Invasion Reiche gegründet und in ihrer Sprache und ihren Gräbern Beweise reicher Zivilisation hinterlassen. (Ebenda S. 571.)

⁶³⁾ Woltmann a. a. O. S. 200.

⁶⁴⁾ Noch heute hört man Stimmen, die die Abschaffung der Negerklaverei bedauern, weil die schwarze Rasse nie reif zur Freiheit werden würde. Als ob alle Weissen dies schon wären! Wer die Sklaverei auf der Rassengrundlage billigt, vergisst, dass diese Verletzung der Menschenwürde notwendigerweise bald auch zur Schändung der eigenen, der weissen Kulturasse führt. Loria (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 1896. S. 111 ff.) führt einige Belege aus der nordamerikanischen Sklavenszeit an.

Chambers schrieb: „Rasse! Sprecht uns nicht von Rasse: wir kümmern uns gar nicht um die Abkunft und Farbe; was wir behaupten, ist, dass die Sklaverei, sei es der Schwarzen oder der Weissen der regelmässige und beste Zustand der Gesellschaft ist. Das Blut von Rednern, Generalen, Staatsmännern sogar von Präsidenten der Republik läuft in

die Tendenz, eine „Rasse“ zu werden oder ihren rassenhaften Ursprung nicht verwischen zu lassen. Als Beispiel seien die Banjari angeführt, deren einziger Beruf darin besteht, in allen Provinzen Zentralindiens Getreide mit Ochsen zu transportieren, die sich aber dabei als eigene Rasse betrachten. — „Die 14 Millionen Brahmanen zerfallen allein in mehrere hundert Unterkasten, die sich nicht ehelich miteinander verbinden können, von denen eine nicht im Stande ist, der anderen Speise zu reichen. Welcher Weg von den brahmanischen Panditen Bihars in ihren fleckenlosen Gewändern und den stolzen Priestern von Benares bis zu den kartoffelbauenden Brahmanen von Orissa, halbnackten Bauern, die niemand ihrer Kaste würdigte, wenn sie nicht das schmutzige Stückchen Brahmanenfaden um den Hals kennzeichnete! Man sieht Brahmanen, die als Lastträger, Schäfer, Fischer, Töpfer ihren Lebensunterhalt gewinnen, neben solchen, die für sich und ihre Familie den Tod jeder Handarbeit vorziehen und lieber sterben, als dass sie von einem Menschen tieferer Kaste bereitete Nahrung nähmen.“⁶⁵⁾ Die Kshatriya (Name der alten Kriegerkaste) sind in 590 Abteilungen zersplittert u. s. w. Alle diese Splitter vereinigt kein gemeinsames Gefühl. „Der indische Staat löst sich bekanntlich in eine Unzahl von einzelnen Dorfschaften auf, die für sich bestehen und sich um die allgemeinen Schicksale des Landes nicht weiter kümmern, wenn keine Neuerung in der Steuerverfassung ihnen auf-

den Adern von Menschen, die gekauft und verkauft werden wie Pferde und Maultiere. Auch ist es bekannt genug, dass viele rein anglo-amerikanische Kinder in Sklaverei geraten. Manchmal verkaufen die armen Weissen des Südens ihre Kinder an die Händler und es ist notorisch, dass die Sitte, in den Staaten des Nordens auf die Jagd nach weissen Kindern zu gehen im Fortschreiten begriffen ist.“ (1857) General Sherman schrieb: „Ich sah Männer und Weiber, weiss wie der reinste angelsächsische Typus wie Tiere verkauft werden.“ Ellison berichtete: „Es war nicht aussergewöhnlich Sklaven zu sehen, die so weiss waren, dass man sie nicht leicht von Weissen reinsten Blutes unterscheiden konnte.“

Ja Georg Fitz Hugh aus Virginien verfocht die Ansicht, man solle nicht nur die Neger, sondern alle aus Deutschland und Irland eingewanderten Proletarier aus „Humanitätsgründen“ zu Sklaven machen!

Cromwell liess tausende Iren in die Sklaverei nach Westindien verkaufen.

⁶⁵⁾ Ratzel, Völkerkunde 1895, II. Band, S. 595.

gedrängt wird. Es konnte sich daher nicht die Idee eines Vaterlandes bei ihnen ausbilden, jeder Kaste war die Kaste das Vaterland.“⁶⁶⁾ Das potenzierte Rassegefühl hinderte also die Entstehung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, hier liegt der Grund für die unerhörte Tatsache, dass das Riesenland Indien seit Jahrtausenden jedem Eroberer, Skythen, Araber, Türken, Mongolen, ja selbst beutegierigen Handelsgesellschaften, wie der holländischen und später der englischen Kompagnie, ohne grossen Widerstand sich unterwarf. Was der Fremdherrschaft entgegentrat, waren ausschliesslich die in Indien eingesprenkten türkisch-mongolischen Bestandteile (Mahratten, Randschputen, Sikhs etc.), nie die eigentlichen Hindus.

Bei den nationalen Kämpfen unserer Tage kann von Rassegegensätzen überhaupt nicht gesprochen werden. Die Serben hassen die Kroaten auf's bitterste, obwohl sie einer Abstammung und Sprache sind, die Deutschen und Dänen, Polen und Russen sind weitere Beispiele. Man sagt, der Rassenhass sei berechtigt als „natürliches Gefühl“. Aber unsere ganze Zivilisation beruht auf der Ueberwindung „natürlicher Gefühle“. Mit diesem Grund könnte man selbst die Menschenfresserei verteidigen. Übrigens bietet uns die Geschichte viele Belege dafür, wie schnell solche „natürliche Gefühle“ entstehen. Alle Mohamedaner — der Neger des Sudans wie der kaukasische Berber — behaupten mit Stolz von den Arabern Mekkas oder Yemens abzustammen. Der türkisch-finnische Bulgare, der eine slavische Sprache angenommen hat, glaubte ein Slave zu sein und der „arische“ Albanese oder türkisierte Balkanslave ist fanatischer Mohamedaner und mordet seinen slavischen Bruder aus „Rassenhass“. Es hat oft genug Heiterkeit erregt, wie oft in Oesterreich die Führer der Deutschen echt slavische Namen, die der Tschechen dagegen deutsche tragen.⁶⁷⁾ Schon zu Elisabeths Zeiten waren die

⁶⁶⁾ Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, 2 Auflage, 1867—74, II. Band, S. 5.

⁶⁷⁾ Wir erinnern an die „Deutschen“ Chlumecky, Schmeykal, Kozepok u. s. w., an die „Tschechen“ Rieger, Zeithammer, Krumbholz, Purghardt, Engel, Herold u. s. w. Nach einem interessanten Artikel in der „Fackel“ (Nr. 17 von 1899) finden sich unter den Führern der untersteierischen Deutschnationalen die Namen: Rakusch,

heissblütigsten Iren keltisierte Angelsachsen und Parnell war echt englischer Abkunft.

Die egoistische Politik des späteren Zunftwesens hat aus rein materiellen Gründen, um die Zahl der Gewerbebefähigten zu beschränken, eine grosse Zahl von Berufen für „unebrlich“ und verächtlich erklärt. Anfänglich gehörten nur solche Tätigkeiten, denen wie Abdeckern, Totengräbern, Henkern ein gewisser Abscheu folgte, dazu, später dehnte man den Kreis immer weiter aus und rechnete Leineweber, Müller, Barbieri u. a. zu den Verachteten, deren Söhnen und Nachkommen sogar der Eintritt in die ehrsame Zunft verwehrt wurde. Wenn nicht die wirtschaftliche Entwicklung diese Bande gesprengt hätte, würden sich aus jenen Gruppen eigene Rassen gebildet haben und man würde den Abscheu vor einem Weber oder Müller ganz „natürlich“ finden. Begründen könnte man ihn freilich ebensowenig wie den Antisemitismus.

Die Konsequenz der Rasseninstinkte auf politischem Gebiet ist die Anarchie. Schon der extreme feudale Individualismus Gobineaus, der die Idee des Vaterlandes bei den Griechen eine von den Semiten den Ariern aufgedrängte „Monstrosität“ nennt, lässt diesen Zug erkennen. Als Feinde der klaren Vernunft, der unbefangenen Weltbetrachtung, zeichnen sich fast alle Rassentheoretiker durch eine Abneigung gegen das Hellenentum aus, die bei Gobineau offen und ehrlich, bei Chamberlain⁴⁹⁾ hinterhältig und phrasenverhüllt auftritt. — Ebenso feindlich

Kokoschinegg (kokosch, slowenisch = Henne), Stepischnegg (stepisch = Brunnen), Schurbi, Kovatschitsch (kovač = Schmied), Jessenko, Jabornegg, Ambrositsch, Mravlog, Besgorschak, Podgorschegg u. s. w. Der Erfinder des slovenischen Nationalismus hiess Einspieler, andere „Slovenen“ heissen: Rauch, Kaisersberger, Fischer, Lippolt, Mayer, Sittig, Plapper u. s. w. Oft spielen von Brüdern der eine im deutschnationalen, der andere im slovenisch-nationalen Lager eine Rolle, und schreiben sich dann auch mit verschiedener Orthographie, so die Brüder Glantschnigg — Glanönik, Woschnagg — Vošnjak u. s. w. Im Parlament sassen lange zwei Brüder, von denen der eine sich Klukki nannte und als Deutscher bekannte, der andere aber sich Klucki schrieb und zu den Polen gehörte. Aus Görz-Gradiska vertrat die Grossgrundbesitzerkurie der Slovane Graf Alfred Coronini, die Städte der Italiener Graf Franz Coronini. Der wütendste Bekämpfer der Italiener heisst — Bianchini.

⁴⁹⁾ Vgl. Chamberlain, S. 91, 95, 96. Selbstverständlich preist Chamberlain die Hellenen an anderer Stelle wieder.

begegnen sie der Demokratie, deren Voraussetzung die Erziehung des Volkes zum nüchternen Denken ist, denn nur eine von blinder Leidenschaft und unkontrollierbaren Gefühlen freie Nation besitzt die Fähigkeit, der Bevormundung zu entraten. Der Ekel erregende Zustand des politischen Lebens Österreichs, die Herrschaft der tollsten Phrase, das Überbieten an sinnloser Leidenschaft, die schroffe Verachtung des „minderwertigen“ Gegners, die Zersplitterung in zahllose Fraktionen, die das bellum omnium contra omnes verwirklichen — — all dies ist nicht eine natürliche Folge des Nationalitätenstreites, sondern entstand erst seitdem durch den Antisemitismus die Auffassung der Nationalitäten als Rassen sich verbreitete und ihre naturgemässen psychologischen Wirkungen äusserte. Man wird einst den spezifisch österreichischen „Nationalismus“ als Massenhysterie wissenschaftlich charakterisieren und damit den Einfluss der Rassentheorie gebührend charakterisiert haben.

In den Wirkungen bereits erblicken wir die Ähnlichkeit zwischen Rassenpolitik und politischem Klerikalismus. — Bei Gobineau fällt Rassenglaube und Ultramontanismus ohne weiteres zusammen. Chamberlain, der pangermanische Protestant, drückt seinen Hass gegen die katholische Kirche in kräftiger Weise aus. Rom ist nach ihm der Todfeind des Germanentums. Jeder Katholik hat die Anlage, ein Feind der Nationen⁶⁹⁾ und jeder individuellen Freiheit zu sein. (S. 680.) Und trotzdem klingt es wie ein leises Sehnen, aus dem Satz: „In dem Gedanken an Katholizität, Kontinuität, Unfehlbarkeit, göttliche Einsetzung, allumfassende, fortdauernde Offenbarung, Gottes Reich auf Erden, Gottes Vertreter als obersten Richter, jede irdische Laufbahn die Erfüllung eines kirchlichen Amtes — in dem allen liegt so viel Gutes und Schönes, dass der aufrichtige Glaube daran Kraft verleihen muss.“ (S. 679.)

Und in seinem Nachtrag Nr. II, S. 69, konstatiert Chamber-

⁶⁹⁾ Mit der Nationsfeindlichkeit der Kirche steht übrigens die im Nachtrag II, S. 77 erwähnte Tatsache im Widerspruch, dass die Kirche oft für unterdrückte Nationalitäten Partei genommen hat. (Iren, Polen, Bretonen u. s. w.) Hier ist Chamberlain plötzlich der Antinationale, denn das sind Sprachen „geringerer Kultur“, das „keltische Idiom“ in Irland ist „völlig nutzlos“ u. s. w. Wird Chamberlain dasselbe bezüglich der Unterstützung der vlämischen Sprache gegen das Französische, der

lain bereits, „dass die Kritiker aus jenem (dem ultramontanen) Lager ihn trotz seiner so unverhohlenen Gegnerschaft stets loyal und sogar mit einer gewissen Sympathie — nicht für seine Meinungen doch für seine Person — behandelt haben“, um (S. 75) auszuruhen: „Ich glaube also, wir Protestanten sollten Achtung und Liebe für das Katholische (wohlgemerkt nicht bloss für die Katholiken D. V.!) im Herzen grossziehen,“ „Katholiken und Protestanten möchte ich ein aufrichtiges, rückhaltloses Sichzueinanderwenden dringend ans Herz legen.“⁷⁰⁾ So hätten sich denn die schönen Seelen gefunden! Und wahrlich in so vielen Stücken: der Ablehnung der Voraussetzungslosigkeit in der Wissenschaft,⁷¹⁾ der Betonung des Gefühls gegen den Verstand, dem Hass gegen Humanität und Fortschritt u. s. w. kommen Rassen-theorie und Ultramontanismus zusammen, so dass die Verschiedenheit der Dogmen und die Kulturkampfpose auf beiden Seiten wenig mehr ausmachen.

Die Ethik der Rassentheorie lässt sich aus diesen psychologischen Grundlagen leicht ableiten. Robertson hat einen Abschnitt seines vorzüglichen Buches⁷²⁾ diesem Punkt gewidmet und weist mit Recht auf den Widerspruch hin, dass Rassen-selbstlob in zivilisierten Ländern gebilligt wird, während das individuelle Selbstlob als alberne Eitelkeit gilt. Auch seine Bemerkung sei hier zustimmend widergegeben: „dass manche Ausserungen des Rasseninstinktes seitens erwachsener Männer genau auf der Stufe von Bubenstreichen, andere aber genau auf der von Barbaren stehen, so dass man beinahe den Begriff der politischen Entwicklung verneinen möchte.“⁷³⁾

der Klerus in Belgien einen grossen Teil seines Einflusses verdankt, behaupten?

⁷⁰⁾ Es liessen sich noch eine Anzahl sehr bezeichnender Stellen anführen, in denen Chamberlains katholische Neigungen sichtbar werden.

⁷¹⁾ Als anlässlich der Spahnaffaire Mommsens Wort von der „voraussetzungslosen Wissenschaft“ fiel, richtete Chamberlain einen langen Artikel gegen Mommsen, der das Entzücken der Klerikalen erregte.

⁷²⁾ Robertson a. a. O. S. 114 ff. Das Buch behandelt nicht bloss das Titelthema, sondern auch die allgemeinen Fragen der Rasse in trefflicher Weise und sollte allgemeiner bekannt sein.

⁷³⁾ Ein bezeichnender Fall der durch die Rassentheorien hervorgerufenen Gehirnparalyse findet sich in dem „Deutsch-nationalen Taschen-

Unser Thema ist noch nicht erschöpft. Wir möchten aber nur noch kurz bemerken, wie selbst in ästhetischer Hinsicht die Rassentheorie minderwertig ist. Es gibt keine rohere, mechanischere Erklärung, als die aus sich stets gleichbleibenden Grundkräften. Das reizvolle und erhebende Schauspiel der Entwicklung des Menschen vom Tier zur selbstbewussten sittlichen Würde fehlt, denn die edle Rasse ist von Anfang edel.⁷⁴⁾ Die erschütternde Tragik des Untergangs ganzer Völker, Kulturen und Rassen im Ringen mit dem unfassbaren und allgewaltigen Schicksal — es wird zur schalen Philisterposse, wo der Schlechte schliesslich an seiner eigenen Schlechtigkeit krepirt, damit die tugendhaften Rassen sich dann zu Tische setzen können. Die Poesie der Geschichte, der Reiz eines fremden und doch verwandten Daseins jenseits von Jahrtausenden und Rassenunterschieden, das schüchterne Aufzucken des Menschheitsgedankens in der starren Inschrift eines Babylonierkönigs, in einer träumerischen Sage der polynesischen Inseln — wir stehen ihnen fremd und kalt gegenüber, denn das oberste Gebot lautet: Hass soll sein zwischen Dir und dem Fremden! Dafür erfahren wir, dass die Juden aus 5% Semiten, 50% Hethitern, 10% Ariern bestehen⁷⁵⁾ und das ihr moralisches Wesen daher aus 5% Willen, 50% Mittelmässigkeit und Geschäftsklugheit, 10% anständigen Eigenschaften u. s. w. zusammengesetzt ist. Das ist wenigstens der folgerichtige Schluss aus den Voraussetzungen des „nüchternen Empirikers“, den wir hier ziehen. Wenn ein Charakter gar Widersprüche aufweist oder zu zeigen scheint, so ist dies für Chamberlain ein sicheres

buch und Zeitweiser auf das Jahr 1904/2017“, herausgegeben von dem alldeutschen Publizisten Karl Habermann in Innsbruck. Auf Seite 50 dieses „Zeitweisers“ ist wörtlich zu lesen: „Die Gesamtbevölkerung der Erde beträgt ohne Affen, Halbaffen und Fledermäuse rund 1 Milliarde und 600 Millionen Primaten, davon etwa 900 Millionen Menschen, das übrige menschenähnliche Zwischenglieder (Zweihändler) in verschiedener Auswicklung (hierher die meisten Malayen, viele äthiopische und mongolische Stämme, auch die Juden).“

⁷⁴⁾ Oder entsteht wieder aus anderen „edlen“ Rassen. (Chamberlain, S. 217.)

⁷⁵⁾ Vide Chamberlain, S. 372.

Zeichen von Rassenmischung. Die verschiedenen Rasseninstinkte kommen dann abwechselnd zur Geltung. (Vrgl. St. Augustin, Paulus etc.) Wie gemischt muss da erst Chamberlain sein, dessen Werk auf jeder Seite von Widersprüchen ärgster Art wimmelt! Und wie langweilig vom rein ästhetischen Standpunkt aus, müssen nicht reine Rassen sein, die ganz ohne innere Widersprüche in der Welt stehen! Kennt Chamberlain nicht das mutige Wurt Huttens bei C. F. Meyer:

„Ich bin kein ausgeklügeltes Buch,
Ich bin ein Mensch mit meinem Widerspruch!“

Nicht ein lebendiger Organismus, nicht eine kunstvolle Maschine ist der Mensch nach der Rassentheorie, sondern eine Mischung verschiedener Kaffeesorten. Diese Minderwertigkeit der Anschauung entspricht den anderen Voraussetzungen — der Degeneration des Denkens und Wollens. Ein tüchtiger Kerl setzt seinen Stolz darein, selbst eine Rasse zu gründen, nur die Impotenz befördert Ahnenstolz, nur wer die eigene Schwäche verbergen will, prozt damit, was seine Ahnen geleistet haben oder hätten leisten können. Und nochmals sei ein treffendes Selbstbekenntnis hervorgehoben, mit dessen Wiedergabe wir uns verabschieden: „Indem die eigenen Leistungen immer hervorgehoben, die Errungenschaften der anderen verschwiegen oder vertuscht, gewisse Dinge immer ins hellste Licht gestellt, andere im tiefsten Schatten gelassen werden, entsteht ein Gesamtbild, welches in manchen Teilen nur für das subtilste Auge von der nackten Lüge sich unterscheidet. Die Grundlage aller echten Wahrheit: Die gänzlich uninteressierte Gerechtigkeitsliebe fehlt fast überall; daraus kann man erkennen, dass wir noch Barbaren sind.“⁷⁹⁾



⁷⁹⁾ H. St. Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. II. Aufl. S. 94, Anmerkung.



Vertical line of text on the right side of the page.





FEB 21 1935



